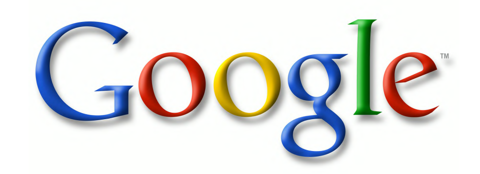
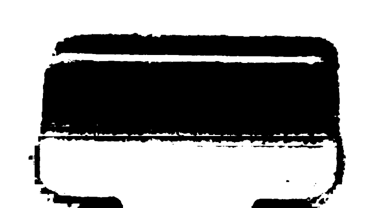
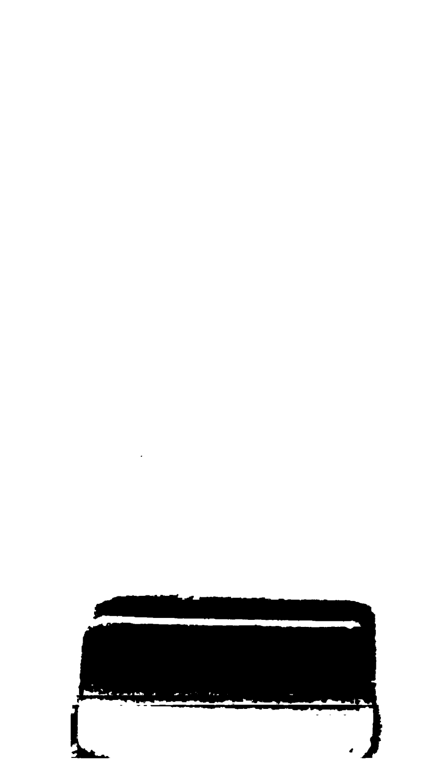






Johann Gottlob Nathusius

Ein Pionier deutscher Industrie



von

Elsbeth von Nathusius

Stuttgart
Deutsche Verlags-Anstalt

Johann Gottlob Nathusius



Johann Gottlob Nathusius

Ein Pionier deutscher Industrie

Von

Elsbeth von Nathusius

> Unser Leben ist ein rascher Schritt von unserer Geburt bis über zum Augenblick des Todes. In dieser Zeitspanne hat der Mensch eine Lebensbestimmung: Arbeit am Wohl der Gemeinschaft, deren lebendiges Glied er ist.
>
> Friedrich der Große

Zweite Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915



Fritz Oppenheim

Johann Gottlob Nathusius

Ein Pionier deutscher Industrie

Von

Elsbeth von Nathusius

> Unser Leben ist ein rascher Schritt von unsrer Geburt hinüber zum Augenblick des Todes. In dieser Zeitspanne findet der Mensch eine Lebensbestimmung: Arbeit am Wohl der Gemeinschaft, deren lebendiges Glied er ist.
>
> Friedrich der Große

Zweite Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Druck
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach,
Württemberg

Inhalt

Vorwort

Meines Großvaters selbstverfaßte Jugendgeschichte war vor Jahren für seine Nachkommen als Manuskript gedruckt worden. Viel später, als im Sturm und Drang der Kriege 1866 und 1870 und der schnellen, neuen Entwicklung Deutschlands der alte Nathusius und seine Bedeutung in seinem Kreise fast vergessen war, schenkte ich eins der Heftchen einem lebhaften Freunde, dem die Lektüre, wie er sagte, den Nachtschlaf kostete. Er erklärte mir, ich müßte eine Fortsetzung dazu schreiben, es sei ja unerträglich, daß man die weitere Entwicklung dieses Mannes nicht kennen lernen solle. Ich machte Einwendungen — die jetzige Generation würde sich nicht mehr für einen Mann interessieren, der von der neuen Zeit längst überholt worden sei, ich fühle mich der Sache nicht gewachsen und was der Bedenken mehr waren. Aber der gute Freund ließ nicht locker, und immer, wenn wir uns wiedersahen, hieß es: „Was macht der Großvater?" Ein Versuch zu einer kleinen Lebensskizze konnte ja nicht schaden, und je mehr ich mich mit dem Gedanken daran beschäftigte, je mehr tauchten die Erinnerungen und Anekdoten wieder auf, die ich aus dem Munde meines Vaters, Wilhelm Nathusius, so oft gehört und die an sein geliebtes Jugendland, Althaldensleben, anknüpften. Auch die Stunden aus meiner Jugend wurden wieder lebendig, wo ich aus den Fenstern eines alten Magdeburger Giebelhauses auf den Breitenweg hinabschaute und den Erzählungen einer Tochter der Patrizierfamilie Lekeeny lauschte, welche mir ein farbiges Bild vom Leben in der Stadt zur Zeit der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gaben.

Den besten Fund aber machte ich in dem alten Schrank, der den schriftlichen Nachlaß von Nathusius' Sohn Philipp enthielt, welcher bald nach dem Tode des Vaters die Absicht hatte, dessen Leben herauszugeben. Dort fand ich den ersten, noch formlosen Entwurf zu einer Biographie und viel wertvolles Material, das freilich erst noch gesichtet und ergänzt werden mußte. Und da der Sinn dafür einmal erwacht war, konnte ich zur Ausfüllung der Lücken immer mehr zusammentragen, wenn auch von den Menschen, welche Nathusius noch mit Augen gesehen und die Macht seiner Persönlichkeit empfunden hatten, keiner mehr am Leben war.

So ist statt der Skizze ein Buch entstanden, in möglichst gewissenhafter Arbeit. Möchte mich die Hoffnung nicht täuschen, daß ich einen Schatz habe heben dürfen, der auch die Menschen von heute erfreuen und ihnen dienen kann.

Elsbeth von Nathusius.

Die Vorfahren

Nach der Familienlegende, mit der die Aufzeichnungen des Johann Gottlob Nathusius beginnen, stammten seine Vorfahren aus Schweden, und soll sein Ahnherr im 16. Jahrhundert als Student nach Wittenberg gekommen sein, um die Verkündigung der neuen Lehre aus Luthers eignem Munde zu vernehmen. Erst ein später Nachkomme, Dr. phil. Heinrich von Nathusius, hat an der Hand sicherer Quellen diesen und andere Irrtümer richtiggestellt.

Die Wittenberger Universitätsmatrikel enthält 1541 und 1584 je einen Fabianus Natus, beide aus der Lausitz stammend. Aus derselben Zeit finden sich in der Universitätsmatrikel von Frankfurt a. O. mehrere Nathusius, Natusch und ähnliche Namen, nach der Sitte der Zeit haben einige der Träger die lateinische Endung ihrem Namen angehängt. Sie stammen zum Teil aus Priebus in Schlesien, zum Teil ebenfalls aus der Lausitz, und danach ist die wendische Abkunft der Familie wohl unzweifelhaft.

Der erste der Familie, von dem sich ausgiebige Nachrichten gefunden haben, ist Hanns Natusch, auch Natisch und Nathusius genannt, 1548 in Frankfurt a. O. immatrikuliert und 46 Jahre lang Stadtschreiber von Priebus, mehrmals in den Rat gewählt, ein tüchtiger, angesehener Mann, wie auch schon aus der langen Amtsdauer hervorgeht. Unter seinen Nachkommen werden Schulmeister, Kantoren und Handwerker genannt, und von seinem Enkel, dem Theologen Christian Nathusius, geboren 1625, finden sich in Kirchenbüchern und Visitationsprotokollen so viel Nachrichten, daß sein Leben als ein recht anschauliches Bild der kläglichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen erscheint.

Sein Vater war Schulmann und Rektor zu Lübben im Spreewald, er selbst zog von einem Gymnasium zum anderen und geriet zuletzt nach Stralsund in Pommern. Nach dieser Zeit hat er vier Jahre lang auf Rügen „bey zween von Adel praeceptoriret und Ihme etwas an sumtibus auff der Universität davon zu Lehn (Leben) colligiret". Mit dem erworbenen Gelde besuchte er zwei Jahre lang die Universität Königsberg. Er kehrte dann nach Lübben zu seinem Vater zurück und ist von dort „zu Ihr. Gräfl. Gnad. dem Hr. Grafen von Solmss nach Sonnenwalde, dero jungen Herrn zu informiren, kommen". Dort hielt sich Christian zwei Jahre auf, „durch welche Er seine itzige Ehefrau Catharina, Christian Königss Sel. burgers und Einwohners zu Finsterwalde Tochter geheiratet". 1655 wurde er von der Frau General Wölferssdorf als Patronin an die Pfarrstelle von Gehren mit Riedebeck und Wendisch-Drehna berufen. Die Einkünfte dieser Stelle bestehen nach dem Visitationsprotokoll 1658 aus 18 Hühnern von Gehren, von Riedebeck 2 Malter 11 Scheffel Korn, 1 Malter 6 Scheffel Hafer, 1 Gulden Geld an Zehnten, von Drehna 11 Scheffel 2 Viertel Korn. Zur Pfarre gehören drittehalb Hufen Landes in Gehren, 5 Fuder Heu, schlechte Gärten, sonstige Bezüge erhält der Pfarrer zu Neujahr, bei Abendmahlsfeiern und Beichten. Das Inventar besteht aus: „Sechs Gulden an Geld, vier mäßige Schweine, vier Gänße mit dem Gant, drei Scheffel Hafer, ein Scheffel Heydekorn, eilf Scheffel korn zur Außaadt." Dann beschwert sich der Pfarrer über die Kirchenväter, die ihm nicht zu Willen seien, und über Gemeindeglieder, die ihn schimpften. Die Gartenzäune seien schlecht, die Pfarrwohnung nicht ausgebaut, Schnee und Regen können eindringen, eine Feuermauer sei nicht vorhanden, auch keine Studierstube, kein Boden, keine Stallung. Der Brunnen sei eingefallen, auch der Backofen, es sei keine Einfahrt da, der Kachelofen und die Kamine seien zu ändern, die Decken zu bessern. Nun werden bei der Visitation die einzelnen Punkte erörtert: Die Kirchenväter

sollen fleißig in ihrem Amt sein, diejenigen, welche den Pfarrer geschimpft haben, sollen abbitten. Die Gemeinde soll die Gartenzäune ausbessern, will mit dem Patron zusammen die Wände der Wohnung bessern, der letztere will eine Scheune ausräumen. Der Pfarrer dagegen will in der Mutterkirche Gehren alle Sonntag predigen, in Riedebeck dagegen nur jeden dritten Sonntag, weil sie nicht ordentlich bezahlen.

Christian Nathusius rückte indessen durch die Gunst des Grafen Solms und durch Versetzung auf bessere Stellen allmählich auf. Zuletzt kam er nach Sonnenwalde, wo er freilich auch nach seiner Aussage „viel hat ausstehen und in mich schlucken müssen, und dazu fast nicht mucken dürffen“. 1683, nachdem er, wie er schreibt, „über dreißig Jahre in dieser Graff- und Nachbarschafft unterschiedl. functiones durch Gottes Gnade und deßen mitgetheilete Gaben, iedoch ohne üppigen Rhum zu melden, unwürdig bedienet (hatte)“, wurde er von „Sein. Hochgräfl. Gnaden, dem Hochgebohren ietziger Zeit regierenden Graffen und Herrn, Herrn Georg Friedrich des Herzl. Röm. Reichß Graf zu Solms, Herrn zu Münzenperg, Wildenfels und Sonnenwalde“ auf die Pfarrstelle nach Goßmar berufen. Auch die „gesampten Eingepfarrten hatten ihr gemüthe auf meine unwürdige person geworffen“. Trotzdem lehnte Nathusius die Stelle ab, weil sie mit einer großen Landwirtschaft verbunden war, und „mir und den Meinigen für der weitläuftigen Haushaltung, Beschwerlichen Ackerbau, am allermeisten aber für der plage mit dem unbändig und unersätl(ichen) Gesinde gegraut. Habe ich daran unrecht getan, wolle es der gütige Gott meiner Schwachheit zurechnen und mir diese Unwissenheit aus Gnaden verzeihen!“ Zuletzt aber entschließt er sich doch, sich dem gnädigen Willen Gottes in demüthigem Gehorsam zu unterwerfen und solche angetragene Pfarrstelle im Nahmen Gottes anzunehmen „nach zu rathe ziehung vornehmer und gewissenhafter Theologorum“ und weil der Hoch-Gräfl. Ambtß-Rath ihm verspricht, daß die Eingepfarrten den

Pfarr-Acker den Winter über bestellen und ihm eine gewisse Anzahl „Schaffe“ halten sollen. Mit diesen Versprechungen aber scheint es herzlich wenig geworden zu sein. Besonders in „Puncto des „Tüngers“ (Düngers) wird im Kirchenbuch vom Pfarrer bittere Klage geführt. Die Erben des Herrn Antecessors hatten sich des vorhandenen Tüngers angemaßet, und nachdem von gnädiger Herrschaft der gnädige Abschied erfolgt war, Nathusius sollte zwey, der Herr M. Steuernagel die dritte Fuhre haben, fehlte es dem Pfarrer doch wieder am eignen Gespann, und er mußte sich auf die widerwilligen Eingepfarrten verlassen. Schließlich verspricht der Herr Ambtß-Rath wenigstens, daß „soviel der Herr Antecessor vom Tünger zu genießen bekommen hat, insokünftig mir oder denen Meinigen auch passirt und zu Genießen verstattet werden solle (beim Tode oder Abgang des Pfarrers). Welches ich der Posterität zur Nachricht allhiero dem Kirchenbuche einzuverleiben der Notturff erachtet.“ Bei Gelegenheit eines späteren Prozesses mit der Gemeinde bemerkt er: „Das ist „Gossmariensum integritas et veritas.“ Nach der Familientradition hat er so wenig Gesinde halten können, daß er seinen Acker häufig hat selbst pflügen müssen.

Obgleich nun der brave Pfarrer sein Leben in vielem Streit und in beständigen Sorgen um des Leibes Notdurft zugebracht hat, so scheint er trotzdem seines geistlichen und pädagogischen Berufes mit Eifer und Geschick gewartet zu haben, sonst hätte er sich nicht der beständigen Gunst und Liebe seiner gnädigen Herrschaften zu erfreuen gehabt und trotz allem — des Vertrauens seiner Pfarrkinder. Bei seinem Antritt in Goßmar schreibt er: „Gott segne den Auß- und Eingang, absonderlich aber die heilige Ambts- und Kirchenarbeith. Wenn ich demnach mit S. Paulo pflanze (1. Cor. 3) und mit Apollo begieße, so gebe Er zu seinen heil. Ehren das Gedeihen mildiglich dahin, damit gleich wie der Regen und Schnee vom Himmel fallet und nicht wieder dahin kommet, sondern feuchtet die Erden

und machet sie fruchtbar und wachsend, daß sie giebt Saamen zu seen und Brodt zu essen: Also laße Er seiner Verheißung nach das Wort, das aus seinem Munde gehet auch seyn, es nicht wieder leer zu ihm kommen, sondern thun, was Ihm gefällt, und Ihm gelingen, dazu Er's redet." Esa. 55. 10.

Des Pfarrers erste Frau starb nach Eintragung im Goßmarer Kirchenbuch 1692 nach 37jähriger Ehe: „Gott habe Ihre durch Christi Bluth und Tod theuer erkaufte Seele selig, Laße Ihren Leichnam in der Erden sanffte ruhen, Verleihe selbigen am j(üngsten) Tage eine fröliche Auferstehung zum E. Leben. Mir aber, wenn es Ihm gefellig, auch wohl ehestens eine Selige Nachfarth umb Christi Jesu willen. Amen." Sie hatte ihm acht Kinder geboren, von denen drei im Kindesalter starben. Schon im Jahre 1696 verheiratete sich der alte Herr zum zweiten Male, doch starb die Frau schon nach drei Jahren: „Der fromme Gott habe auch dieser ihre Seele selig, laß ihrem durch langwierige Siechtage abgequälten Leib sanffte Ruhe und Verhelffe mir mit dieser und der Vorigen im E. Leben wieder fröhlich zusammen."

1706 steht von der Hand des Nachfolgers geschrieben: „In diesem Jahr hat am dritten Sonntag des Advents H. Cristianus Nathusius, Pastor alhier als Emeritus seine Valet-Predigt gethan und ist beim Administriren ohnmächtig worden und beym Altar niedergesunken, darauf Er den folgenden Mittwoch nach dem IV. Advent nach Sonnenwalde mit seinem (selbst) verfertigten Sarg gefahren und von dem gnädigen ReichßGr. zu Solms und ErbH-E zu Sonnenwalde p. lebenslang auf eigne gnädige Kosten erhalten werden (soll)." Die gnädigen Kosten hat der hohe Herr nicht mehr allzulange zu tragen gehabt, denn schon im folgenden Sommer ging Christian Nathusius mit 82 Jahren zur Ruhe ein und wurde in seinem verfertigten Sarg nach Goßmar heraus geleitet. Sein selbstgewählter Leichentext lautete: „Nun Herr, weß soll ich mich trösten?" Ps. 39. 8. Selbst sein Begräbnis noch geschah unter mancherlei Hindernis

und Unruhe. In Sonnenwalde fiel beim Grabgeläut der Klöppel aus einer der Glocken und in Goßmar ließen die Träger die Leiche ins Grab fallen, mußten sie wieder herausheben und „sodann zu rechte einsenken, Gott gebe daß alles seine gute Bedeutung haben möge“, so schließt der letzte Bericht über den „Sehr wohl Ehrwürdigen, Vorachtbaren und Wohlgelahrten Herrn, Herrn Christian Nathusius, wohlmeritirten und Treufleißigen Seelsorger der Christl. Gemeinde zu Goßmar“.

Sein Sohn Heinrich Wilhelm, geb. 1670, der Großvater des Johann Gottlob, scheint in hohem Grade die praktische Tüchtigkeit seines Vaters geerbt zu haben. Als Pate des Grafen Solms wurde er Pächter des gräflichen Gutes Wendisch-Drehna und später vom Gute Waltersdorf bei Luckau. Gestorben ist er zu Luckau 1737 als Bürger und ansehnlicher Mann, „der mit der ganzen Schule und großem Leichentuch beerdigt worden“. Soviel ist urkundlich von ihm nachzuweisen, sein Enkel aber erzählt, daß er durch seine Tätigkeit auf mehreren Pachtungen und durch den Besitz eines Kruges, in dem die Fuhrleute einkehrten, welche von Böhmen nach Berlin gingen, 11 000 Taler in feinen Spezies erworben und im Keller verborgen hatte. Für damalige Zeit keine geringe Summe. Dafür kaufte er sich ein Rittergut in der Nähe von Dahme. König August I. von Sachsen aber verweigerte den Konsens zu dem Kaufe, weil es ihm anstößig war, daß ein Krüger Rittergutsbesitzer werden sollte. Da indessen Nathusius seine gute Herkunft nachwies, bewilligte der König doch den Konsens, unter der Bedingung, daß er das Gut als Mannslehen besitzen sollte. Damals hatte Nathusius nur Töchter und keine Söhne, darum verkaufte er das Gut an einen Edelmann, verpachtete den Krug und zog nach Luckau. Später wurden ihm noch vier Söhne geboren. Diese erhielten eine gute Erziehung, zwei davon studierten Theologie, die beiden anderen Jura. Da nun der Vater in Sachsen als ein reicher Mann bekannt war, so machten die Söhne auf der Universität viel Aufwand und trugen sehr

zur Verringerung des Vermögens bei. Beim Ableben des Vaters war es fast ganz erschöpft und bestand nur noch in dem Kruge und sehr wenigem Gelde. Der Krug wurde verkauft, und da sich sieben Geschwister in den Nachlaß teilen mußten, wurden die Erbteile sehr klein. Der älteste Bruder, Stadtschreiber in Jüterbog, regulierte die Erbschaft, und seine sämtlichen Geschwister hatten ihn in dem nicht unbegründeten Verdacht, daß er sie um einen Teil des baren Geldes betrogen und sich beim Verkauf des Kruges eine gewisse Summe hatte vorausbezahlen lassen. Sie haben ihn deshalb gehaßt und nie wieder Umgang mit ihm gehabt. Johann Gottlobs Vater hat diesen seinen Bruder 30 Jahre lang nicht gesprochen, ungeachtet sie nur vier Meilen entfernt voneinander wohnten. Acht Tage vor seinem Tode aber kam der Stadtschreiber nach Baruth, wo sein Bruder als Generalakzise- und Fleischsteuereinnehmer lebte und söhnte sich mit ihm aus. Da er in besseren Vermögensumständen als dieser war, so erbot er sich, für dessen Kinder zu sorgen, und besonders den Johann Gottlob als Schreiber zu sich zu nehmen. Aber der Knabe, welcher damals 13 Jahre alt war, wußte, daß der Schreiber des Onkels zugleich dessen Bedienter war, und erklärte seinen Eltern, daß er lieber ein Handwerk lernen, als der Bediente seines Verwandten werden wolle. So zeigte sich bei ihm schon damals das starke Ehrgefühl und die Selbständigkeit des Handelns, die ihn sein langes Leben hindurch ausgezeichnet haben.

Baruth

Für das Folgende halte ich mich zunächst ganz an die eigene Erzählung Johann Gottlobs, wie er sie ungefähr 1824 in den späteren Jahren seines Lebens niedergeschrieben hat.

„Ich bin zu Baruth im ehemaligen Kurkreise Sachsens geboren, den 30. April 1760. Mein Vater, Heinrich Wilhelm Nathusius, war daselbst Akziseeinnehmer und verheiratet mit Christiane Friederike Süssenbach aus Dobriluck, einer Tochter des dortigen Justizamtsschreibers Süssenbach, der sehr früh gestorben, daher meine Mutter von ihrer Tante, die an den Justizamtmann in Baruth verheiratet war, erzogen wurde. Von den Voreltern meiner Mutter weiß ich weiter nichts.

Mein Vater war ein sehr ernsthafter, rechtlicher und sehr moralischer Mann, sehr vorsichtig in allem, aber auch sehr freimütig. Schlechte Menschen, wenn sie auch noch so vornehm waren, tadelte er öffentlich, und seine Dienstpflichten, zu denen ihn ein Eid verband, erfüllte er sehr getreu, ohne Ansehen der Person, daher er sich den Grafen von Solms und fast alle sogenannte Honoratiores im Orte zu Feinden machte. Auch hielt er auf seine Amtswürde. Er hatte zwar monatlich nur 5 Taler 20 Gutegroschen Gehalt, aber seinen Stand wußte er doch zu behaupten. Er ging nämlich als sächsischer Beamter allen anderen im Ort, die nur gräfliche Beamte waren, vor und hatte auch, wenn sie zum Abendmahl gingen, vor ihnen den Vortritt, obgleich sie viel besser besoldet waren als er. Das ärgerte diese, also erkundigten sie sich allemal, ehe sie zum Abendmahl gehen wollten, beim Pastor, ob auch mein Vater nicht etwa hinginge. Sonst gingen sie nicht. Von Heuchelei war er so sehr entfernt, daß er keinem Menschen eine Höflichkeit oder ein angenehmes Wort sagen konnte, wenn er nicht überzeugt

war, daß er es verdiene. Wenn einem, der ihn auch nichts anging, Unrecht geschah, so nahm er sich seiner mit Eifer an. Seine Vorgesetzten achtete er, wenn sie es verdienten, wenn sie aber schlecht waren, so gab er ihnen Verachtung zu erkennen und zog sich dadurch manchen Verdruß zu. Er half einem jeden mit Rat und Tat nach Kräften, aber wer ihn unrecht behandelte, ihm etwas in den Weg legte oder seinen guten Namen kränkte, den haßte er bis zur Verfolgung. Von dem äußeren Gottesdienste hielt er wenig, er ging daher sehr selten und nur auf langes Bitten meiner Mutter in die Kirche. Er hatte aber innerliche Religion. Er verehrte Gott, und ich habe ihn oft im stillen beten sehen. Uns Kinder ermahnte er täglich mit den Worten: wir sollten fleißig beten „und dann," setzte er hinzu, „wird es euch immer wohl gehen. Ich bete auch für euch, daß es euch wohl geht." Kurz, mein Vater war ein Mann von Charakter und nach seiner Art ein Original. Mit meiner Mutter lebte er in beständigem Vertrag. Ich weiß nicht einen Fall, wo sie sich durch ein Wort oder eine Miene einander zu nahe gekommen wären. Nur dann geriet mein Vater in Unwillen, wenn ihm meine Mutter etwas Apartes zum Essen gemacht hatte und sie wollte nicht mitessen.

Nun noch etwas von dem guten Charakter meiner Mutter; es tut so wohl, wenn man gute Eltern gehabt hat und sich ihrer erinnert. Meine Mutter war im eigentlichen Sinne wahrhaft fromm. Sie übte die Lehre Jesu in der Tat. So arm wie meine Eltern waren, so unterstützte sie doch die Armen. Um alle Kranken in der Stadt bekümmerte sie sich und suchte sie mit irgend etwas zu erquicken. Den Vater ermahnte sie oft, für seine Feinde zu beten. Sie hielt viel vom äußerlichen Gottesdienste, versäumte daher keine Kirche. Bei ihrer Arbeit war sie immer in Andacht, betete und sang mit heller Stimme ihre Lieder. Mich zog sie ganz zur Andacht hin, ich mußte mit ihr fast täglich singen und beten. Ihr Fleiß, ihre Arbeitsamkeit und Sparsamkeit war sehr groß. Da das Einkommen meines Vaters

sehr gering war, denn er hatte, wie gesagt, nicht mehr Gehalt als 5 Taler 20 Gutegroschen Konventionsgeld monatlich, so legte sie, um uns zu ernähren und zu bekleiden, schon im Siebenjährigen Kriege eine kleine Branntweinbrennerei an, die sie mit Hilfe einer Magd betrieb und wobei sie ein paar Schweine und ein paar Kühe halten konnte. Durch diese geringen Mittel ernährte und bekleidete sie nicht nur ihre Kinder, sondern sie ersparte sich ein Kapital von 500 Talern, wovon mein Vater nicht eher Kenntnis erlangte, bis ein Bürgergut in Baruth zum Verkaufe kam. Hier drang sie nun in meinen Vater, dies zu kaufen, und als er ihr vorstellte, wie sie nur auf solche Gedanken kommen könnte, sie hätten ja kein Geld, legte sie ihm die dazu ersparten 500 Taler hin. Man denke sich die Freude meines Vaters. Er hielt sich nun für einen reichen Mann und kaufte das Gut. Dies Gut bestand aus einem Hause, worin nur eine Stube ausgebaut war, und dazu gehörte ein Kirschberg, etwas Acker, Wiesen und Garten. Meine Mutter trieb nun Landwirtschaft und erwarb nach und nach so viel, daß das Haus konnte ausgebaut und auch eine kleine Scheune gebaut werden.

Das Früheste, was ich mich noch aus meiner Kindheit erinnere, ist, daß ich Husaren durch die Stadt kommen sah. Es ist wahrscheinlich ein Regiment gewesen, das aus dem Siebenjährigen Kriege zurückkam. Ich bin also damals drei Jahre gewesen.

Wir waren unser sechs Geschwister, alle Brüder. Eine einzige Schwester habe ich gehabt, die aber als kleines Kind gestorben ist. Ich kann mich ihrer dem ungeachtet wohl erinnern. An den Pocken, die damals große Verheerungen anrichteten, bin ich als Kind so krank gewesen, daß sie mich schon für tot gehalten haben und nicht viel fehlte, so wäre ich lebendig begraben worden. Darum schätze ich den Dr. Jenner so (den Erfinder der Kuhpockenimpfung), er ist ein Wohltäter der Menschheit geworden.

Wie ganz anders damals noch die Zeiten gewesen sind, davon gibt eine kleine Geschichte ein Beispiel, die ich öfter meinen Vater habe erzählen hören. Sein Bruder war in seiner Jugend sehr kränklich gewesen: da hatte ihm der Arzt verordnet, Kaffee zu trinken. In Berlin war aber noch keiner aufzutreiben gewesen, endlich war er von Nürnberg verschrieben, das den Handel mit der Levante hauptsächlich in Händen hatte. Er wurde gleich gebrannt und gemahlen in ledernen Beutelchen verschickt. Er kam an, es war ein schwarzes Pulver und meines Vaters Bruder mußte alle Morgen ein Schälchen davon trinken. Aber mein Vater erzählte, er wäre allemal weggegangen, schon der bloße Geruch hätte ihn geschaudert. Man trank damals des Morgens warmes Bier oder aß eine Erbsensuppe.

Im Winter kamen die Honoratioren des Orts, wozu der Superintendent, der Justizamtmann, mein Vater und noch einige andere gehörten, des Abends bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak zusammen. Es ging die Reihe um, so daß es jeden Abend bei einem anderen war. Wenn sie nun bei meinem Vater zusammen waren, saß ich als Junge auf der Ofenbank hinter dem Ofen und hörte aufmerksam zu, was sie sprachen. Sie erzählten Gespenstergeschichten, an die sie wirklich glaubten, auch Hexenprozesse kamen vor. Einmal sprachen sie von Voltaire, „da ist in Frankreich ein Mann," hieß es, „der geradezu leugnet, daß Jesus Christus Gottes Sohn sei. Der wird aber gewiß auch noch einmal verbrannt werden." Ich wurde stutzig. Es fiel mir ein: „Wenn der Mann aber nun recht hätte?" und je mehr ich darüber nachdachte, desto unruhiger wurde ich; ich konnte den Gedanken nicht wieder los werden. Kurzum, ich wurde ein Zweifler. Dies beunruhigte mein Gemüt aber so sehr, daß ich meine Ruhe ganz verlor, denn ich dachte, ich könnte nicht selig werden. Ich wurde darüber ganz blaß und traurig, so daß es meine Mutter bemerkte. Ich entdeckte mich ihr. „Mutter," sagte ich, „ich bin ein Zweifler

geworden, das läßt mir keine Ruhe." Die fromme Frau war sehr erschrocken darüber, sie ging mit mir alle Tage auf ihre Kammer, kniete mit mir nieder und betete mit mir, daß der liebe Gott mir doch den rechten Glauben wieder schenken möchte und mich der ewigen Seligkeit teilhaftig werden lasse. Das beruhigte mich zwar sehr, doch wurden meine Zweifel nicht ganz aufgelöst, bis ich nach Berlin in die Lehre kam.

Wie knapp es bei uns zuging, besonders ehe meine Mutter zu Hilfe kam, kann man sich denken. Wir waren unser acht. Es kam z. B. immer nur ein Hering auf den Tisch. Der Vater bekam das Mittelstück und so jeder nach dem Alter. Mein jüngster Bruder bekam den Schwanz. Da mochte freilich nicht viel daran sein. Ich erinnere mich, daß er ihn manchmal zwischen den Fingern in die Höhe hielt und sagte: „Ach Gott, was ein klein Schwänzchen!" Doch es würde bei dem Nebenverdienste meiner Mutter alles recht gut gegangen sein, wenn nicht in den Jahren 1771 und 1772 ein allgemeiner Mißwachs eingetreten und die sogenannte teure Zeit in Sachsen entstanden wäre. Es starben viele Menschen vor Hunger. Jetzt, wo die Kartoffeln so allgemein geworden sind, die niemals so total mißraten, könnte ein solcher Fall nicht wieder eintreten. Derzeit gab es aber noch wenig. Der Berliner Scheffel Roggen war auf 5 bis 6 Taler gestiegen und das schlimmste war noch, daß das Branntweinbrennen verboten wurde. Es hörte nun aller Erwerb für meine Mutter auf, und von dem Gehalte des Vaters konnten wir nicht leben. Der Vater wollte durchaus keine Schulden machen. Es ging sehr kümmerlich her. Wir waren oft ohne Brot und lebten von Kartoffeln und sauren Gurken. Meine Mutter kochte Zugemüse von allerhand Kraut und Pflanzen, Mohnblättern und dergleichen. Sie buk Brot von Kartoffeln und Habermehl. Ich erinnere mich noch deutlich eines Tages, als es kurz vor der Ernte war, und wir hatten alle seit mehreren Tagen keinen Bissen Brot gegessen. „Nun, Kinder," sagte mein Vater, als wir aus der

Schule kamen, „habt nur Geduld, die Magd ist nach Jüterbogk geschickt, um einen Scheffel neues Korn zu holen und kommt heut abend wieder, ihr sollt bald wieder frisches Brot haben.“ — „Da drüben an der Ecke,“ sagte mein jüngster Bruder halblaut, „bin ich vorhin vorbeigegangen, da hatte eine Frau schon neues Brot zu verkaufen, das roch einmal schön.“ „Nun,“ sagte der Vater, „da hast du zwei Groschen, weil ihr euch so lange nichts zugute getan habt, so geh hin und hole was.“ Das war dann ein so kleines weißes Brötchen, wie es mein Bruder brachte, so daß es auf jeden nur ein ganz kleines Schnittchen gab. „Die Schnittchen sind doch gar zu klein,“ sagte mein Vater, indem er noch einmal in die Tasche griff, „geh nur hin und hole noch für zwei Groschen.“ Nun, da gab's denn noch einmal für jeden ein Schnittchen. Aber wie mein Vater es zerschnitt und austeilte, liefen ihm die Tränen über die Backen.

Indessen kamen wir durch, nur hatte es die Folge, daß der Vater erklärte, er könne keinen von seinen Söhnen studieren lassen, sie müßten Handwerke lernen. Dazu hatte aber keiner von uns Lust, ich am wenigsten. Meine drei ältesten Brüder wurden daher Soldaten, jedoch nicht ganz Gemeine, sondern weil sie rechnen und schreiben konnten, Unteroffiziere oder Furiere. Ein Gönner von meinem Vater, der Geheimrat von Vieth, gab diesen Rat und versprach, wenn sie mehrere Jahre gedient, wolle er dafür sorgen, daß sie Bedienungen erhalten sollten, welches auch nach dem Tode meines Vaters in Erfüllung gegangen ist. Ich hatte eine große Furcht vor dem Soldatenleben und ebenso ungern wollte ich ein Handwerk lernen. Ich legte mich aufs Klavierspielen, glaubte darin Meister zu werden und dadurch so viel zu verdienen, daß ich mir auf Schulen und Universitäten durchhelfen könne, ohne von meinem Vater etwas zu verlangen. Denn meine Lust zum Studieren war außerordentlich. Im Klavierspielen gab mir der Kantor Schütze auf meine Bitten Unterricht, und ich

brachte es bald dahin, daß ich die Orgel in der Kirche spielen konnte. Ich versuchte auch selber zu komponieren und fing eines Sonntags an, aus meinem eigenen Kopfe zu präludieren. Der Kantor, der mit in der Kirche war, war sehr erschrocken, als er auf einmal andere Töne hörte, und dachte, ich mache dummes Zeug, nachher aber gab er mir seine Freude zu erkennen. Ich machte auch für mich Predigten, denn ich dachte besonders Theologe zu werden, und wenn ich allein war, hielt ich sie mir mit lauter Stimme und mit allen Gestikulationen vor, um mich zu üben. In der Schule hatte ich nichts weiter gelernt oder eigentlich nicht Gelegenheit gehabt, etwas anderes zu lernen als lesen und notdürftig schreiben, desto mehr aber mußte ich Lieder und Psalmen und Doktor Luthers Katechismen auswendig lernen. Die Kinder wurden derzeit sehr damit gequält, und wer nicht konnte, mußte Katzenpfötchen halten. Ich habe fast die ganzen Psalmen auswendig gekonnt und noch jetzt, nachdem mir so viel anderes durch den Kopf gegangen ist, bin ich bibelfester als mancher Pastor.

Ich sollte nun zu Ostern 1774 konfirmiert werden. In Sachsen hielt man viel auf die Paten, ich war daher der Meinung, mein Pate, der Sekretär Bremer, der keine Kinder hatte, müßte sich meiner annehmen. Er hatte mir öfters Kleinigkeiten geschenkt. Dies ermutigte mich. Ich ging zu ihm und übergab ihm sehr ehrfurchtsvoll eine Bittschrift um eine Beihilfe zum Studieren. Er schlug es mir ab und stellte mir alle Schwierigkeiten vor, die ich bei Ausführung meines Planes haben würde, versprach aber, er wolle suchen, mich bei einem Kaufmann in Berlin in die Lehre zu bringen.

Dies schien mir doch ehrenvoller als ein Handwerk zu lernen. Er war mit dem Kaufmann Herr in Berlin in sehr freundschaftlicher Verbindung. An diesen schrieb er und bat, mich in die Lehre zu nehmen. Herr willigte gleich ein und überschickte einen Kontrakt, wonach ich sechs Jahre lernen, mein Vater mich während der Lehrjahre in Wäsche und Klei-

dern erhalten und für meine Treue mit seinem Vermögen sich verbürgen sollte. Mein Vater schickte ihm den Kontrakt ununterschrieben zurück und schrieb ihm, Berlin wäre ein gefährlicher Ort, ich könnte dort verführt werden und daher könne er nicht für meine Treue bürgen. Seine Umstände wären auch von der Art, daß er mich nicht in Kleidern erhalten könne, alles, was er tun könnte, wären jährlich 10 Taler zu Kleidern und ein paar Hemden. Es kam hierauf zur Antwort: Er hätte aus dem Briefe meines Vaters ersehen, daß er ein ehrlicher Mann wäre, und wüßte, daß sein Sohn ein sehr frommer Junge sein sollte, er wolle daher gar keinen Kontrakt machen und ihn für die 10 Taler jährlich in Kleidern erhalten. Die Lehrzeit wurde auf sechs Jahre bestimmt!

So schloß des Knaben Kindheit, die er in kleinstädtischer Enge vielfach unter dem Druck der Sorge und des Mangels bei strenger Zucht verbracht, mit einer großen Enttäuschung ab. Schon längst war er freilich der eigentlichen Kindheit entwachsen, ein stiller, in sich gekehrter Junge, der nur zuweilen, wenn sein Ehrgefühl verletzt wurde, heftig aufbrausen konnte, sonst scheinbar achtlos gegen das, was um ihn her vorging. Als man später seinem kleinen Sohn den Vorwurf machte, daß er ein gar zu träumerisches, zerstreutes Kind sei, da sagte der Vater: „Laßt ihn gehen, aus dem wird einmal gar nichts oder etwas sehr Gutes. Ich bin geradeso gewesen."

Ein rührendes Ergebnis der bitteren Enttäuschung in bezug auf seinen Beruf war es, daß er später als reicher Mann so besonders gern unbemittelten jungen Studenten zur Erreichung ihres Lebenszieles behilflich war. Bei solcher Gelegenheit konnte er wohl sagen: „Ja, wenn man mir damals so geholfen hätte, wie glücklich wäre ich gewesen!" Dann erinnerte ihn wohl ein Freund daran, wie er doch jetzt nach einem an Erfolgen so reichen Lebens die Enttäuschung seiner Jugend nicht mehr zu bedauern brauche. Aber dann schüttelte er den Kopf und sagte mit seinem feinen Lächeln: „Wer weiß, ob doch nicht

mehr aus mir geworden wäre, ob ich einen andern Beruf nicht besser ausgefüllt hätte. Ich getrau' mir zu sagen, daß ich der Welt noch mehr hätte nutzen können, wenn ich studiert hätte." Sein Sohn Philipp, ein Poet und Schriftsteller, hat sich oft mit der Vorstellung beschäftigt, was aus des Vaters Leben hätte werden können, wenn er nicht in den Beruf eines Kaufmanns hineingezwungen wäre, und wer in späteren Jahren die schaffende Kraft von Nathusius' Phantasie, die immer wieder aufsteigende Neigung zur Lösung religiöser und philosophischer Fragen kennen lernte, mußte wohl zugeben, daß in ihm während seiner harten Jugend manche Triebe geknickt, manche Gaben des Gemütes und Geistes verkümmert sein mochten. Aber in diesen Blättern haben wir es weniger zu tun mit dem, was hätte werden können, als mit dem, was in Wirklichkeit aus dem Knaben wurde, was er erreichte im Kampf mit widrigen Schicksalen und in Überwindung tausend kleinlicher Hindernisse auf dem Wege zur Höhe.

Von der Dürftigkeit seines Elternhauses, von der Tapferkeit und Rechtschaffenheit, mit der man sich durchs Leben schlug, hat er später immer mit großer Rührung gesprochen, mit tiefem Respekt auch von seinem Vater, von dem er die strenge Rechtlichkeit, den Freimut und das Ehrgefühl geerbt hatte, freilich auch ein gut Teil seiner Heftigkeit und Schroffheit. Seine innige Liebe aber gehörte der Mutter, und bis in seine letzten Lebenstage hinein gedachte er ihrer mit Zärtlichkeit. Wenn er vom Vater „des Lebens ernstes Führen" überkommen hatte, so von der Mutter alles, was er an Stärke und Weichheit des Gefühls, an Geist und Humor besaß. Auch den klaren, praktischen Blick, die Energie und die Schaffenslust, mit der sie die große Familie durch alle Nöte mutig und glücklich hindurchsteuerte, waren sein kostbares Erbteil.

Harte Lehrjahre

Notdürftig ausgestattet, wurde der vierzehnjährige Knabe nach der großen fremden Stadt geschickt, und weiter heißt es in seinen Erinnerungen: „In Berlin trat ich nun meine Funktionen als jüngster Bursche an, die darin bestanden, daß ich nach der Post und nach anderen Orten gehen, daß ich alle den Sirup, den Tran, Baumöl und alles, was den Tag über verkauft wurde, aus den Kellern und den Böden wie ein Tagelöhner herbeischleppen mußte. Des Abends bis 10 Uhr mußte ich Tüten drehen und kleistern, Kaffee mahlen, des Sonnabends alle Ladentische scheuern, die Tran- und Ölstände putzen, täglich den Laden auskehren, dem Prinzipal und den Handlungsdienern täglich die Schuhe putzen usw. Es gab auch schlechtes Essen, unter anderm verdorbenen Stockfisch, den die Würmer schon genagt hatten und den niemand mehr kaufen wollte. Die Portion, die man erhielt, mußte man aufessen. Ich mußte oft, wenn ich zur Hälfte meine Portion Stockfisch gegessen hatte, ihn durch Erbrechen wieder von mir geben. Wir suchten aber auch, wo wir konnten, Gelegenheit, ihn heimlich in den Ofen zu werfen. Hier fallen mir auch noch die Schweineschwarten ein, die ich oft gekocht mit Bieressig, Mehl und Sirup essen mußte. Kurz, ich glaube, daß ein Negerjunge besser gehalten wurde als ich. Ohne Maulschellen von seiten der Handlungsdiener ging es auch nicht ab. Wegen meiner Armut und meiner schlechten Kleidung wurde ich gar oft geneckt von meinen Kameraden. Besonders erinnere ich mich noch an einen, der von reichen Eltern war und mir meine Dürftigkeit immer vorwarf. Eines Tages, als wir eine Kiste Stockfisch zusammen auspackten und er mich wieder stieß und mir dabei meine Armut vorhielt, wurde ich so aufgebracht, daß ich

ihn faßte — obgleich ich schwächlich und er sehr viel stärker war —, ihn zu Boden warf und mit einem Stockfisch so auf ihn losschlug, daß ihm das Blut aus der Nase kam und er ganz beschmutzt aufstand. Ich war so aufgebracht, daß ich mich nicht mäßigen konnte. Es ist aber auch nachher ein Taugenichts aus ihm geworden.

Dies alles schlug mich so nieder, daß ich beständig ernsthaft und tiefsinnig war. Ich war aber willig und fleißig, so daß ich bemerkte, daß der Prinzipal mir wohlwollte. Nun kam aber der Winter heran, der sehr strenge war, und weil ich mich immer im Kalten aufhalten mußte und nichts Warmes anzuziehen hatte, erfroren mir Hände und Füße, so daß noch jetzt meine Finger davon nicht recht gerade sind. Die Köchin nahm sich zuerst meiner an und verband mich. Da es aber so schlimm wurde, daß ich nicht mehr gehen konnte, wurde ein Feldscheer angenommen. Es war schon die Rede davon, mich wieder nach Hause zu schicken, nur der Einfluß der Köchin, einer bejahrten Person, die schon viele Jahre im Hause war, verhinderte es und bewirkte auch, daß ich in der Folge besser behandelt wurde. Jedoch vor den Mißhandlungen der beiden Diener und meiner Kameraden, der beiden Burschen, konnte sie mich nicht ganz schützen. Diese waren gewissermaßen im Komplott, und die Ursache, weshalb mich die Diener mißhandelten, war: ich wollte, eingedenk der Ermahnungen meines Vaters, mich nicht zur Untreue verleiten lassen. Sie wollten mich dazu verleiten, daß ich Kaffee, Zucker, Provenceröl und andere Sachen nach einem Hause tragen sollte, wo sie Sonntags mit anderen Handlungsdienern ihre Zusammenkünfte hielten. Ich verweigerte es, und dies ließen sie mich entgelten. Da ich die Mißhandlungen nicht länger ertragen konnte, so klagte ich es meinem Prinzipal oder vielmehr ich wandte mich an die alte Köchin, die mich immer protegiert hatte, sie möchte doch Herrn Herr fragen, ob die Sache wohl mit seinem Wissen vor sich ginge. Dieser untersuchte die Sache sehr strenge, und da er

sich von deren Komplott und Untreue überzeugt hatte, verabschiedete er sie sämtlich. Zwei davon gingen unter die Artillerie und wurden Bombardiere, die beiden anderen aber haben sich nachher in Stettin etabliert. Die nach ihnen in Dienst kamen, waren zum Teil gute Leute. Ich war nun der älteste Lehrbursche und wurde nicht nur vom Prinzipal, sondern auch von den neuen Handlungsdienern sehr geachtet.

Von der schlechten Kost und Anstrengung während meiner Lehrjahre bin ich indessen immer klein und schwächlich geblieben, während meine Brüder alle außergewöhnlich große Menschen waren. Ich bin der einzige kleine unter ihnen. Einmal wurde ich so krank, daß mich der Arzt schon aufgab, er gab meinem Prinzipal zu verstehen, ich hätte die Lungenschwindsucht und würde doch nicht wieder gesund, er möchte mich nur, so lange es noch anginge, nach Haus schicken, damit ich dort in Ruhe sterben könne. Wirklich hatte ich einen sehr heftigen Husten und wurde von Tage zu Tage blässer und schwächer. Ich konnte kaum noch gehen und wurde auf einen Wagen gesetzt und zu meinen Eltern geschickt. Nun war es gerade die Kirschenzeit, im Hereinfahren sah ich die Bäume voll reifer Kirschen hängen, deren es viele um Baruth gab. Da bekam ich mit einem Male Appetit darauf, denn ich hatte schon gar keinen Appetit mehr. Meine Eltern waren sehr betrübt, sie dachten auch, ich müßte sterben. „Ach," sagte ich zu meiner Mutter, „wenn ich doch noch *einmal* in unsern Kirschberg gehen könnte, ich habe solchen Appetit auf Kirschen." Der Arzt gab es auch zu, weil er mich doch aufgegeben hatte, und ich wurde vor die Stadt in den Kirschberg geführt. Es war ein schöner Tag und ich aß mich recht satt an sauern Kirschen. Von Stund an wurde ich besser. Meine Krankheit war nichts als ein Schleimfieber. Die Säure der Kirschen löste den Schleim auf und führte ihn ab, so hatte sich meine Natur selbst geholfen. Ich fuhr fort, alle Tage Kirschen zu essen, und nach kurzer Zeit konnte ich gesund zu meinem Prinzipal zurückkehren, der nicht

wenig verwundert war, denn er glaubte mich schon auf dem Kirchhofe. Von dieser Zeit an hatte ich kein rechtes Zutrauen zu den Ärzten mehr und bin nachher mein eigener Arzt geworden.

Des Abends mußte ich meinem Prinzipal ein Kapitel aus der Postille vorlesen. Gewöhnlich aber schlief er dabei ein. Sobald ich merkte, daß er fest schlief, schlug ich wohl rasch ein paar Seiten über. Wenn er dann aufwachte, fragte er: „Ist es denn schon aus?" Auch abwechselnd in die Kirche zu gehen wurden wir angehalten. Derzeit war noch die Privatbeichte, und ich kann noch jetzt die ganze Formel auswendig, wie man sie herbetete, vom Anfang „Hochwürdiger Herr Beichtvater" bis zu Ende. Ehe ich das erstemal in Berlin zum Abendmahl ging, teilte ich meinem Beichtvater meine religiösen Zweifel mit. Dieser war ein sehr aufgeklärter Mann und beruhigte mich darüber, ich sollte machen, daß ich Gott fürchtete und recht täte, das wäre die Hauptsache — empfahl mir auch, aufgeklärte Prediger zu hören. So hörte ich vorzüglich Teller und erinnere mich noch deutlich einer Predigt über den Text: „Christus treibt die Teufel aus". „Der Teufel," rief er mit seiner scharfen und heftigen Aussprache, „das ist der Aberglaube. Der, sagte Christus, gehört für die Säue!" weil das Schwein bei den Juden das verachtetste Tier war. (Wie sich der arme Kaufmannslehrling fortwährend mit religiösen Fragen beschäftigte, geht auch daraus hervor, daß man nach seinem Tode unter seinen Papieren eine Abschrift von Moses Mendelssohns Beweis für die Unsterblichkeit der Seele fand, die aus jener Zeit stammt.)

Damals lebte Friedrich der Große noch. Mehrmals habe ich ihn vor unserer Tür vorbeireiten sehen; er ritt immer einen Schimmel und saß ganz gebückt. Wo er sich sehen ließ, waren die Straßenjungen um ihn herum. Sie waren so dreist, daß sie sein Pferd streichelten. Wenn sie es zu arg machten, zog er wohl ein finsteres Gesicht und sagte: „Jungens, wollt ihr

wohl!" Gleich kam sein Adjutant und wollte sie wegjagen, aber der König winkte ihm sachte zu, er solle sie nur lassen. Dann merkten sie es und schrien: „Ach! Du bist ja doch unser alter Fritze!" Das war ein König, wenn es lauter solche gäbe, brauchte man keine Konstitution.

Auch an den vorigen König, Friedrichs II. Vater, erinnerte man sich wohl. Er war immer zu Fuß durch die Stadt gegangen. Wo er stehen blieb, waren die Leute in Angst, denn er ging damit um, Berlin zu verschönern, und wo er ein Haus sah, das ihm nicht gefiel, zeigte er mit dem Stocke darauf. Dann wußte man schon woran man war und mußte sich's gefallen lassen, daß es nächstens abgerissen wurde. Die Stadt hat an Aussehen viel durch ihn gewonnen. Besonders waren die Juden vor ihm in Furcht. Wo sie ihn kommen sahen, liefen sie davon. Dann rief der König: „Haltet den Juden!" und man mußte sie fangen. „Warum läufst du?" — „Ach, ich ferchte mer vor Ew. Majestät." — „Verfluchter Jude, du sollst mich nicht fürchten, du sollst mich lieben." Und dabei prügelte er ihn mit dem Stocke eigenhändig ab. — Die Juden hatten es damals überhaupt noch schlimm. Unter Friedrich II. mußte jeder Jude in Berlin, der seine Tochter verheiratete, für eine bestimmte Summe Porzellan aus der königlichen Manufaktur nehmen und — was noch das beste war — es außer Landes schaffen.

In dem Hause meines Lehrprinzipals sah ich öfter die Söhne des Majors von Humboldt, die nachher so berühmt gewordenen Alexander und Wilhelm von Humboldt. Sie kamen dahin mit ihrem Hauslehrer, dem nachmaligen Staatsrat Knuth, der aus meiner Vaterstadt Baruth gebürtig und durch Vermittlung meines Lehrprinzipals zu dem Major von Humboldt gekommen war. Es waren damals noch kleine Jungen und ich habe ihnen manchmal Rosinen und Mandeln gegeben.

Sowie ich in die Lehre trat, gab ich das Klavierspielen auf und da ich an Studien nicht mehr denken konnte, so machte

ich den Plan, ein gelehrter Kaufmann zu werden. Es fehlten mir aber alle Hilfsmittel. Die Handlung, worin ich stand, war fast nur ein Einzelverkauf von Materialwaren. Ich wurde nur angehalten, Tüten zu drehen und zu kleistern und den einzelnen Verkauf zu besorgen. Zum Tütendrehen gehörte eine eigene Geschicklichkeit: sie mußten unten so spitz sein, damit recht wenig hineinging. Man mußte zu dem Ende auch recht sachte einfüllen und wenig schütteln. So gehörte zu allem ein besonderer Griff. Dies gehört mit zu dem, was man kaufmännische Moral nennt, denn man meint, so ganz mit der gewöhnlichen Moral könne der Kaufmann nicht bestehen. Wenn die Rosinen mietig waren, so wurden sie mit etwas Sirup geschüttelt, davon wurden sie ganz blank und sahen wie frische aus usw. Dies und dergleichen mehr war es, was ich in den sechs Jahren lernte.

Das Tütendrehen hat mir aber viel genützt. Die Tüten wurden größtenteils aus Makulaturpapier der Buchdruckereien und der Buchhändler gemacht; besonders waren viel Bruchstücke aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek aus dem Nicolaischen Verlage darunter. Diese las ich mit großem Eifer, so gut es bei einer kleinen Öllampe und bei der Heimlichkeit, womit ich es tun mußte, gehen wollte, und lernte daraus fast alle Wissenschaften dem Namen nach kennen, welches bei mir den Trieb weckte, mir zuvörderst einen Begriff von allen Wissenschaften zu machen. Wir bekamen als Lehrburschen alle Morgen einen Dreier, um uns Semmeln zum Frühstück dafür zu kaufen. Ich hungerte lieber und bat die schon mehr erwähnte alte Köchin, mir meine Frühstücksdreier zu sammeln. Wenn ich ein paar Groschen zusammen hatte, ging ich damit zu einem Antiquar, der in der Nähe wohnte, und kaufte mir Bücher dafür. So unvollkommen diese Schmöker waren, so waren sie doch ein wahrer Schatz für mich, und sie müssen sich noch in meiner Bibliothek befinden. Ich studierte sie mit einer wahren Lust. Um richtig deutsch schreiben zu lernen,

studierte ich Gottscheds deutsche Sprachlehre. Eine bessere hatte man derzeit noch nicht. Gellerts Schriften, die ich fleißig las, besonders seine Briefe, nützten mir gar sehr. Ich ahmte seine Schreibart nach, in kurzen Perioden zu schreiben und gerade so wie man spricht. Dadurch schrieb ich ungemein leicht und geschwinde. Ich kann es meinen Kindern nicht genug empfehlen, wenn sie ein Buch lesen, zugleich auf den Stil Achtung zu geben und nur gut geschriebene Bücher zu lesen, um sich selbst einen guten Stil daraus anzugewöhnen. Ich gab mir auch viele Mühe, eine feste und gute Handschrift zu erlangen, weil nichts einen Geschäftsmann so sehr empfiehlt. Wenn man erst an einem Brief studieren muß, so macht es keinen Eindruck, wenn er auch noch so gut abgefaßt ist. Ich schrieb zur Übung mehr als hundert Bogen kaufmännischer Briefe, um mich zu einem Korrespondenten auf einem Kontor tüchtig zu machen. Zu dem Ende erlernte ich auch von mir selbst die doppelte Buchhaltung, über die mir ein altes Buch in die Hände kam. Es machte mich anfangs etwas stutzig, aber ich hatte mich bald hineingefunden. Ferner die kaufmännische Rechenkunst, das Wechsel- und Münzgeschäft und den Gold- und Silberhandel. Mays Handlungswissenschaft war meine erste Grundlage zu diesen Kenntnissen gewesen. Aber ich blieb dabei nicht stehen, ich studierte alle Wechselrechte und selbst die Staatswissenschaft oder Nationalökonomie, ich las Büschs Schriften und lernte Adam Smith „Über den Nationalreichtum" fast auswendig.

Um mich aber auch praktisch zu üben, fingierte ich in Gedanken für mich eine eigene Handlung, in welcher alle kaufmännischen Geschäfte und Begegnisse, die man sich nur denken kann, vorkamen, und führte zwei Jahre lang die sämtlichen Bücher und Korrespondenzen darüber mit erdichteten Handelsfreunden.

Mit der Chemie machte ich auch schon den Versuch. Was mich zuerst auf diese Wissenschaft führte, war folgendes: Mein Prin-

zipal hatte mehrere Fässer Borax zu ungewöhnlich billigem Preise bezogen, es fand sich aber, daß derselbe nicht klar und in großen Kristallen wie der gewöhnliche Borax war, sondern etwas gelblich und kleinkristallisiert. Daher wollten ihn die Goldschmiede nicht nehmen, obgleich er zum Löten, wozu er gebraucht wird, ebensogut gewesen wäre. Es war nämlich kein holländischer, sondern der englische Borax. Mein Prinzipal kannte den Unterschied nicht, als er ihn verschrieben hatte. Ich hatte ihn mehrmals darüber sprechen hören — ich suchte bei meinem Antiquar nach und fand „Stahl, von den Salzen". Halt, dachte ich, darin muß es stehen, denn daß Borax ein Salz war, soviel wußte ich schon. Wirklich gibt er auch die Methode der Holländer zur Reinigung des Borax an. Ich stellte damit heimlich des Nachts im kleinen Versuche an und es gelang mir recht gut. Ich hatte den Borax ganz weiß bekommen, nur in großen Kristallen war er nicht, denn dazu hätte man müssen ihn in großen Quantitäten kristallisieren lassen. Ich zeigte meinem Prinzipal die Probe, die ich gewonnen hatte, und sagte ihm, daß ich mich's im großen noch besser zu machen unterstünde. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Das will Er gemacht haben?" Er zeigte den Borax seinem Gevatter, dem Apotheker, dieser aber, der schon früher konsultiert war, behauptete, es sei nicht möglich und ich müßte die Probe wo anders her genommen haben. Ich versicherte, daß ich nicht löge und erbot mich, ihm den Versuch zu zeigen, aber es hieß, ich sollte mich nicht um Sachen bekümmern, die ich nicht verstünde, woher ich wohl Borax wollte raffinieren können? Und der Prinzipal schalt mich noch obendrein aus: ich sollte mich nicht weiter unterstehen, ihm des Nachts sein Licht für nichts und wieder nichts zu verbrennen und am Ende noch gar Feuersgefahr anzustiften. Ich sollte mich nicht wieder des Nachts betreten lassen und was Besseres tun als mich mit so dummem Zeuge abzugeben. So konnte ich nichts weiter machen. Indessen ist mir diese Sache von der größten Folge für meine Zukunft gewesen. Ich suchte

diese Wissenschaft nun weiter zu ergründen nach dem phlogistischen System, das man damals hatte, ich konnte aber keine klare Ansicht davon erlangen, bis das antiphlogistische System von Lavoisier aufkam. Nun wurde mir mit Hilfe der Naturlehre alles in der Natur klar, und diese Wissenschaft hat mir bei meinen Geschäften unendlich viel genutzt. Ich will mich nicht weiter über meine Geisteskultur einlassen, ob ich zwar noch vieles darüber sagen könnte, das meinen Söhnen, wenn sie es nachahmten, zum großen Nutzen gereichen würde."

Im Jahre 1780 waren Nathusius' Lehrjahre beendet. Er trat in den Dienerstand ein mit 30 Talern jährlichen Gehalts. Sein Lehrbrief lautete:

„Wir Gülde-Aelter-Herren und sämmtliche Innungsverwandte der Kauffmannschaft der Specerey- und Materialhandlungen in den Königlich Preußischen, Churfürstlich Brandenburgischen Haupt- und Residenz-Städten Berlin, Cöln an der Spree, Friedrichswerder, Dorotheen- und Friedrichs-Stadt fügen hiermit jedermänniglich, nebst Entbietung unsrer willigen Diensten, daß heute dato vor uns in Person erschienen der Kaufmann und zeitige Gülde-Aelteste, Herr Christian Friedrich Herr und zu vernehmen gegeben, wie Johann Gottlob Nathusius aus Baruth in Sachsen gebürtig bey ihm die Specerey- und Materialhandlung erlernet, gestalt er um Johanni 1774 in die Lehre getreten, und hierauf 6 nach einander folgende Jahre ehrlich ausgestanden: da nun erwähnter Johann Gottlob Nathusius über seine Lehrjahre einen ordentlichen Lehrbrief verlangte, so ersuchte sein Lehrherr, Herr Christian Friedrich Herr, daß ihm solcher erteilt werden möchte, nachdem nun unser Gülde-Protocoll No. 5 pag. 6. klar besagt, daß mehrgedachter Johann Gottlob Nathusius behörig eingeschrieben und seine Lehrjahre zu Johanni 1774 würklich angegangen, auch sein Geburtsbrief nicht alleine richtig befunden, sondern auch sein Lehrherr, Herr Christian Friedrich Herr, ihm attestiret, daß er die Zeit seiner Lehrjahre alles dasjenige, was

ihm anbefohlen worden, getreu und fleißig verrichtet, von allen gebührende Rede und Antwort gegeben, auch sich aufrichtig still und verschwiegen gehalten, seines Lehrherrn Herrn Christian Friedrich Herr Nutzen und Frommen, soviel an ihm gewesen, fördert und beobachtet, allen Schaden und Nachtheil verhütet, auch seines Verhaltens, Verrichtung, Einnehmens und Ausgebens, und sonst überall ehrlich verhalten, dergestalt, daß er ihm mit Bestande der Wahrheit nichts als alles Liebes und Gutes nachzusagen wußte: folglich wir kein Bedenken gefunden, seinem Suchen zu deferiren. Wir sprechen dahero gedachten Johann Gottlob Nathusius aus seines Lehrherrn Herrn Christian Friedrich Herr behörigen Diensten und Pflichten, womit er als ein Handels-Bursche ihm verwandt gewesen, hiermit und kraft dieses frey ledig und los, seine Wohlfahrt bester maßen ferner zu suchen, wie wir denn auch alle und jede, welchen dieser unser offener Lehrbrief vorkommen möchte, hiermit dienstfreundlich ersuchen, Vorzeigern dieses Johann Gottlob Nathusius mit allem guten Willen zu seinem Besten beförderlich zu seyn, ihm zu ferneren Diensten auf- und anzunehmen und ihm diesen unsern Lehrbrief fruchtbarlich genießen zu lassen. Solches einem jeden in dergleichen und andern billigen Fällen zu erwiedern und zu verschulden sind wir allemal bereit und willig. Urkundlich ist dieser Lehrbrief unter unserm der Gülde Siegel und der jetzigen Gülde-Aelter-Herren wie auch seines Lehrherrn Herrn Christian Friedrich Herr eigenhändigen Unterschrift ausgefertigt. - So geschehen zu Berlin den 4. Julii nach Jesu Christi unsres lieben Herrn und Seligmachers gnadenreichen Geburt des Eintausend Siebenhundert und Achtzigsten Jahres."

(Folgen die Unterschriften und das Siegel.)

Es fehlte ihm ganz an der Ausstattung eines Dieners. Nur eine echte Spitze zum Jabot hatte seine Frau Prinzipalin ihm zu der Lossprechung geschenkt, die er 28 Jahre später seiner Braut gab.

„Ich hatte kein anständiges Kleid," schreibt er, „kein Oberhemde, keine Manschetten, keinen Stock und mehr dergleichen Dinge, welche den Handlungsdiener vor dem Handwerksburschen auszeichnen. Früher hatten sie auch Degen tragen dürfen, diese waren indes schon abgekommen. Ich schrieb daher an meinen Vater und bat ihn, daß er mir zu diesem Behufe etwas Geld schicken möchte, welches ich ihm binnen zwei Jahren wieder erstatten wollte. Sein Antwortschreiben habe ich sorgfältig aufgehoben:

Lieber Sohn

Aus Deinem letzteren Schreiben habe ich ersehen daß Dir Dein Hr. Prinzipal in Ansehung derer Lehrjahre losgegeben, welches Du dahero mit vielen Dank zu erkennen hast und weil doch zu vermuthen daß Er Dir noch eine Zeitlang beybehalten wird, so ist solches nicht auszuschlagen, man muß nicht undankbar seyn, ich will also väterlich anrathen, fernerhin treu und fleißig zu seyn und nicht etwa von andern sich verführen zu lassen. Anbey erfolget ein Louisd'or, davon das nöthige kan angeschaffet werden, hingegen muß nicht alles sogleich seyn, sondern es kan nach und nach angeschaffet werden, die verlangten 2 Oberhembden sollen binnen 14 Tagen gantz gewiß erfolgen worauf Du Dich verlaßen kanst, übrigens wirst Du von uns allen gegrüßet und verharre und bin

Dein getr. Vater

Baruth den 12. April 1780 H. W. Nathusius

Mit diesem Louisd'or konnte ich mich denn nicht so ausstatten wie andere Handlungsdiener, daher ich denn auch jeden Umgang mit Meinesgleichen vermied. Alle Zeit, welche mir meine Berufsarbeiten überließen, verwandte ich auf die Wissenschaften und besonders auf die Erlernung der kaufmännischen Wissenschaften. Ich erwarb mir immer mehr die Zufriedenheit meines Prinzipals und hatte bald Gelegenheit, ihm einen

besonderen Dienst zu leisten. Ein Schiffer, der für mehrere Kaufleute und auch für meinen Prinzipal Reis geladen hatte, verunglückte unterwegs von Stettin her einige Meilen von Berlin. Auf diese Nachricht kam man gleich zusammen. Die andern reisten selbst hin, mein Prinzipal, der krank zu Bette lag, schickte mich mit und instruierte mich, daß ich sein Interesse wahrnehmen und mich dabei nach den Maßregeln seiner Freunde richten sollte. Wir kamen also hin. Der Kahn war leck geworden und gesunken, jedoch so, daß er zum Teil noch über Wasser stand und nur ein Teil der Waren vom Wasser naß geworden war. Es war aber zu fürchten, daß es auch die übrigen noch erreichte. Während die andern deliberierten, was zu tun sei, traf ich sofort Anstalten, den Reis meines Prinzipals ausschiffen zu lassen. Unterdessen lief ich zurück nach dem nächsten Orte, suchte Wagen aufzubringen, und nach vieler Schwierigkeit gelang es mir auch, die Bauern zu bewegen. Ich akkordierte den Preis nach Berlin. Als ich mit meinen Wagen ankam, waren die Herren Kaufleute unterdessen einig geworden, ihre Güter auch auszuschiffen und hier im Dorfe Räume zu mieten, um sie zu trocknen. Sie wunderten sich nicht wenig, als ich mit meinen Wagen ankam und droheten mir mit meinem Prinzipal, der mir befohlen hätte, mich ihren Maßregeln anzuschließen. Ich ließ mich nicht irremachen, sondern sagte, daß ich selbst es bei meinem Prinzipal verantworten wollte und ließ sofort meinen Reis aufladen. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, ich lief immer neben den Wagen her, oft bis an die Knie im Dreck. Am Morgen früh war ich mit meiner Ladung in Berlin. Mein Prinzipal, als ich ihm die Sache vorstellte, lobte mein Verfahren. Der Reis wurde gleich auf seinen Böden ausgebreitet und litt auf diese Weise gar keinen Schaden. Die andern gaben nicht nur die Lagermiete aus, sondern es ging auch ein Teil ihrer Ware bei Mangel an gehöriger Aufsicht durch die Nässe verloren. Ich hatte meinem Prinzipal einen Nutzen von mehreren hundert Talern verschafft. Er zeigte sich

auch erkenntlich und schenkte mir eine Rolle, worin 8 Taler waren. Ich war sehr dankbar dafür und erst hinterher, wenn ich daran zurückdachte, hat es mich etwas gekränkt, daß er aus der Zehntalerrolle die 2 Taler herausgenommen hatte.

Übrigens waren meine Funktionen auch als Diener nichts weiter, als im Laden den Einzelverkauf zu besorgen. Ich war mir aber bewußt, daß ich ein wissenschaftlich gebildeter Kaufmann war und daher strebte ich danach, auf einem Kontor eine Anstellung zu bekommen. Es gelang mir schon im ersten Jahre, eine solche Stelle mit 60 Talern Gehalt zu erlangen. Mein Prinzipal war damit nicht zufrieden. Er machte mir den Vorwurf, daß ich undankbar wäre, wenn ich ihn verlassen wollte, er bewilligte mir denselben Gehalt und versprach, weiter für mich zu sorgen. Ich willigte ein, die Stelle in Stettin abzusagen und noch zwei bis drei Jahre bei ihm zu bleiben, wenn er mich bei seinem Vetter, dem Bankdirektor Rose, zu einer Anstellung bei der königlichen Bank empfehlen wolle, welche mein höchster Wunsch war. Er versprach mir dies. Nach etwa drei Jahren ereignete sich eine dergleichen Vakanz bei der Bank. Ich erneuerte meine Bitte bei meinem Prinzipal, hörte aber, daß er gar nichts für die Sache getan hatte. Ich ging selbst zu dem Geheimrat Rose und bat ihn um die erledigte Stelle. Er bedauerte, daß ihm mein Prinzipal früher nichts davon gesagt, ich hätte diese Stelle vor allen andern haben sollen, jetzt sei sie nun schon besetzt. Dies erregte bei mir einigen Unwillen gegen meinen Prinzipal. Ich schrieb sofort — es war im Oktober 1783 — an Johann Julius Sengewald in Magdeburg, der als ein gescheiter und wissenschaftlich gebildeter Kaufmann in Berlin bekannt und mit uns selbst in Verbindung war, und trug ihm meine Dienste an. Er hatte in den Zeitungen einen Buchhalter verlangt. Ich erzählte ihm ganz einfach meine bisherige Geschichte und daß ich durch mich selbst die Handlungswissenschaften gelernt hätte und bat ihn um die unterste Stelle in seinem Kontor. Er gab mir zur Antwort, daß mein

Brief viel Eindruck auf ihn gemacht hätte und da er nicht zweifle, daß ich ihn selbst konzipiert, so wolle er mir die erste Stelle auf seinem Kontor als Buchhalter, Korrespondent und in seiner Abwesenheit als Disponent übertragen, „denn er sähe daraus, daß ich bei Erlernung aller meiner Wissenschaften nicht wie die jetzigen mehrsten Handlungsdiener nur bei der Oberfläche geblieben, sondern mich auf den richtigen Grund derselben geübet". — Dies war alles, was ich nur wünschen konnte. Ich eröffnete es meinem Berliner Prinzipal und bat, daß er mich sobald als möglich aus seinem Dienst entlassen möchte. Seine Antwort war: „Er ist wohl nicht klug. Da Er noch nie auf einem Kontor gearbeitet hat, wie kann Er sich unterstehen, die erste Stelle als Buchhalter anzunehmen? Er wird sich und mir nur Schande machen." Ich zeigte ihm die Bücher und Korrespondenz, die ich über meine fingierte Handlung zwei Jahre lang geführt, er würdigte sie aber kaum anzusehen und sagte: „Das wird Er wohl irgendwo aus Büchern abgeschrieben haben. Ich habe vier Jahre lang in der italiänischen Buchhalterei Unterricht gehabt und doch meinen Zweck nicht erreicht. Das ist eine Wissenschaft, die kann man nur auf einem Kontor erlernen. Lasse Er den Hochmut fahren und bleibe Er bei mir. Ich meine es gut mit Ihm und will Ihm auch noch etwas auf sein Gehalt zulegen." Ich dankte ihm sehr für seine guten Gesinnungen. „Aber," sagte ich, „ich möchte mich doch gern etwas weiter in der Welt versuchen." — „Nun gut," sagte mein Prinzipal, „Er denkt sein Glück zu machen, aber Er soll sehen, Er rennt in sein Unglück. Ich habe Ihm widerraten, weil ich Ihm gut bin, damit Er aber nicht denkt, ich will Ihn nicht fortlassen, so gehe Er in Gottes Namen hin. Ich will Seine Stelle vier Wochen lang offen lassen, und wenn Er, wie ich gewiß weiß, innerhalb derselben wieder da ist, so soll gar nichts zwischen uns vorgefallen sein, und ich will Ihm sogar noch mein Wort halten, daß ich Ihm zu Seinem Gehalte zulegen will." Dies rührte mich. Ich dachte: sollte er wirklich

recht haben? Ich bat ihn, mich doch examinieren zu lassen und den Geheimrat Rose zu bitten, daß es durch einen Bankbuchhalter geschähe. Mein Prinzipal gab mir ein Billett mit, ich nahm meine Bücher und Korrespondenzen, die ich geführt hatte, und ging hin. Der Bankbuchhalter Bandow bekam den Auftrag, mich zu examinieren. Dieser sah mich anfangs fast mitleidig von der Seite an. Nachdem ich ihm erzählt hatte, wie ich es angefangen, mir meine Kenntnisse zu erwerben, sah er flüchtig in meine Schriften hinein und meinte wie mein Prinzipal, ich möchte sie wohl irgendwo abgeschrieben haben. Ich erwiderte: „Herr Bankobuchhalter, wenn Sie mir nicht Glauben schenken, so bitte ich mich darauf zu prüfen, ob ich nicht alles aus eigenem Kopfe entworfen habe.“ Darauf sagte Herr Bandow, er habe jetzt nicht Zeit. Wenn ich durchaus ernstlich examiniert sein wolle, so solle ich meine Schriften dalassen und den andern Vormittag wiederkommen. Ich stellte mich ein. Er hatte unterdessen die Papiere durchgesehen und empfing mich schon mit einer besseren Idee von mir. Ich wurde von ihm sehr gründlich examiniert, besonders über Wechselgeschäfte und den Gold- und Silberhandel, und bestand sehr gut, denn ich wußte nicht nur seine Aufgaben auf der Stelle zu lösen, sondern ihm auch von allem Bescheid über die rationellen Gründe anzugeben. Unter andern hatte er mir auch eine Kalkulation über ein Geldgeschäft auf Hamburg aufgegeben, das wegen der Kurs- und Diskontoberechnungen ziemlich kompliziert war. Meine Rechnung wollte mit der seinigen nicht stimmen, ich rechnete noch einmal und bekam dasselbe heraus. Ich verglich mein Exempel mit dem seinigen und wies ihm mit aller Bescheidenheit nach, daß er einen Umstand mit in Ansatz zu bringen vergessen hatte und daß meine Rechnung richtig war.

Kurz, es fiel am Ende so aus, daß er zu mir sagte: „Nathusius, ich höre, daß Sie als Buchhalter nach Magdeburg gehen wollen. Ich habe Ihnen noch einen andern Vorschlag zu

machen. Ich werde nachgerade ein alter Mann, und ich sehe mich schon nach jemandem um, den ich mir adjungieren lassen könnte. Wollen Sie mein Adjunkt werden? Gehen Sie nicht nach Magdeburg. Ich schlage Sie dem Minister vor. Ich zweifle nicht, daß man es mir zugesteht, und Sie können mit der Zeit in meine Stelle einrücken.“ Ich war vor Freuden außer mir, da ich dies hörte. Eine solche Stelle hätte ich mir gar nicht einfallen lassen. Doch bedachte ich mich sogleich: „Aber Herr Bankobuchhalter,“ sagte ich, „wie wäre es, Sie ließen mich erst noch ein Jahr zu Herrn Sengewald gehen? Es wäre doch ehrenvoller für Sie, wenn ich als erster Buchhalter von Sengewald zu Ihnen käme, als wenn es heißt, Sie haben einen Diener aus einem Kramladen als Adjunkt genommen. Dies müßte doch auch dem Minister auffallen.“ — „Sie haben recht,“ sagte er, „ich fühle mich auch noch stark genug, fürs erste meinen Posten allein zu verwalten. Aber ich halte Sie beim Wort.“ So ging ich von ihm und erhielt ein sehr belobendes Attest, welches ich meinem Lehrprinzipal brachte. Dieser freute sich nicht wenig darüber, daß ich es bei ihm so weit gebracht hatte. Von dem Augenblicke an änderte er sein ganzes Betragen gegen mich. Er nannte mich gleich „Sie“ (denn bis dahin hatte er mich immer noch „Er“ tituliert) und entließ mich mit den größten Freundschaftsbezeugungen und mit der Äußerung, daß, wenn es mir in Magdeburg nicht gefiele, ich jede Stunde wieder zu ihm kommen könnte und er würde weiter für mich sorgen. Ich war vier Jahre lang als Diener, also im ganzen zehn Jahre in seinem Hause gewesen. Er war in seiner Art ein sehr braver Mann. Hier ist einer der Briefe, die er mir in der ersten Zeit nach Magdeburg schrieb.

Berlin d. 20 Febr. 1785

Monsieur très honore ami,

Dero mir angenehmes Schreiben von 16 passato, ersehe die gute Gedanken des festen Vertrauens auf des Höchsten

Führung. Sie haben darin das beste Theil erwählet, denn wer auf Gott hofft und Ihme vertraut, fehlet es nie an irgendt einen guten, Gott schenket uns auch Krafft in unsern verrichtungen, den aller Anfang fält schwer.

Fahren Sie ferner fort meine Exempel zu folgen, vieler Umgang verspielt die Zeit und machet ausgaben, einen redlichen Freundt, wenn Sie ihm erhilten, so gut denkt, jedoch wohlgeprüfet ob er rechter Arth, wünschte ich Ihnen, welchen Ihnen Gott zuführen wolle: In dieser Welt ist nichts vollkommenes, jeder Standt hat seine Beschwerde und wirdt ein jeder mit den Seinen unzufrieden sein, sondern einen andern Neben Menschen glücklicher halten, daher ich Ihnen guter Freundt die beste Zufriedenheit wünsche und von Höchsten erbitte.

Meines Raths sehen Sie es noch ein Jahr an, den wir Menschen können in unsern jungen Jahren weit mehr ertragen als im Alter. Im Anfang meines eigenen Handels auch bereits bey meinem sel. Hr. Vater Zeiten ging vor 12 Uhr nicht zubette dennoch früh um 5 Uhr wieder auf und es hat mir nicht geschadet ich bin dadurch routinirt worden und in der Folge unter göttlichen Beystandt betrieben. Solchen Gedanken will ich Ihnen, lieber Freundt bey allen Vornehmen in gantzen Leben anrathen, den alles vorhero recht gut überleget, den besten und höchsten Führer zurathe gezogen, so gehet alles aufs Beste hinaus: welches ich auch Ihnen bestens anrathe, Gott hat bis hieher geleitet, fahren Sie ferner fort, wie oben erwehnt Ihm zu vertrauen, wirdt es niemal fehlen, dessen Schutz und Gnade ich Ihnen empfehle, mein und meiner Frauen Empfhl. an Ihnen vermelde und allfalls bin und verbleibe

Dero
aufrichtige Freund
C. F. Herr.

Das Verhältnis zu Herr ist bezeichnend für Nathusius' Treue und Dankbarkeit, ein Zug, der durch sein ganzes Leben hin-

durchgeht. Er hatte auch später noch allerlei Aufmerksamkeiten für seinen alten, wunderlichen Prinzipal, noch 1790 läßt er ihm eine Kiste Leipziger Lerchen schicken. An jedem Menschen hält er fest, der ihm einmal Freundschaft erwiesen hat. Hierin läßt er sich auch nicht beirren durch die Härten und Bitterkeiten seiner Lehrzeit, durch Herrs Beschränktheit, Geiz und Anmaßung, die ihn herunterzudrücken und auszunutzen sucht, bis ihm endlich ein Licht darüber aufgeht, wie weit es der bescheidene Diener „bei ihm" gebracht hat, wo dann seine Gesinnung gegen Nathusius plötzlich umschlägt. Doch ist es nicht Dankbarkeit allein, die ihn so lange bei Herr ausharren läßt, es ist auch Besonnenheit und Klugheit. Seinen Kenntnissen nach fühlt er sich einer besseren Stellung ganz gewachsen, aber er will erst einen festen Grund unter den Füßen haben, ehe er einen neuen Schritt vorwärts tut. Auch hängen ihm Schüchternheit und Unsicherheit an, über die er auch noch im späteren Leben oft klagt, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, wie einsam und kümmerlich der vierundzwanzigjährige Jüngling sein Leben bisher zugebracht hatte. So schlägt er auch zunächst die Stellung an der Bank aus, obwohl sie ihn mit überschwenglicher Freude erfüllt. Denn als Sohn seines Vaters dünkt ihm die Stellung eines königlichen Beamten das Höchste, was ihm zuteil werden kann. Auch hier wieder der Drang, auf solider Bahn sicher und besonnen vorwärts zu schreiten.

Ostern 1784 reiste er nun wirklich nach Magdeburg ab, wie er schreibt: „Mit einer Kiste Bücher und Schriften, übrigens aber mit weniger als nichts. Mein Gehalt betrug zwar zuletzt 60 Taler jährlich, aber ich mußte davon noch meine Brüder unterstützen. Mein zweiter Bruder, der Soldat, ging mich immer um Flintensteine an, die ich ihm in Berlin besorgte und die er wieder an seine Kameraden verhandelte, und den jüngeren, der auf mich folgte und der sich den Studien gewidmet hatte, trug ich bei auf der Universität zu unterstützen, so daß ich nicht

das Mindeste erübrigt hatte. Und um einigermaßen anständig in Kleidern erscheinen zu können, mußte ich vor meiner Abreise noch 10 Taler Schulden machen, die mir ein Bekannter vorschoß."

Hierzu findet sich in Nathusius' Papieren noch ein Blättchen, auf dem er seine Auslagen während des letzten Vierteljahres in Berlin aufgeschrieben hat:

Waschgeld	—	Thlr.	4	Sgr.	—	Pf.
Hutfutteral	—	"	5	"	—	"
Briefporto	—	"	3	"	—	"
Medizin	—	"	10	"	6	"
1100 Flintensteine für Carln	3	"	10	"	6	"
für ein Buch	—	"	1	"	6	"
für Hopfen	—	"	4	"	—	"
für Samen	—	"	3	"	6	"
beim Luftballon	—	"	6	"	—	"
	5	Thlr.	11	Sgr.		

Keinen Pfennig hat er für sein Vergnügen verausgabt, außer für Samen, in seiner Liebe zur Pflanzenwelt und für den Luftballon, der ihn aus wissenschaftlichen Gründen sehr interessieren mußte. Der Hopfen diente wohl zu technischen Zwecken.

Magdeburg

Das Haus des Johann Julius Sengewald war in Magdeburg am Breitenweg gelegen, der Hauptstraße der Stadt, welche an beiden Enden in die langen, dunkeln Festungstore mündete. Malerische Giebelhäuser, fast alle erst nach der großen Zerstörung in spätem Renaissancestil aufgeführt, gaben der Straße ein sehr stattliches Aussehen. Große Einfahrten führten in die Höfe der Kaufmannshäuser, und an den reichverzierten Giebeln ragten die großen Krane hervor, welche die Warenballen von den Lastwagen hinauf auf die Böden beförderten. Auf den steinernen Bänken vor den Häusern saßen die vornehmen Familien an warmen Abenden mit den Nachbarn in behaglichem Geplauder zusammen und das Gras wuchs üppig auf der Straße. Auf dem alten Markt hatte das Feuer der Zerstörung einige ganz alte Häuser verschont sowie das Standbild Otto I. mit seinen zwei Frauen und auf dem neuen Markt den Dom, das stolze Wahrzeichen der Stadt. In dem erzbischöflichen Palais und in den alten Kurien der Domherren hatte sich die Regierung und das Militär eingerichtet, aber das Domkapitel bestand noch fort und führte zu zahlreichen Mißbräuchen. Erst Napoleons eiserner Besen fegte mit vielen anderen Resten der alten Zeit auch diese Herrlichkeit weg. Auch das Stapelrecht Magdeburgs für den Verkehr auf der Elbe bestand noch bis in die Franzosenzeit hinein. Alle Waren, welche von Hamburg heraufkamen, mußten in Magdeburg umgeladen und im großen Packhof aufgestapelt werden, woraus der Stadt und den damit betrauten Kaufleuten ein großer Nutzen erwuchs. Der Charakter Magdeburgs als starke Festung, Sitz der Provinzialregierung und als reiche Handelsstadt teilte auch die Be-

völkerung in zwei Teile. Die Kaufleute wollten mit den Beamten und dem Militär nichts zu schaffen haben. Besonders dem Militär standen sie fremd gegenüber, ja es ging die Sage, daß in den Statuten der Harmonie, der Gesellschaft, in der die Kaufleute ihre Geselligkeit pflegten, zu lesen stand: „Hunde und Offiziere dürfen bei den Zusammenkünften nicht mitgebracht werden.“ Juden durften überhaupt nicht in der Stadt wohnen, nur während der Zeit der großen Herbstmesse wurde eine Ausnahme gemacht. Ein sogenannter Schutzjude, ein besonders rechtlicher Mann, war der einzige, der dauernd seinen Aufenthalt in der Stadt hatte, eine Art Konsul, der die Angelegenheiten seiner Volksgenossen zu wahren hatte.

Unter den Kaufleuten befanden sich viele Familien französischer Abkunft, die zur Zeit der Religionsverfolgungen in Frankreich nach Magdeburg eingewandert waren und zu besonderem Ansehen gelangten, so die Coqui, Humbert, Maquet und andere. So wohlhabend und finanziell bedeutend aber der Magdeburger Kaufmannsstand auch war, so stand er doch damals in dem Ruf, sehr einseitig auf Erwerb und behaglichen Genuß gerichtet zu sein, im Gegensatz zu Hamburg und Leipzig, wo man auch andere und höhere Interessen pflegte. Die alten festen bürgerlichen und kirchlichen Sitten waren Ende des Jahrhunderts schon allmählich in Verfall geraten und die strenge Zucht in den Familien gelockert, aber in Magdeburg hatte mit der größeren Freiheit und Beweglichkeit das neue Leben, welches von Deutschlands großen Philosophen und Dichtern ausging, noch wenig Eingang gefunden.

Für Nathusius bedeuteten alle diese Verhältnisse jetzt noch gar nichts, es galt für ihn, sich zunächst im Geschäft zurechtzufinden und sich seinen neuen Untergebenen gegenüber durchzusetzen. Er schreibt darüber:

„Von meinem neuen Prinzipal wurde ich mit viel Zutrauen aufgenommen. Er introduzierte mich auf dem Kontor etwas feierlich und gebot jedem Kontorgehilfen, mich in seiner

Abwesenheit als Prinzipal anzusehen. Er hatte mir gleich vorher geschrieben: „Diesen würde ich besonders mit gutem Exempel von Fleiß, Eifer und einer soliden Lebensart vorzugehen haben, so daß in Abwesenheit des Prinzipals es in allen Stücken so ordentlich als in seinem Beisein herginge, indem jetzt mancherlei Unordnungen und Fahrlässigkeiten in Geschäften Mode geworden." Diesem seinem Wunsche bemühte ich mich nun gewissenhaft nachzukommen. Ob ich zwar erst vierundzwanzig Jahre alt und etwas schüchtern war, so wußte ich mich doch als Vorgesetzten zu nehmen. Ich machte mir gleich zur Regel, mit keinem von meinen Untergebenen ein Wort weiter zu sprechen als was für die Geschäfte nötig war, und nur dadurch setzte ich mich in Autorität. Denn anfangs waren die übrigen Kontordiener wenig geneigt, mir dieselbe einzuräumen. Obgleich ich mich mit Schulden erst neu bekleidet hatte, waren sie doch alle besser bekleidet als ich und zum Teil auch älter. Den Prinzipal nannten sie nicht anders als den „Alten". Das erstemal, daß sich ein Lehrling dies erlaubte, tat ich, als ob ich nicht verstünde, wen er damit meinte und setzte ihn so derbe zurechte, daß sie es nie wieder probierten. Ich führte einen besseren Geschäftsgang ein und hatte das Vergnügen, daß mir Herr Sengewald fast täglich in Gegenwart aller andern seinen Beifall zu erkennen gab.

Die Hauptbücher waren drei Jahr zurück und dieses sollte ich bei vielen andern laufenden Geschäften nachholen. Es war eine Unmöglichkeit, ohnerachtet ich jede Nacht bis ein Uhr daran arbeitete. Ich machte dem Prinzipal den Vorschlag, die alten Bücher zu reponieren und auf den Grund einer Inventur neue anzulegen. Darauf wollte er aber durchaus nicht eingehen, und dies erregte den Verdacht bei mir, daß er selbst seinen Vermögensumständen nicht traute. Er war seit dem Jahre 1770 etabliert in Kompagnie mit Ballerstedt, unter der Firma Sengewald und Ballerstedt, und sie hatten sich erst im Jahre 1780 getrennt. Von der Zeit an

waren seine Hauptbücher zurück. Aus den Büchern der Sozietätshandlung, die zu Rathause eines Prozesses mit Ballerstedt wegen versiegelt lagen, nachher aber an Sengewald durch einen Vergleich ausgeliefert wurden, lernte ich die Vermögensumstände bei der Separation mit Ballerstedt kennen und fand, daß beide Teile im Jahre 1780 nicht mehr als ungefähr jeder 6000 Taler Vermögen gehabt hatten. Diese konnten leicht verhandelt sein, um so mehr, da Sengewald zum Teil gewagte Geschäfte trieb, auch Getreidehandel und Wechselreiterei. Es würde zu weit führen, wenn ich mich weiter bei diesen Verhältnissen aufhalten wollte, eins aber muß ich noch erwähnen, wodurch ich gleich im ersten Jahre sein uneingeschränktes Zutrauen erhielt. Er hatte einen Bruder in Hamburg, Namens Johann Gebhard Sengewald, mit dem er Wechselgeschäfte in blanco trieb — d. h. sie hatten sich gegenseitig erlaubt, so viel Wechsel aufeinander zu ziehen, als sie wollten —, der aber ebenfalls bei beschränktem Vermögen ein unternehmender Mann war. Dieser schrieb eines Tages, daß der Roggen in Hamburg sehr gestiegen sei und daß, wenn er von Riga bezogen würde, 30 Prozent dabei zu verdienen seien. Er habe bereits eine Ladung verschrieben und sei im Begriff, noch eine Ladung zu verschreiben, weil er glaube, daß sein Bruder zur Hälfte sich dabei interessieren und mithin auch die Hälfte der Gelder anschaffen würde. Er überschickte zugleich das Kalkul. Mein Prinzipal, darüber erfreut, gab mir den Brief und das Kalkul zum Nachrechnen. Ich fand es richtig. Nun sagte er: „Schreiben Sie, daß ich mit Vergnügen zur Hälfte teil daran nehme und auch, wenn die Rigaer Wechsel fällig, die Anschaffung dafür machen würde." Ich schrieb, wie mir befohlen, setzte aber am Schluß noch hinzu: „Aber, lieber Bruder, ich gebe dir wohl zu erwägen, ob wir nicht zu spät auf den Markt nach Riga kommen und in höhere Preise verfallen. Daher ist es nötig, daß Du den Preis, wie er im Kalkul steht, limitierst. Andre, die zuerst in Riga wohlfeiler gekauft,

kommen früher wie wir in Hamburg an den Markt. Dadurch wird der Preis in Hamburg fallen und wir werden statt Gewinn Schaden machen.“ Ich lege ihm diesen Brief zur Unterschrift vor und schreibe andere nötige Briefe. Bald aber läßt er sich vernehmen: „Monsieur Nathusius, was haben Sie geschrieben? Das habe ich Ihnen nicht gesagt. Wenn ich das glaubte, würde ich mich mit der Sache gar nicht befassen. Den Brief müssen Sie ändern.“ — „Gut, Herr Sengewald, das ist bald geschehen.“ Ich schrieb nun geradeso wie er mir befohlen und legte den Brief von neuem vor. Er liest ihn, sieht mich an und sagt: „Geben Sie mir den alten Brief noch einmal.“ — „Den habe ich schon zerrissen.“ — „Sie müssen nicht gleich so schnell sein. Den Brief kann ich auch nicht unterschreiben.“ Ich erwiderte, daß ich es bedauerte, er möchte die Güte haben, ihn mir zu diktieren. „Nein, nein,“ war seine Antwort, „schreiben Sie meinem Bruder, ich will mit der Sache gar nichts zu tun haben, und warnen Sie ihn recht nachdrücklich, daß er sich in acht nimmt, sagen Sie ihm, daß er keine Geschäfte macht, die über seine Kräfte gingen.“ Ich, betreten darüber, äußerte: „Wenn es aber glücklich gehet und ich bin schuld daran, daß Sie den Profit nicht machen?“ Seine Antwort war: „Ich werde Ihnen dann keine Vorwürfe machen. Ich habe mich selbst überzeugt. Haben Sie aber künftig mehr Zutrauen zu mir: wenn Sie bei meinen Dispositionen etwas zu erinnern haben, dann sagen Sie es mir gleich, ehe Sie schreiben.“

Das Unternehmen des Sengewald in Hamburg hatte einen schlechten Erfolg. Es kam so, wie ich geschrieben hatte, denn es hatten mehrere in Hamburg darauf entriert. Hamburg wurde mit Roggen überfahren, der Preis ging sehr herunter, und da Sengewald einer der letzten war, die damit an den Markt kamen, so war der Roggen unverkäuflich. Er mußte ihn zu Boden nehmen und verlor beinah das ganze Kapital, welches den Erfolg hatte, daß er ungefähr zwei Jahre nachher bankerott machte.



Jugendbildnis von J. G. Nathusius

Mein Prinzipal dankte es mir nun sehr, daß ich davon abgeraten hatte, und machte mir aus Erkenntlichkeit den Vorschlag, daß ich sein Kompagnon werden sollte. Ich schlug es nicht aus und sagte ihm, daß ich mich erst verdient darum machen und die alten Bücher in Ordnung bringen wolle. Ich war noch nicht länger bei ihm als ungefähr ein halbes Jahr, aber ich hatte mich ihm unentbehrlich gemacht. Dies sollte eigentlich das Bestreben jedes Untergebenen sein. Er kann dadurch sicher sein Glück machen.

Zu derselben Zeit schrieb mir auch der Bankobuchhalter Bandow und erinnerte mich an unsere Abrede, es sei nun bald ein Jahr um und er fühle seine Kräfte sehr abnehmen. Ich reisete hin, aber als ich nach Berlin kam, war er schon tot. Ich besuchte meinen alten Prinzipal Herr wieder. Dieser freute sich sehr, mich wiederzusehen. Er sagte, daß er meine treue Hilfe sehr vermisse und trug mir an, ich sollte sein Kompagnon werden, ihm auf seine alten Tage beistehen, und er wollte mir, da er doch keine Kinder hätte, nach seinem Tode sein Vermögen vermachen. So hatte ich mit einem Mal Aussichten von allen Seiten. Herrn Herrs Anerbieten rührte mich sehr. Auch hat sich nachher gefunden, daß sein Vermögen sehr bedeutend gewesen ist. Aber ich wurde in Sengewalds Hause so freundschaftlich behandelt und hatte auch keine Lust, in ein Detailgeschäft wieder zurückzukehren. Ich dankte ihm also sehr und reisete wieder nach Magdeburg zurück.

Bald darauf wurde Sengewald krank und überließ mir nun, die Geschäfte ganz nach meiner Einsicht zu führen. Ich tat alles mit großer Vorsicht und nichts ohne seine Einwilligung, wurde aber auch nach und nach gewahr, daß es mit der Handlung nicht zum besten stand, jedoch so, daß ein jeder, der etwas zu fordern hatte, befriedigt werden konnte. Ich suchte die Geschäfte zu beschränken, um weniger Kreditores zu haben. Er wurde fortdauernd kränker und sein Arzt vertraute mir, daß er nicht mehr länger leben könnte. Er wurde ein paar

Monate vor seinem Tode so schwach, daß er nicht mehr die Briefe und die Wechsel unterschreiben konnte. Es wurde daher nötig, für mich eine Vollmacht dahin auszufertigen, daß ich unumschränkt handeln, Wechsel trassieren und Wechsel akzeptieren konnte, so daß meine Unterschrift als die seinige galt. Er starb bald nachher, den 14. April 1785, und hinterließ ein Testament, wonach seine Witwe Universalerbin sein sollte, seine Geschwister aber, die in Braunschweig lebten, Legate erhielten. Sein Tod ging mir wirklich nahe, denn er hatte mich lieb gehabt. Seine Witwe blieb immer bei mir und ist erst Ende des Jahres 1813 bei mir in Hundisburg gestorben.

Sengewald verordnete noch wenige Tage vor seinem Tode, daß seine Handlung durch Johann Wilhelm Richter, den Bruder seiner Frau, und durch mich fortgesetzt oder vielmehr übernommen werden sollte. Ich akzeptierte dies aber nicht und vermochte seinen Schwager dahin, daß er es auch nicht akzeptierte. Es wurde gleich nach seinem Tode durch gedruckte Zirkularbriefe bekannt gemacht, daß die Handlung für Rechnung der Erben durch den bisherigen Buchhalter Johann Gottlob Nathusius vorderhand fortgesetzt werden würde. Den beiden Brüdern in Hamburg und in Braunschweig schrieb ich, daß sie sofort nach Magdeburg kommen möchten, um den Zustand der Handlung zu untersuchen. Sie kamen und glaubten zu erben. Es wurde nun eine genaue Inventur gehalten, und es fand sich, daß es ungefähr pari stand, d. h. es war so viel da, daß die Gläubiger nach und nach befriedigt werden konnten. Der Sengewald in Hamburg war der Hauptgläubiger für eine bedeutende Summe (24 000 Mark Banko) Wechsel, die er für das Magdeburger Haus akzeptiert hatte. Die anderen Wechselgläubiger waren Julius Gebhard Lautensack in Altona, Hanedoer und van Hanswick in Amsterdam und Goldammers Erben in Breslau.

Aus diesem Grunde konnte ich mich anfangs nicht entschließen, die Sengewaldsche Handlung zu übernehmen. Nur

auf vieles Zureden des Hamburger Sengewald und zum Teil aus Anhänglichkeit für die Familie, die ohnedies sehr viel verloren hätte, setzte ich sie fort unter der Firma Johann Julius Sengewald und legte es darauf an, aus der Wechselreiterei herauszukommen und erst dann die Firma Richter & Nathusius anzunehmen. Es gelang mir auch, aber unter vielen Sorgen und schlaflosen Nächten. Auf Amsterdam und Breslau zog ich keine Wechsel mehr. Daß Sengewald in Hamburg und Lautensack in Altona schlecht standen, wußte ich. Ich bekam Nachricht aus Hamburg, daß Lautensack sich nicht mehr acht Tage würde halten können. Er war uns für einige tausend Mark Waren schuldig und ich hatte für 10 000 Mark Wechsel auf ihn laufen, die er auch sämtlich schon zu zahlen akzeptiert hatte. Wenn diese nun auf mich zurückkommen! Wie ich den Brief las, bekam ich vor Schrecken eine Ohnmacht, so daß ich auf einen Stuhl fiel. Ich kam aber gleich wieder zu mir, ich hatte den Brief trotz der Ohnmacht fest in der Hand behalten, so daß ihn niemand gesehen hatte. Ich sagte auch keinem Menschen, was er enthielt, sondern gab eine bloße Unpäßlichkeit vor. Hierauf entschloß ich mich, mit Extrapost nach Hamburg zu reisen, kehrte nicht im Gasthofe ein, sondern fuhr gerade vor Sengewalds Haus vor und erklärte ihm, daß, wenn die auf Lautensack gezogenen und größtenteils ihm remittierten Wechsel nicht in Hamburg eingelöst würden, sondern nach Magdeburg unbezahlt zurückgingen, so würde ich sofort in Magdeburg die Zahlungen einstellen. Lautensack war, als ich in Hamburg eintraf, schon bankerott. Zum Glück waren die Wechsel noch sämtlich in Hamburg. Der Schwager des Sengewald, Paul Heinrich Meyer, verstand sich auf Bitten seiner Schwester, der Hamburger Sengewaldin dazu die Magdeburger Wechsel für Rechnung des Magdeburger Hauses in Schutz zu nehmen, d. h. sie beim Verfall zu bezahlen, und ich versprach ihm, von Magdeburg aus die Rimessen dafür nach und nach zu machen, welches ich auch bewerkstelligte. Bei der

Lautensackschen Masse gingen aber doch für das Magdeburger Haus ca. 2000 Taler verloren.

Sengewald in Hamburg machte sich schriftlich anheischig, ferner für das Magdeburger Haus alle Wechsel, die man auf ihn ziehen würde, zu akzeptieren. Es war eine bedeutende Summe, die er seit mehreren Jahren akzeptiert hatte, mithin blieb er fortdauernd der Hauptgläubiger des Magdeburger Hauses, und wenn letzteres nicht mehr zahlte, so mußte auch er aufhören zu zahlen. Die Sache stand also für beide Häuser sehr mißlich. Hörte Sengewald auf zu zahlen, so kamen alle Wechsel, die auf ihn liefen, nach Magdeburg zurück und das Magdeburger Haus konnte dann nicht anders als ebenfalls die Zahlungen einstellen. Dazu kam, daß Sengewald selbst, anstatt daß er uns dafür Dank schuldig gewesen wäre, daß wir die Handlung seines Bruders mit so großem Risiko und Anstrengung übernommen hatten und zu erhalten suchten, bei deren Fortbestehen er selber beteiligt war — uns noch Vorwürfe machte und unfreundlich begegnete. Er drängte uns, während wir noch mit Abzahlung der Lautensackschen Schuld beschäftigt waren, um neue Rimessen und honorierte zuletzt unsre Wechsel nicht mehr. Er mochte wohl auch schon in Verlegenheit sein.

Wie nun da herauskommen? Es machte mir viel Sorgen. Ich schaffte aber Rat. Von Bordeaux und London hatte ich viele Waren auf Hamburg unterwegs. Ich gab Order, daß diese in Hamburg liegen blieben. Herr Richter hatte einen nahen Verwandten, Namens Johann Wilhelm Faulwasser. Diesem vertrauten wir uns an und ich machte ihn mit meinem Plane bekannt. Dieser bestand darin, daß wir so viel Wechsel anschafften, als nötig wären, um alle auf Sengewald laufenden Wechsel selbst einzulösen, und wenn nicht so viel anzuschaffen wären, so wollten wir die Waren in Hamburg verpfänden. Faulwasser stand uns treulich bei. Er besorgte uns von der Bank in Magdeburg eine Summe Hamburger Wechsel

auf Kredit, wofür er sich verbürgte, und auch eine Summe von Israel Jakob in Halberstadt auf Kredit. Mit diesen Wechseln reiste ich nun nach Hamburg mit der ordinären Post über Braunschweig. Ich wünschte in Hamburg inkognito zu sein, und äußerte dies dem Schirrmeister, der mich bei seinem Schwager, einem Schneider, einquartierte. Hierher ließ ich Sengewald kommen und erklärte ihm geradezu, daß ich zu dem Ende gekommen wäre, um alle von dem Magdeburger Hause auf ihn gezogenen Wechsel selbst einzulösen. Ich bewies ihm durch Briefe, daß man Wechsel von ihm nicht mehr annehmen wolle, weil er sie 8 bis 10 Tage später einlöste als sie zahlbar wären. (Das Hamburger Wechselrecht gestattet nämlich zehn Respekt- oder Diskretionstage.) Dies ging nun nicht anders an, als daß ein Dritter, der ein Folio in der Bank hatte, sich als Vermittler hergab. Dazu verstand sich wieder Paul Heinrich Meyer und von meiner Seite Christoph Gottfried Safft. Diesen übergab ich nun meine guten Wechsel und sie garantierten mir dagegen, die vom Magdeburger Hause auf Sengewald laufenden einzuliefern. Die Waren brauchte ich nicht zu verpfänden, weil Herr Safft mir versprach, die fehlende Summe zu ergänzen. So ging die Sache recht gut auseinander und wir konnten froh sein, denn ehe ein Jahr verging, hatte Sengewald wirklich falliert.

Dem Herrn Faulwasser habe ich später noch Gelegenheit gehabt, den guten Dienst, den er mir geleistet, zu vergelten, denn nach fünf Jahren war er seinerseits im Begriff, sich bankerott zu erklären. Sowie ich es erfuhr, ging ich zu ihm und sorgte dafür, daß es unterblieb, ich ging zur Börse und garantierte für ihn, denn ich wußte, daß es nicht wirklich so schlecht mit ihm stand, und rettete ihn dadurch. So wunderlich wechselnd geht es in der Kaufmannswelt zu.

Nun ich mit Sengewald in Hamburg auseinander war, trug ich auch keine Bedenken mehr, meinen Namen herzugeben. Die Firma Johann Julius Sengewald wurde abgelegt

und wir nahmen die Firma Richter & Nathusius an. Es wurde durch die Zeitungen und durch gedruckte Zirkularbriefe bekannt gemacht, im September 1785. Dies gab der Handlung neuen Kredit. Mein Kompagnon Richter hatte ein eigenes Haus und eine Detailhandlung. Er schätzte sein Vermögen auf 12 000 Taler. Dies sollte nun der Fonds werden. Er hatte sich aber sehr verrechnet. Nachdem er das Haus und die Handlung verkauft und seine Schulden bezahlt hatte, blieben höchstens 5000 Taler übrig. Also wenig Fonds. Es fehlte uns zwar nicht an Kredit, aber auch nicht an Sorgen, diesen Kredit zu erhalten. Wir hatten ihn zu viel benutzt und konnten nicht immer Rat schaffen, um zu gehöriger Zeit zu bezahlen. Hierzu kam der Neid anderer Kaufleute in Magdeburg, deren Kundschaft wir an uns gezogen und die uns dagegen den Kredit verdarben dadurch, daß sie unsere Handlung verdächtig machten. Besonders war es Ballerstedt, der ehemalige Kompagnon von meinem Prinzipal Sengewald, der uns auf der Leipziger Messe und sonst, wo er konnte, versetzte.

Er hatte uns unter anderm auch bei dem Amsterdamer Hause, mit dem wir immer noch von früher her ziemlich bedeutend darin waren, verdächtig gemacht. Mit einem Male trassierten diese die ganze Summe auf uns. Ein Diener des Magdeburger Hauses (Ballerstedt) brachte mir den Wechsel in einem versiegelten Kuvert zur Akzeptation. Ich erschrak nicht wenig, als ich es erbrach, aber ich faßte mich sogleich. Ich warf dem Diener das Kuvert mit dem Wechsel vor die Füße: „Weiß Ihr Herr noch nicht einmal so viel Bescheid, was kaufmännische Sitte ist," rief ich, „daß man einen Wechsel offen überreicht? Weiß er nicht, daß das gegen meinen Kredit ist? Nehmen Sie den Brief und Wechsel wieder mit. Jetzt akzeptiere ich nicht!" Denn ich wußte recht gut, daß ich von ihm versetzt war. Augenblicklich setzte ich mich nun hin und schrieb selbst nach Amsterdam den Zusammenhang der Sache. Ich legte Rimessen über einen Teil der Summe bei, der

Wechsel wurde zurückgenommen und so ging die Sache vorüber.

Noch eins muß ich erwähnen. In einer andern Verlegenheit, als mehrere Wechsel auf uns zurückkamen und ich keinen Rat zu schaffen wußte, faßte ich mir ein Herz und ging zu einem alten Kaufmann Namens Leppert, der mir gegenüber wohnte und wegen seiner Genauigkeit bekannt war. Es war ein Mann recht nach der alten Zeit und Sitte. Ich hatte, als ich zu ihm ging, sehr wenig Mut, aber die Not drängte, wir hatten allen sonstigen Kredit beinah verbraucht. Ich trug ihm mein Anliegen vor, er nahm mich sehr freundlich bei der Hand. „Nathusius," sagte er, „kommen Sie nur immer zu mir, wenn Sie Geld brauchen. Ich habe manche Nacht die Lampe in Ihrem Kontorfenster gesehen. Meine Kasse steht Ihnen zu Diensten und ich mache mir ein Vergnügen daraus." — Auch von Georg Wilhelm Pieschel, der einer der reichsten Kaufleute war, genoß ich viel Gefälligkeit und Kredit.

Mit dem Jahresschlusse nahm ich Inventur auf. Es fand sich, nachdem ich alles zusammengerechnet, daß die Passiva die Aktiva um einige hundert Taler überstiegen, daß wir also zugesetzt hatten und ich eigentlich bankerott war. Bei den hohen Zinsen, die wir zu tragen hatten, und den Verlusten, die wir durch schlechte Schulden von Sengewalds Zeit her erlitten, war dies nicht zu verwundern. Ich steckte meine Inventur sogleich in den Ofen und sagte meinem Kompagnon nichts davon, aber vor Kummer verfiel ich in ein hitziges Gallenfieber, aus dem ich kaum davonkam. Tag und Nacht arbeitete ich weiter, nach etwa einem Jahre, nachdem wir die Firma angenommen, ultimo August 1786, hielten wir wieder Inventur und es fand sich, daß wir nicht nur die Verluste der Sengewaldschen Handlung gutgemacht, sondern noch einen Gewinn von 1600 Talern übrighatten.

Ich hatte die Freude gehabt, meinen guten Eltern noch mein eigenes Etablissement anzuzeigen, gleich darauf aber,

den 21. August 1786, starb mein Vater. Meine Mutter habe ich noch mehrere Male in Baruth besucht und sie mich auch in Magdeburg. Das letztemal im Sommer 1789. Bald darauf starb auch sie. Sie blieb so fleißig, fromm und heiter bis zu ihrem Tode und hat auch ihre kleine Wirtschaft bis kurz vor demselben fortgetrieben.

Ein Kapitel vom Schnupftabak

So stand Nathusius mit 26 Jahren auf eigenen Füßen, in saurer Arbeit, mit schlagfertiger Energie hatte er sein Ziel erreicht. Der erste Grund zu späteren großartigen Erfolgen war gelegt, und zwar hatte er gehandelt zunächst nicht getrieben von Gewinnsucht und Ehrgeiz, sondern von Dankbarkeit und Treue gegen seinen Freund Sengewald. In gerechter Erbitterung schreibt er an den Hamburger Sengewald, als dieser ihm andere Motive bei Übernahme der Handlung unterlegt: „Welchem andern Menschen dürften wir wohl die Bewandniß der Sache sagen, der uns nicht für die größten Toren halten würde, und wir selbst müßten uns darüber Vorwürfe machen, wenn uns nicht der Gedanke, eine gute Handlung getan zu haben und vom Himmel dafür gesegnet zu werden, beruhigte."

Mit Klugheit wußte er den so notwendigen Kredit zu erhalten und die große Sparsamkeit und Einfachheit der Sitten, in der er auferzogen war, half ihm dazu. Aber so anspruchslos er für seine Person blieb, so gewann er doch jetzt Geschmack an Gastfreundschaft und heiterer Geselligkeit, die er bis dahin kaum gekannt hatte. So gestattete er sich zu jener Zeit schon, seinen Geburtstag mit einigen guten Freunden bei einer Flasche Wein zu feiern. Unversehens trat dazu der Gläubiger herein, von dem Nathusius den meisten Kredit genoß. Sofort stellte er die Flasche heimlich unter den Tisch, damit jener im Vertrauen auf seinen Schuldner nicht irre werden möchte.

Sobald er in seinem Geschäft die ersten großen Schwierigkeiten überwunden hatte, faßte er im Einverständnis mit seinem Freunde Richter den Plan zu einem neuen Unternehmen: Friedrich der Große hatte bekanntlich in seinen letzten Lebensjahren das Tabaks- und Kaffeemonopol eingeführt. Der ver-

storbene Sengewald hatte das Kaffee-Entrepot für das Herzogtum Magdeburg in Pacht gehabt, und es war auch seiner Witwe überlassen worden. Der Kaffee wurde vom Entrepot aus gleich gebrannt und gemahlen verkauft, niemand durfte selbst Kaffee brennen, und es waren sogenannte Kaffeeriecher angestellt, welche von Haus zu Haus gingen und in die Türen hineinschnüffelten, ob auch niemand gegen das Verbot handelte. Friedrichs Nachfolger, der in allen Sachen ohne weiteres Bedenken den entgegengesetzten Weg der bisherigen Regierung einschlug, löste Kaffee- und Tabaksregie sogleich auf. Der darauf bezügliche Erlaß beginnt mit den Worten: „Da wir gleich nach Antritt Unsrer Regierung Unser Augenmerk darauf gerichtet haben, alles dasjenige möglichst aus dem Wege zu räumen, was nur irgend zur Einschränkung des Handels Unsrer getreuen Untertanen gereichen kann usw.“ — Nathusius ergriff denn auch sofort die günstige Gelegenheit zur Gründung einer Tabakfabrik, welche noch heutzutage unter der Leitung seines Urgroßneffen besteht, und ihr hundertfünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern konnte. Da das Kaffee-Entrepot im Sengewaldschen Hause aufgehoben wurde, so konnten die leeren Räume sogleich für die neue Unternehmung benutzt werden.

Von nun an wurde es bei ihm Grundsatz, immer gleich der erste zu sein bei jeder neuen Sache, welche in sein Fach schlug, und das erklärt seine bahnbrechende Tätigkeit auf vielen Gebieten. Jetzt trat auch seine Vorliebe für industrielle Gründungen zutage, im Gegensatz zu einer rein kaufmännischen Tätigkeit. Er war immer mehr ein Mann der Produktion als der Spekulation.

Zigarren wurden damals in Deutschland noch nicht geraucht, an ihrer Stelle hauptsächlich holländische Tonpfeifen. Die größte Rolle aber spielte der Schnupftabak. Das 18. Jahrhundert ist nicht zu denken ohne seine Tabatieren, von der gemütlichen Horndose an bis zu den kostbarsten, brillantenbesetzten

kleinen Kunstwerken, und die Leidenschaft dafür dauerte bis in die Hälfte des nächsten Jahrhunderts hinein. Große Geister und vornehme Frauen schwelgten in Schnupftabak, und es war eine Ausnahme, daß Goethe für seine Person den Tabak haßte, aber er beschenkte doch seine Freunde damit. Zelter dankt ihm feurig für eine Sendung Spaniol durch Herrn von Knebel: „Der herrliche Spaniol, der den Duft aller Musen haucht, ist mir ein wahres Labsal. Wenn ich nun etwas Gutes hervorbringe, ist es kein Wunder."

Guter Schnupftabak wurde aus dem Ausland bezogen, die Zubereitung desselben in Deutschland lag noch sehr im argen. Es gab fast nichts, was in die sogenannten Saucen, mit denen der Tabak behandelt wurde, nicht hineingeschmiert wurde: Tamarinden, Wacholder, große Rosinen, Kalmus, Kaskarill und Vitriol. Am 1. Juni 1787 begann nun in Magdeburg die Arbeit. Tabaksblätter und andere Materialien waren von Amsterdam und London verschrieben worden, aber Nathusius so wenig wie sein Kompagnon verstanden etwas von der Zubereitung. Sie kauften Bücher, worin die Rezepte standen, doch Nathusius hatte schon so viel chemische Kenntnisse, daß er einsah, die Rezepte taugten alle nichts. Es wurde ihm auch bald klar, daß es bei der Fabrikation alles auf die Kenntnis der Blätter, also auf das Sortieren ankam, und daß ihre gute oder schlechte Qualität nur vom Boden, von der Kultur und vom Klima abhängt. Die Blätter, welche sich zum Rauchtabak eignen, sind zum Schnupftabak nicht zu gebrauchen. Zur Herstellung der Saucen wurde nun ein Mann angenommen, der um die Sache Bescheid wissen sollte, und die Erfahrungen, welche Nathusius mit ihm machte, beschreibt er selbst:

„Ich nahm ihn mit nach Magdeburg und hier ging die Wirtschaft gleich los: getrocknete Pflaumen, Gewürze — alle möglichen Ingredienzien wurden angeschafft, auch allerhand Wohlgerüche, selbst ätzende und scharfe Substanzen, welche die Nasen zerbeizten, um die Saucen daraus zu brauen. Zuvor

aber mußten die Tabaksblätter angefeuchtet in Haufen liegen und eine Art Gärung durchmachen. Das war richtig; aber der kundige Mann ließ sie so lange liegen, bis sie förmlich brannten und eine Art Fäulnis eintrat. Dann setzte er seine Saucen zu. Ich sah der Wirtschaft eine Weile zu und begriff wohl, daß so nie etwas Vernünftiges daraus werden konnte. Eines Tages, als ich dazu kam, wurde gerade ein Haufen auseinandergenommen. Ich roch hinein: „Das stinkt ja, lieber Mann," sagte ich, „weiß Er was? Hier ist Sein Geld, reise Er nur wieder Seiner Wege. Ich will es auf meine eigne Art probieren." Ich schmiß also die ganzen Saucen fort und fing an, aus meiner Idee zu fabrizieren. Ich wußte, daß die Tabaksblätter selbst alle Bestandteile schon enthalten, die zu einem guten Tabak nötig sind. Ich ließ die Blätter also nur mäßig gären, bis der rechte Geruch da war und nahm sie dann schnell auseinander. Alles, was ich dann zusetzte, war eine Auflösung von Kochsalz und gereinigter Pottasche. Auf diese Weise erhielt ich ein natürliches, zugleich angenehmes und unschädliches Produkt, das bald, wie alles natürliche, besser wie das gekünstelte gefiel. Andere Nationen hatten es schon so gemacht, die Deutschen waren nur noch zu dumm dazu. Unsere Tabake fanden so großen Beifall, daß wir gleich das erste Jahr 60 Menschen beschäftigen konnten und einen Schuppen dazu mieten mußten."

Im März 1792 trat in Hamburg eine so hohe Flut ein, daß dadurch nicht nur die im Hafen liegenden Schiffe, sondern auch Warenlager beschädigt wurden. Eine Portion amerikanischer Tabake, die für Richter und Nathusius noch unausgeladen im Hafen lag, wurde mit davon betroffen.

Nathusius reiste auf der Stelle nach Hamburg und fand, daß die Sache nicht so schlimm war, wie sie aussah. Seine Tabake im Warenlager waren zum Glück gut geblieben, nur die 23 Fässer, welche auf einem Londoner Schiffe lagen, waren beschädigt. Sie konnten nicht gleich ausgeschifft werden, weil

sie zu unterst lagen. Die Versicherungsgesellschaft weigerte sich, die Versicherungssumme auszuzahlen, da es sich um keinen totalen Schaden handle. Darum sollte die Ware taxiert werden, wieviel sie vor der Beschädigung nach dem augenblicklichen Börsenpreise wert gewesen. Danach sollte sie verauktioniert und der Unterschied im Werte vergütet werden. Nathusius fand in der Tat, daß sein Tabak nur etwa zu einem Achtel beschädigt war, und auch das Achtel hatte keinen wirklichen Schaden genommen, wenn es nur auf der Stelle verarbeitet wurde, denn angefeuchtet und in eine Art Gärung versetzt wurde der Tabak bei der Fabrikation ja doch immer. Während die anderen Beteiligten sich durch den ersten Schreck verblüffen ließen, kaufte er bei der Auktion nicht nur seine eigene Ware wieder, sondern erwarb auch eine enorme Menge von dem andern beschädigten Tabak zu einem äußerst mäßigen Preise. Er sorgte dafür, daß dieser rasch mit einem eigenen gemieteten Kahn nach Magdeburg kam, wo er gleich sortiert und die nasse Ware sofort verarbeitet wurde. In der Freude und Hast der Arbeit schreibt er an Freund Richter:

„Werter Freund! Heute ist hier Bußtag und ich hatte mir vorgenommen, einen recht langen Brief an Sie zu schreiben. Wenigstens müßte er acht Seiten lang werden, wenn ich Ihnen alles sagen wollte, was ich gehandelt, wie ich mit ganz besonderen Maximen gehandelt habe. Es wird Ihnen aber genug sein, wenn ich heute nur sage, und zwar in völligem Ernst, daß ich schon wenigstens 1000 Rth. verdient habe. Ich würde die gemachten Handels dafür keinem abtreten. Das Unglück, was hier die Wassersnot angerichtet, ist unbeschreiblich. Es macht gewiß 2 Millionen aus, was an Waren verdorben. Den guten Pelzer bedaure ich aber doch. Ich bin recht als wie geruffen nach Hamburg gekommen. Nur kurz: Schiffer Neuland habe ich bereits beladen mit 24 Fässer Amerikan. Tabak und 7 Packen Havannah, so sämmtlich durch die Wassersfluth beschädigt aber größtenteils nicht sehr viel. Es sind mehren-

theils schöne feine Suicente. Vielleicht denken Sie die 1000 Rth. mögen wohl unsicher sein? Wie wenn ich Ihnen sage, es hat mir alles müssen mit Originalfacturen und Bücher bewiesen werden, was die Tabake vor der Beschädigung gewogen haben, daß ich Marken und Nummern an den Fässern recognoscirte und daß ich die erste Hitze und Bestürzung worin an dem Tag ein jeder war, benutzte, dann werden Sie wohl den Verdienst als sicher annehmen. Schiffer Neuland fährt morgen schon ab, hat einen großen Kahn der weit mehr trägt als er geladen hat, denn er hat weiter nichts geladen als unsern Tabak und 100 Wispel Korn so nach Sachsen gehen. Er denkt in 6 Tagen spätestens dort zu sein. Sie wissen, ich gehe vorsichtig, allein hier in Hamburg muß ich alle Courage zusammennehmen. Ich werde die Zeit hier gar nicht gewahr, habe daher auch weiter keinen besucht als Herrn Safft, Herrn Rath und Pelzer. Keiner will mich immer weglassen. 3 Stunden bringe ich alle Tage bey der Börse zu und werde von den Tabaksmaklern ziemlich überlaufen. Der eine hat zu Herrn Safft gesagt: „Der Magdeborger verstat den Tabak uppen Pink." (Auf den Punkt.)

Voll Freuden berichtet Nathusius noch von späteren Einkäufen, „alles so, daß es zum Vergnügen gereicht". Aber der Transport auf der Elbe machte Schwierigkeiten, da es schnell gehen sollte, und unter sechs Tagen Magdeburg nicht zu erreichen war. Die Schiffe gingen für gewöhnlich regelmäßig, und zu einer Extrafahrt mußte in Magdeburg sowie in Hamburg Erlaubnis eingeholt werden. Zu teuer sollte die Fracht auch nicht kommen. Schließlich machte Nathusius bei dieser Gelegenheit aber doch einen Gewinn von 30000 Talern und legte damit den Grund zu neuen großen Gewinnsten, denn nun konnte er seine Geschäfte auf ganz andere Weise betreiben. Sein Kredit war fest begründet und er gab mit den gehörigen Mitteln seinen Unternehmungen Nachdruck. So schaffte er eine Maschine zum Walzen des Bleis an, welches zum Einwickeln des Schnupftabaks gebraucht wurde,

ebenso wurde eine Kupferdruckerei für die Etiketten der Pakete angelegt und eine Siegellackfabrik zum Siegeln derselben.

Von dieser Zeit an datiert eine neue Epoche für die Tabakfabrikation Deutschlands. Die Firma war bald so bekannt, daß sie zum Sprichwort wurde. So pflegte ein alter Oberst in der Posener Garnison zu sagen: „Zählt mal dem Kerl 25 auf — aber von Richter und Nathusius.“ Zur Geschichte der Fabrik gehört auch eine Anekdote, die sich auf den alten Köckeritz, den Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III., bezieht, der bekanntlich ein braver Mann, aber eben kein großes Genie war: Er hatte sich an Nathusius' Tabak so gewöhnt, daß ihm kein anderer mehr schmeckte, und nahm sich, als es 1806 vor den Franzosen rückwärts ging, noch einen Vorrat davon mit. Als nun dieser zu Ende war und durch den fortdauernden Krieg alle Handelsbeziehungen unterbrochen wurden, veranlaßte er einen Danziger Fabrikanten, an Nathusius zu schreiben und ihn in des Generals Namen um Mitteilung des Rezepts zu bitten. Nathusius, in gewohnter Weitherzigkeit, überschickte es sogleich, und der geschmeichelte Fabrikant bat nun um die Erlaubnis, den Namen des Generals auf diese vortreffliche Sorte Tabak setzen zu dürfen. Köckeritz gab es zu, fügte aber hinzu: „Nur keine Umschweife dabei, so ganz simpel.“ Bald darauf erschienen die neuen Päckchen des guten Fabrikanten mit der Inschrift: „Simpler Köckeritz“.

Die Erzählung von dem Kauf des nassen Tabaks wurde allmählich im Munde der Leute zu einer Art Mythe, und natürlich auch der Gewinn, den Nathusius daraus gezogen, märchenhaft übertrieben. Diese Mythe wurde auch literarisch verwertet durch den Romantiker Clemens Brentano, der mit Nathusius' späterer Schwiegermutter und deren Familie in Kassel bekannt war. Brentano hatte in seiner Jugend eine Lehrzeit als Kaufmann durchmachen müssen, die ihm natürlich wenig behagte, und in Erinnerung an diese Zeit schrieb er später „Das Märchen von Kommanditchen“, eine phantasievolle

Satire auf den Kaufmannsstand. Der Vater der Jungfer Kommanditchen, Inhaber der Firma „Selige Wittibserben u. Co.", erzählt darin seiner schönen Tochter, wie er als armer Bursche zu seinem großen Vermögen gekommen sei: „Als ich die ersten 24 Kreuzer verdient hatte, kaufte ich dafür eine schön lackierte Schnupftabaksdose, auf welcher eine Menge Leute abgebildet waren, die auf die verschiedenste Art Tabak schnupften. Mit der Dose ging ich auf der Börse umher, wenn alle Kaufleute beieinander waren, und wo einer dem andern ein Prischen präsentierte, war ich gleich bei der Hand, wünschte gute Geschäfte und bat mir eine Prise aus, die sie mir gern gaben. Ich tat, als wenn ich schnupfte, und fing entsetzlich an zu niesen, bald wie dieser, bald wie jener Kaufmann, worauf ich mich eingeübt hatte. Da guckten sie sich immer alle um und sprachen: „Zum Wohlsein, Prosit!" und wenn sie sahen, daß ich es war, lachten sie. Ich aber sammelte alle meine Prisen, die ich bekam, in die schöne Dose, und man hatte so viel Freude an meinen Possen, daß ich meine Dose bald voll hatte. Als ich einmal wieder auf der Börse war, da ließ ein Kaufmann ein Schiff voll in der See naß gewordener Tabaksblätter an den Meistbietenden verkaufen. Dieser Kaufmann, Namens Gotthelf Prost, hatte eine ganz wunderbare Art zu niesen, die man auf der ganzen Börse hörte und kannte. Er hatte dem Ausrufer gesagt, wenn er ihn niesen höre, so solle er mit dem Schlüssel auf den Tisch schlagen, das Zeichen, daß der, welcher gerade geboten, die Waren haben soll. Dieses hatte ein andrer Kaufmann, Herr Nisius Prisius, welcher mein Niestalent kannte, gehört und sprach zu mir: „Bursche, wenn ich dir winke, so niese wie der Herr Gotthelf Prost. Ich verspreche dir eine gute Belohnung." Nun wurde ausgerufen: 100 Taler zum ersten, 150 zum zweiten" — da sagte mein Kaufmann: „und sechs Groschen!" und winkte mir, und ich nieste an der andern Ecke des Saales so laut wie der Kaufmann Prost, daß alles „Gotthelf, prosit!" rief; der Ausrufer ließ den Schlüssel

fallen und mein Kaufmann kriegte das ungeheure Schiff voll Tabak, das wohl tausendmal soviel wert war. Jedermann verwunderte sich darüber, und Herr Gotthelf Prost kam herzugelaufen und sagte: „Es gilt nichts, ich habe nicht geniest!“ Herr Prisius Nisius aber sagte: „Was geht das mich an, zugeschlagen ist zugeschlagen,“ legte sein Geld hin und ging zu seinem ungeheuren Schiff voll Tabak, wohin ich ihm folgte. Kaum waren wir auf dem Schiff angelangt, als Herr Prisius Nisius mich umarmte und mir sagte: „Du hast mein Glück gemacht mit deinem Niesen, sage, was willst du haben?“ Ich bat ihn, er möge mich mit meinen 20 Talern, die ich mir bereits mit meinem gesammelten Schnupftabak verdient hatte, in Kompanie nehmen, und das war er zufrieden. Wir hingen und nähten alle die feuchten Blätter an die Segel und Masten und das Tauwerk des Schiffes, und da sich eben ein guter Wind erhob, segelten wir nach Amsterdam, wo unser Tabak getrocknet ankam und Prisius Nisius fünfmalhunderttausend Taler für den Tabak allein erhielt. Als ich heiratete, schenkte mir Prisius Nisius die Handlung, welche ich schon lange geführt hatte.“

Während Nathusius die Tabakfabrikation so eifrig zu heben suchte, nahm er sich zugleich der übrigen Handlung kräftig an. Durch das Aufgeben des Getreidehandels, der Wechselreiterei und der gewagten Spekulation hatte er sie auf einen sicheren Fuß gebracht und beschränkte sie auf Kolonialwaren und Landesprodukte. In diesem Kreise suchte er sie auszudehnen soviel wie möglich. Auch ruhte auf dem Sengewaldschen Hause die Braugerechtigkeit, und war darin noch eine kleine Brauerei vorhanden. Nathusius nahm dieselbe als Nebengeschäft wieder auf, mußte sich aber dazu in die Brauerinnung aufnehmen lassen. Die betreffende „Eydes Formul“ in der alten, kräftigen, poetischen Fassung ist noch vorhanden. „Ich N. N. schwöre daß ich will Unsern Innungsmeistern, wer sie sind, zu der Zeit von unsern Brüdern erwählet, gehorsam, auch

unsern Brüdern treu und hold sein, und soviel mir wissend, Sie vor Ihren Schaden warnen, Ihren Nutzen und Frommen aber befördern, Unsrer Innung aufgerichtete und geschworene Willkühr, Gesetze und Gewohnheiten fest und unverrückt halten, und wider dieses alles, wie auch Unsern Brüdern und dann denenselben so etwan hierwider zu handeln sich unterstehen sollten, keinen Rat noch Tat geben, weder dieselben vertheidigen noch auch mit Ihnen zu tun haben; So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Während nun Richter zu Haus Nathusius' Dispositionen ausführte, war dieser selbst immer auf den Beinen und überall dort, wo es etwas zu tun gab. Er bereiste die Umgegend, war bald in Hamburg, bald in Leipzig, auch in der Uckermark, wo er Tabak ankaufte. Sein einnehmendes, aufgewecktes Wesen wie seine schlichte Höflichkeit gewannen ihm alle, mit denen er zu tun hatte. Im Geschäftsverkehr flößte seine Persönlichkeit sofort Vertrauen ein durch die Schnelligkeit und Bestimmtheit seines Wesens. Er erfaßte sogleich, was am besten zu tun sei und ersah jede Gelegenheit zu redlichem Gewinn. Rasch entschied er sich dann für das als sicher erkannte Unternehmen und hielt sich nie mit halben Maßregeln auf, gleich denen, die, um recht sicher zu gehen, gerade die unsichersten Schritte tun.

Er reiste sein Leben lang sehr gern, und recht eigentlich zum Nutzen und Vergnügen. Mit allen, die ihm begegneten, besonders gern mit Landleuten, knüpfte er Unterhaltungen an, und immer lernbegierig, erwarb er sich dadurch eine große Kenntnis verschiedener Verhältnisse, die ihm nachher zustatten kam.

Aus jener Zeit der vielen Reisen stammen eine Menge Briefe an seinen Freund Richter, die zwar meist nur geschäftliche Berichte enthalten, aber in einem kräftig jugendlichen Stil geschrieben sind, frisch und anschaulich. Er macht sich darin schon ganz von dem steifen Zopf los, der damals in der Geschäftswelt noch üblich war. Zwar mit der Grammatik

nimmt er es noch nicht genau, und fast jeder Bericht schließt: „Ich grüße Ihnen liebster Freund", oder es kommen Sätze vor wie: „Wegen Anschaffung der Gelder zur Flößerei will ich mir nicht einlassen." Das „mir" und „mich" machte bekanntlich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts manchen alten Herrschaften Schwierigkeiten, nicht nur dem alten Wrangel!

Natürlich wurden auch die Leipziger Messen regelmäßig von Nathusius besucht. Als er zum ersten Mal dahin reiste, hatte er nicht unbedeutende Gelder bei sich, um auf dort laufende Wechsel einzulösen. Es war Frühjahr und Hochwasser eingetreten, die Brücke über den Fluß, den er passieren mußte, war weggerissen. Die Wechsel aber waren am nächsten Tage schon abgelaufen, der Kredit seines Hauses stand auf dem Spiel. In dieser Bedrängnis sah er sich nach einem Kahn um, aber niemand wollte es wagen, ihn überzusetzen. Endlich vermochte er, so ängstlich er sonst körperlicher Gefahr gegenüber war, durch hohe Bezahlung einen Mann dazu. Er kam glücklich hinüber, traf zu rechter Zeit in Leipzig ein und konnte seine Verbindlichkeiten lösen. Die ausgestandene Angst und die Erkältung aber zogen ihm ein Fieber zu. Damals, noch ein sparsamer, kleiner Kaufmann, logierte er bei einem Arzt namens Franke in einem abgelegenen Häuschen. Diese guten Leute nahmen sich seiner an und stellten ihn durch ihre Pflege wieder her. Von da ab wohnte er aus Anhänglichkeit zur Zeit der Messe immer bei den alten Freunden.

Im März 1793 starb Richter plötzlich und hinterließ die Frau mit einem vierjährigen Töchterchen. Es bestand kein Sozietätsvertrag zwischen ihm und Nathusius, und durch ein gerichtliches Einschreiten hätte die Fabrik eine Zeitlang stillstehen müssen. Es steckten damals schon 100 000 Taler darin, sie beschäftigte 130 Menschen und zahlte an den Staat bedeutende Akzisegefälle. Da machte Nathusius so billige Vorschläge, daß die Gerichte ihm das ganze Geschäft, die Hand-

lung eingeschlossen, ohne weiteres überließen. Das Richtersche Kapital blieb einstweilen darin stecken und er verzinste es der Witwe.

Gleich nach dem Hinscheiden des Freundes schrieb er einen Brief an das kleine Lisettchen Richter nieder, der ihm für den Fall seines Todes ausgehändigt werden sollte:

Du kleine Wilhelmine Dorothee Elisabeth Richter!

Ich wünsche Dir herzlich, daß Dich der Himmel groß werden und dazu gelangen läßt, daß Du das Vermögen Deines Vaters, welches Dir zum größten Teil zufällt, dereinst benutzen kannst. Und wenn dieser mein Wunsch erfüllt ist, so gebe ich Dir den Rat, nicht auf dieses Vermögen stolz zu sein. Glaube nicht, daß Du bloß dadurch Deinen zukünftigen Mann glücklich machen wirst. Vielmehr kannst Du es durch ein gutes, tugendhaftes Herz und durch einen sanften, zärtlichen Charakter. Der Besitz des Geldes macht nicht nur das menschliche Glück aus, sondern hauptsächlich ein zufriedenes Herz und daß man durch sein Betragen von andern guten Menschen geliebt und geschätzt wird. Demungeachtet aber sorge, daß Du das Vermögen von Deinem Vater Deinen Nachkommen erhältst, denn es ist auch ein Mittel, wodurch sie in Ansehen bleiben und zu äußerem Wohlstand gelangen können.

Deinem Vater sein heißester Wunsch war es, daß sein Vermögen nach seinem Tode nicht verbraucht oder auf eine leichtsinnige Art verwendet werden möchte. Seine Eltern haben ihm wenig hinterlassen und auch das Wenige hat er seiner jüngsten Schwester gegeben, er hat also alles selbst verdient und erspart. Mache es durch diese Zeilen auch Deinem künftigen Mann zur unverbrüchlichen Pflicht, daß er Dir und Deinen Nachkommen dies Vermögen erhält. Es hat solches zu erwerben Deinem Vater und mir viele kummervolle Stunden, manche schlaflose Nacht, ja auch öfter Tränen in der Stille gekostet, denn wir hatten, da wir den Anfang machten, in Gesellschaft zu handeln, fast gar keinen eignen Fond. Um den Schwager

Deines würdigen Vaters in Ehren zu erhalten, übernahmen wir seine derangierte Handlung und wurden fast täglich für unsern guten Willen und für unsre gute Absicht von dem Haupt-Creditor der übernommenen Handlung bedrängt und geängstigt, so daß es sehr oft mit unserm Credit und unsrer kaufmännischen Ehre auf der Kippe stand. Mut, den wir uns gegenseitig einflößten, eine äußerste Anstrengung und Tätigkeit im Geschäft, um was zu verdienen, und eine große Sparsamkeit halfen uns alle Schwierigkeiten überwinden. — Aber nicht wenig litt dadurch unsre Gesundheit. In den ersten Jahren erwarben wir nicht viel mehr, als was wir zu unserm Unterhalt gebrauchten, in den letzten Jahren aber war der Erwerb desto reichlicher.

Liebe kleine Lisette, Du bist jetzt erst vier Jahre alt. Wer weiß es, ob ich so lange leben werde, bis Du zum reiferen Nachdenken gekommen sein wirst. In dieser Ungewißheit schreibe ich diese Zeilen und widme darin Deinem verstorbenen Vater, meinem besten Freunde, den ich je gehabt habe, gerechte Tränen. Lebe ich noch, wenn Du groß bist dann will ich Dir mehr von Deinem verewigten Vater erzählen. Ich will Dich auch alsdann mit tätigem Rat an Händen gehen. Du sollst keinen treueren Ratgeber finden als an mich.

Lebe wohl, werde groß und erlange ein gutes, tugendhaftes Herz! —

Magdeburg, Johann Gottlob Nathusius
1. August 1793.

Er und später seine Frau sind dem Lisettchen dann auch bis zuletzt treue Freunde geblieben.

Der Magdeburger Bürger

Aus den ersten Magdeburger Jahren ist ein Porträt von Nathusius erhalten, dies und die schriftlichen Erinnerungen seiner Nächsten geben ein deutliches Bild seiner Persönlichkeit in jener Zeit. Er war ein kleiner Mann, mager, von schwächlichem Aussehen, aber von großer Spannkraft der Muskeln und Nerven. Seine Bewegungen waren lebhaft, sein Gang rasch, die Gebärden einfach und natürlich, etwas eckig, aber doch anziehend, durch den begleitenden Ausdruck der Seele. Der Kopf groß im Verhältnis zu dem übrigen Körper, sein Mienenspiel wechselnd und äußerst mannigfaltig. War der gewöhnliche Ausdruck seiner Züge still und freundlich, mit einem klugen Lächeln, so zogen sich die starken Brauen wie ein Gewitter zusammen, sobald ihn eine unangenehme Empfindung, ein ärgerlicher Gedanke berührte. Die Stirne wölbte sich mächtig über den großen, schönen Augen, der Mund war voll und wohlgebildet, die römisch geformte Nase sehr kräftig, dagegen Kinn und Wangen schmal. Die Feinheit des Untergesichts und die zurücktretende Stirn zu der großen Nase gaben dem Antlitz etwas Vogelartiges, das im Alter noch mehr hervortrat. Seine Sprache war wohltönend, deutlich und bestimmt, eher hell als tief. Er trug sich stets im höchsten Grade einfach. Sein goldener Trauring war der einzige Schmuck, den man je an ihm bemerkt hat, doch gab er sehr viel auf feine und saubere Wäsche und auf schneeweiße Batisthalstücher. Seine Hände waren durch die Frostschäden in seiner Lehrlingszeit knorrig geblieben.

Auf dem Magdeburger Porträt trägt er noch den Zopf, und er erzählte gern, wie er sich später davon befreite: „Alle Morgen mußte der Zopf gewickelt werden und mir war er

schon längst zuwider. Da reiste ich zusammen mit dem Bürgermeister Coqui nach Hamburg, wo die Zöpfe schon anfingen abzukommen, und wir sahen schon mehrere Leute ohne Zopf. Diese Gelegenheit benutzte ich und redete ihm zu, wir wollten uns auch unsre Zöpfe abschneiden lassen. Es wurde ein Friseur gerufen: „Sie müssen aber den Anfang machen," sagte Coqui. „Gut," erwiderte ich, „aber Sie müssen mir versprechen, mir nachzufolgen." Er tat es und gab mir die Hand darauf. Ich setzte mich hin und ließ mir meinen Zopf herunterschneiden. „Nein," rief er, „ich behalte meinen Zopf." Er sprang in der Stube umher und sah mich von allen Seiten an. Ich hielt ihn aber beim Wort und er mußte meinem Beispiel folgen. So waren wir die ersten ohne Zopf in Magdeburg. Wir wurden auf der Straße angegafft, als wir wieder kamen, aber bald folgten mehrere unserm Beispiel."

Peinlich sauber und rein, nahm er bis ins Alter hinein täglich ein kaltes Bad, was damals gerade nicht zu den üblichen Gewohnheiten gehörte. In seiner Jugend hatte er nie Wein getrunken, aber weil er öfter am Magen litt, so versuchte er es mit einem Glas Bordeaux. Anfangs schauderte ihn davor, später gewöhnte er sich daran, aber er trank damals nie einen Tropfen andern Wein, auch mußte der Bordeaux echt sein. Unglaublich anspruchlos für seine Person, wohnte er in einem einzigen Stübchen und schlief in einer Art Bodenkammer nach dem Hofe hinaus, als er schon fünf Häuser besaß. Doch hatte er eine besondere Stube ganz voll Blumentöpfe, mehrere hundert Stück, die er selbst pflegte, das war seine Freude und Erholung nach angestrengter Arbeit. Gärtnerei und Geselligkeit waren überhaupt die beiden Dinge, an die er verhältnismäßig viel wandte. Bei wachsendem Vermögen wurde er sehr gastfrei, aber für sich selber hielt er an seinen mäßigen Gewohnheiten fest. Auch an der besten Tafel, bei lebhafter, geistiger Anregung, tat er sich doch nie zu viel. Gegen seine Angestellten und Arbeiter war er voller Wohlwollen und sie hingen sehr an

ihm trotz seiner oft schnell aufbrausenden Heftigkeit. An ihnen sparte er nicht: „Meine Leute sollen sich besser als Kriegsräte stehen,“ sagte er mit Anspielung auf die damals in Preußen jämmerlich bezahlten Beamten.

Für den geselligen Verkehr hatte er ein besonderes Talent. Er war in schönem Sinne beredt, sprach immer einfach seine Gedanken und Empfindungen aus und dachte gar nicht daran, daß man das auch anders machen könne. Freimütigkeit und Schlichtheit behielt er sein Leben lang bei, alles, was ihn bewegte, trat immer frei, stark und unmittelbar in seiner Rede zutage. Überall belebte und regte er an, ohne doch Aufsehen erregen oder mit Absicht seiner Person Geltung verschaffen zu wollen. Ohne angelernte Manieren besaß er eine natürliche Feinheit und Höflichkeit, die ihn nicht leicht anstoßen ließ, und ein einnehmendes Wesen, mit dem er jeden für sich gewann. Frauen gegenüber war er das, was man damals einen „galanten Mann“ hieß, „ritterlich“, wie ihn später seine Schwiegermutter nannte. An weiblicher Schönheit hatte er ein inniges Wohlgefallen. Dem Alter, wenn sich Rechtschaffenheit damit verband, bezeigte er eine natürliche Ehrfurcht. Junge Leute und Knaben examinierte er gern ohne Umstände auf ihre Kenntnisse hin, fragte sie nach ihren Plänen, gab ihnen Rat und erzählte ihnen Beispiele aus seinem eigenen Leben.

Im Anfang des neuen Jahrhunderts war er der angesehenste Mann in Magdeburg geworden, durch seinen Geist ebenso wie durch sein Vermögen. Dadurch kam er nun auch mehr und mehr mit angesehenen und vornehmen Leuten außerhalb des kaufmännischen Kreises in Berührung. Über diesen Verkehr erzählte er selbst: „Ich hatte im Anfang dabei eine außerordentliche Menschenfurcht, was wohl zum Teil in meinen bisherigen Verhältnissen, zum Teil in meinem Charakter liegen mochte. Dies genierte mich aber sehr und ich konnte es mir anfangs gar nicht abgewöhnen. Da nahm ich mir vor, mir die Menschen, wenn ich mit ihnen sprach, immer nackend



Drei alte Nathusiussche Häuser in Magdeburg

Die Architektur noch unverändert bis auf die modernen Läden

zu denken, und versuchte es gleich das nächstemal, als ich zu einem vornehmen Manne gehen mußte, und seitdem ist es mir ganz einerlei geworden, ob ich einen Minister oder einen Bauern vor mir habe."

Die Magdeburger Kammerpräsidenten hatte er zu jener Zeit sozusagen immer in der Tasche, und erfuhr dadurch eher wie alle andern Magdeburger von den Vorgängen im Staat, was ihm als Kaufmann natürlich sehr zugute kam. Er wußte die maßgebenden Leute zwar durch allerlei Aufmerksamkeiten zu verbinden, aber nie ließ er sich zu irgendwelcher Bestechung der Beamten herab. Er haßte das, und es war ihm dergleichen ganz unmöglich. Rechtschaffenheit und Klugheit waren immer eins bei ihm.

Auch mit dem Prinzen Louis Ferdinand kam er in Berührung. Dieser war damals Inhaber der Dompropstei, aus der immer ein königlicher Prinz die bedeutenden Einkünfte bezog. Er hatte außerdem das von Alvenslebensche Gut Schricke bei Magdeburg gekauft, und hielt sich dort häufig auf. Der geistreiche, liebenswürdige Prinz suchte mit Nathusius anzuknüpfen, und dieser erhielt eine Einladung nach Schricke. Aber er lehnte sie ab, denn er kannte den maßlosen Leichtsinn des Prinzen, und wußte, daß es doch nur darauf abgesehen war, Geld von ihm zu erlangen. Auch ging er nicht darauf ein, als der Prinz ihm das Holz des Rothenseeer Busches zum Kauf anbot, der ein beliebter Ausflug der Magdeburger war. Indes lieh er dem Prinzen doch eine bedeutende Summe auf Schricke, und diese Hypothek gab später für ihn, nach dem Tode des Prinzen, den Anlaß zu einer langen Reihe von Verwicklungen und Ärgernissen.

So ganz fühlte sich Nathusius in Magdeburg nie in seinem Elemente. Er suchte seine Unterhaltung doch immer am liebsten bei den wenigen Menschen von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, die es damals in der Stadt gab, aber wie es reichen Leuten zu gehen pflegt, so drängten sich auch manche Elemente

an ihn heran, die seiner nicht würdig waren. Und ihnen gegenüber ließ ihn seine Menschenkenntnis zuweilen im Stich. Sehr schnell wurde seine Teilnahme und sein Interesse neuen Bekannten gegenüber geweckt, er legte dann seinen eigenen Maßstab der Rechtlichkeit und Gründlichkeit bei ihnen an und wurde nach einiger Zeit oft bitter enttäuscht. Trotz des großen Kreises, in dem er lebte, der sich immer wieder erneuerte, trotz der vielen, die er Freunde nannte, hat er, nach seinem eigenen Bekenntnis, einen wirklichen, ganz verständnisvollen Freund erst im Alter gefunden.

Unter den wunderlichen sogenannten Freunden der damaligen Zeit war auch ein Geheimrat von Tismar, mit dem Nathusius 1797 in Berlin geschäftlich zu tun hatte. Dieser trug sich noch im vollen Ernst mit der Idee der Goldmacherei und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, seinen reichen Freund für seine Versuche zu gewinnen. Nebenbei war er als ein großer Feinschmecker, ja vielmehr als ein Fresser bekannt. Durch einen derben Scherz kurierte ihn Nathusius, wahrscheinlich bei einem Besuche in Berlin, von seinen Plänen. Scheinbar ging er voller Interesse darauf ein; den weiteren Verlauf der Sache erzählt er dann selbst: „Tismar war außer sich vor Freude: „Wenn wir uns jetzt zusammentun, Nathusius, so kann es uns ja nicht fehlen. Weißt du, wir wollen gleich heut abend bei mir mit den Versuchen beginnen. Aber erst laß uns noch einmal in den Austernkeller gehen, um uns zu stärken, da ist eine frische Sendung angekommen." Wir gingen also in die Weinhandlung, und ich ließ uns Austern geben. Er aß ein Viertelhundert nach dem andern und trank alten Rheinwein dazu. „Na, hast du denn noch mehr Zweigroschenstücke?" fragte er immer wieder. Ich aber ließ ihm geben soviel er wollte. Nun sollte es ans Goldmachen gehen. Ich konnte ihn kaum nach Hause bringen. Die Austern und der Wein — er hatte ein paar Flaschen getrunken — fingen an ihn im Magen gewaltig zu klemmen. Ich beruhigte seine Frau und sagte ihr,

sie solle ihn nur gleich zu Bette bringen. Er wurde ins Bett gelegt, obgleich er immer noch vom Goldmachen sprach. Mit einem Male machte sich der Magen Luft und alles kam wieder zum Vorschein. „Gold," rief ich, „Gold! Da haben wir schon wenigstens die Farbe." Er fing an zu schimpfen und zu toben, ich ließ ihn aber allein und sagte seiner Frau, sie möchte ihn nur ausschlafen lassen, dann würde seine Krankheit vorüber sein!"

Bei den leichten Sitten jener Zeit fehlte es Nathusius nicht an Beziehungen zu Frauen, und oft genug wurden auch Versuche gemacht, ihn fürs Ehejoch einzufangen. Mit Scherz hielt er sich solche Angriffe immer wieder vom Leibe. Die rastlose Tätigkeit seiner ersten Magdeburger Jahre hatte ihn über die Sehnsucht nach einer glücklichen Häuslichkeit hinweg gebracht, und seine eigenartige Natur fand nichts, was ihm zu einer dauernden Verbindung genügte. Erst später, an der Schwelle des Alters, sollte er eine ihn beglückende Gefährtin, eine wirkliche Häuslichkeit finden. Einmal soll er sich aber doch einen Korb geholt haben, nämlich bei der Schwester eines guten Bekannten, des Kaufmanns Lekeeny. Dieser war einer der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt, mit dem er häufig des Nachmittags seine holländische Tonpfeife zu rauchen liebte. Mamsell Lekeeny, die Schwester, war keine Schönheit, aber eine energische, unternehmende Person. Die Lekeenys stammten ursprünglich aus Ungarn, und Mamsell Lekeeny hatte eine starke Ader südlicher Leidenschaft und Lebendigkeit geerbt. Sie besaß ein eigenes Haus am Breitenweg, Wagen und Pferde, und gleich dem Nachbar Nathusius wurde es ihr oft zu eng in Magdeburg. So reiste sie nicht nur jährlich in die Bäder nach Lauchstädt, Pyrmont und Karlsbad, sondern auch mit eigenen Pferden nach Wien, ja sogar bis Mailand herunter, später auch nach Amsterdam, wo es ihr aber bei den gesetzten Holländern wenig gefiel. Von ihrem derben, schlagfertigen Humor gab es zahlreiche Anekdoten, so machte sie einst bei Gelegenheit der Leipziger Messe eine große Gesellschaft mit, an einem

der Galatage der Kaufmannschaft, bei denen die Frauen stets in ihrem höchsten Staat erschienen. Auch Mamsell Lekeeny strahlte im Schmuck ihrer berühmten Diamanten, die im Herzen verschiedener Damen wohl einigen Neid erregten, denn beim Abschied drückte ihr eine der Freundinnen die Hand mit den Worten: „Gute Nacht, du Glanz und Pracht!“ Mamsell Lekeeny aber war in ihrem Gesangbuch gut beschlagen und erwiderte mit der nächsten Strophe des alten geistlichen Liedes: „Dir sei ganz, o Lasterleben, ewig gute Nacht gegeben.“ An Geist und Originalität war sie Nathusius nicht ganz unähnlich, aber sie ahnte besser wie er selbst, was bei einer Ehe zwischen zwei solchen Feuerköpfen herausgekommen sein würde, und soll auf seinen Heiratsantrag ruhig erwidert haben: „Das wollen wir doch ja bleiben lassen, mein lieber Nathusius.“ Die Freundschaft zwischen ihm und der Familie litt dadurch nicht, der Antrag war ihm jedenfalls keine Herzenssache gewesen. Die Mamsell blieb unverehelicht, denn obwohl sie den Männern recht zugetan war, so bewahrte sie sich doch ihre Freiheit, und geriet im Alter mehr und mehr in den Ruf eines schlimmen Familiendrachens.

Frau Richter, die Witwe von Nathusius' Kompagnon, war mit ihrem Töchterchen nach dem Tode ihres Mannes bei ihm wohnen geblieben. Sie war ihrer eigenen Meinung nach noch eine ganz stattliche Frau und ging mit hoher Lockenfrisur im Staat einher, trotz der Hübschesten und Jüngsten. Unter Kaufleuten hätte es sich eigentlich von selbst verstanden, daß Nathusius sie heiratete und das Vermögen auf diese Weise beieinander blieb. Aber das ging wider seinen Geschmack. Auch war sie in allem außerordentlich eigen, er aber rasch und zerstreut. So gab's immer Reibungen zwischen beiden. „Wissen Sie was, Madam Richter,“ sagte er zu ihr, „wenn wir uns einmal vier Wochen lang nicht gezankt haben, wollen wir uns heiraten.“ Sie ging die Bedingung ein, aber so gern sie wahrscheinlich „Ja“ gesagt hätte, so wurden die vier Friedenswochen doch niemals voll, was er vermutlich vorausgesehen hatte.

Außer Frau Richter wohnte auch Frau Sengewald bei ihm, die sehr alt wurde und ihn und seine Frau später noch auf ihrem Gute besuchte. Sie war ein Original: ihr Sterbekleid und was sonst in den Sarg gehört, hatte sie sich lange vor ihrem Tode machen lassen. Es wurde alljährlich gewaschen und gebleicht, und darum besaß sie noch eine zweite Garnitur für den Fall, daß sie während der Bleichzeit stürbe. Drei Kleider hatte sie in ihrem Testament für Frau Nathusius bestimmt, darunter zwei pfirsichblütene, „die schönste Farbe, welche die älteste Frau und das jüngste Mädchen tragen kann“.

Seinen Brüdern blieb Nathusius auch als reicher Mann fortwährend zugetan, und förderte sie, wo er konnte. Einer derselben war Bürgermeister des Städtchens Kemberg geworden, und dessen Schwager namens Hillebrand trat bei ihm im Geschäft ein. Dieser war ein überaus zuverlässiger, tüchtiger Mann und wurde in den kommenden Kriegsjahren und den damit verbundenen Umwälzungen für Nathusius eine feste Stütze, zugleich auch wegen seiner Treue und Gutmütigkeit ein lieber Freund des Vetters, der ihn in seinen Briefen nie anders wie „Werter Herr Bruder“ anredet.

Nathusius' große Liebe zur Natur begnügte sich bald nicht mehr mit dem Zimmer voll Pflanzen, und sobald es seine Verhältnisse erlaubten, kaufte er sich ein Grundstück auf dem Magdeburger Werder, einer Insel von zwei Elbarmen gebildet, die damals noch nicht bebaut, sondern zu Holzplätzen und dergleichen benutzt wurde. Hier legte er einen Garten mit kleinem Park an, der in einigen Jahren zu einer Merkwürdigkeit Magdeburgs wurde, so daß nicht leicht ein Fremder in die Stadt kam, der nicht nächst dem Dom Nathusius' Garten besucht hätte. Allmählich baute er sich hier ein Sommerhaus, eine Gärtnerwohnung und ein Gewächshaus, setzte sich in Verbindung mit auswärtigen Handelsgärtnern, erwarb einheimische und ausländische Pflanzen und schuf eine Anlage, welche den damaligen Zeitgenossen, die durch Gartenkunst noch nicht verwöhnt waren,

allerdings wie ein kleines Paradies vorkommen mußte. Dabei erweiterte sich seine Kenntnis der Botanik und der Lebensbedingungen der verschiedenen Pflanzen immer mehr, und er fühlte sich so recht in seinem Elemente, denn sein Garten bot ihm Freude an der Schönheit der Natur und Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neigungen. Auch der praktische Nutzen wurde nicht ganz außer acht gelassen, denn die Ufer des Grundstückes wurden mit Weiden bepflanzt und lieferten die Bandstöcke, welche in großer Anzahl für den Versand in seiner Fabrik gebraucht wurden. Auf der äußersten Spitze der Insel war ein künstlicher Berg angelegt und mit Rosen bepflanzt. Von dort hatte man die Aussicht auf den ganzen, gen Norden zu frei wallenden Elbstrom, auf dem die Schiffe mit rauschenden Segeln dahinglitten, zwischen den Wäldern und Wiesen an den Ufern des Flusses. Als nach vielen Jahren seine jüngste Tochter in Rom zum erstenmal die Villa Wolkonski kennen lernte, schrieb sie ihrer Freundin: „Das kleine unregelmäßige Haus mit den engen Gängen und den Treppenfenstern, zu denen die Ranken und Blätter hinaufschauen, erinnerte mich an das alte Sommerhaus auf dem Werder.“ Jetzt ist die Insel längst ein engbebauter Stadtteil geworden.

Nathusius brachte in der guten Jahreszeit womöglich jeden Nachmittag in seinem Garten zu, und wie es seine Art war, nichts für sich allein genießen zu wollen, so gestattete er auch Fremden jederzeit Zutritt und lud Freunde und Bekannte gern hinaus. Die Sommerfeste und venezianischen Nächte, welche er dort veranstaltete, galten in der Stadt als ein Höhepunkt des Luxus und des Vergnügens. Unter anderm zog er auch Ananas in seinem Treibhaus, damals noch eine seltene Frucht; er verschenkte sie nicht nur an Bekannte, sondern benutzte sie auch, um den höheren Beamten und Offizieren eine Aufmerksamkeit zu erweisen.

Eines Tages kam der damals sehr bekannte Botaniker, Professor Sprengel aus Halle, in den Garten, begegnete dort

einem Mann in schlichter Kleidung, den er für den Gärtner hielt und redete ihn an. Nathusius zeigte ihm alles und gab ihm in gewohnter Anspruchslosigkeit, aber mit so großer Sachkenntnis Rede und Antwort, daß Sprengel in seiner Meinung erst recht bestärkt wurde. Der Herr des Gartens merkte den Irrtum wohl, denn der Professor sprach mit ihm nie anders wie per „lieber Mann“, aber er hatte seinen Spaß daran, und ließ ihn dabei, bis der andere ihm beim Weggehen ein Achtgroschenstück in die Hand drückte. Er nahm es ruhig an und sagte: „Das werde ich zum Andenken behalten, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, heut mittag bei mir zu essen.“ Nun fielen dem Professor die Schuppen von den Augen und er wollte verlegen werden. Aber Nathusius ließ ihm keine Zeit dazu und zog die Sache ins Scherzhafte, daß Sprengel selbst darüber lachen mußte. Von der Zeit an wurden sie gute Bekannte, und ein Pflanzenaustausch begann zwischen ihnen, der sich lange Jahre fortgesetzt hat.

Auch Tiere liebte und pflegte Nathusius in seinem Garten, besonders Störche, und glaubte in diesen seinen Lieblingstieren deutlich ein menschenähnliches Seelenleben zu erkennen. „Weil man wußte, wie gern ich sie hatte,“ erzählte er, „so brachten mir die Fischer öfters junge Störche, die mit gestutzten Flügeln frei im Garten herumliefen. Als nun der Herbst kam und die anderen Störche anfingen zu ziehen, flogen sie mit einem Male auf und davon in die Lüfte. Einer von ihnen aber konnte seine Flügel doch noch nicht recht gebrauchen, er fiel über dem Weidenwerder nieder und blieb in einem der Weidenbäume hängen, die damals bei hohem Wasserstande bis in die Kronen im Wasser standen, so daß man nicht zu ihm gelangen konnte. Ein anderer Storch dagegen hob sich hoch in die Lüfte und kreiste in hohem Bogen umher. Wie er nun sah, daß ihm sein Kamerad nicht folgen konnte, kam er zu ihm zurück, als wollte er ihm helfen und zureden. Der saß aber feste. Nun pflegte der zweite Storch den Hilflosen mehrere

Tage lang und brachte ihm Futter. Mich dauerte das Tierchen so, daß ich zuletzt demjenigen einen Louisd'or bot, der ihn mir herausholen würde. Ein Schiffer unternahm es auch wirklich, drängte sich mit einem ganz kleinen Kahn durch die Weiden und brachte ihn glücklich herbei. Da kam auch der andere aus den Lüften herab und ließ sich ruhig mit seinem Kameraden in den Stall treiben." Nach diesem Erlebnis war Nathusius den Vögeln so zugetan, daß er bis an seinen Tod auch auf seinem späteren Gute sich Störche hielt. —

Im Jahre 1802 wurde er zum Mitglied des die Bürgerschaft repräsentierenden Ausschusses gewählt. Der Eid, welchen die „Ausschußverwandten in der alten Stadt Magdeburg" zu leisten hatten, lautete folgendermaßen: „Da von Einem Edlen Rate der Stadt Magdeburg ich zum Mitgliede des nach hiesiger Verfaßung die Bürgerschaft repräsentirenden Ausschußes erwählt worden: so gelobe und schwöre ich zu Gott dem Allmächtigen, daß ich, so oft Ein Edler Rat eine Zusammenkunft des Ausschußes für nötig findet und ich dazu werde eingeladen werden, mich, wenn ich nicht durch erhebliche Behinderungen davon abgehalten werde, dabey jederzeit einfinden, was von Seiten Eines Edlen Rats darin vorgetragen werden wird, zum Besten dieser Stadt gemeinschaftlich in Erwegung ziehen, und dabey auf die hiesige Verfaßung gehörige Rücksicht nehmen, insbesondre aber Eines Edlen Rates und dieser Stadt Rechte und Freiheiten, Ehre und Ansehen aufrecht zu erhalten und deren Nutzen und Bestes nach meinem Vermögen zu befördern suchen, meine bürgerliche Pflicht in Acht behalten, und über dasjenige, was geheim gehalten zu werden sich gebühret, die genaueste Verschwiegenheit beobachten will: So wahr mir Gott helfe, durch seinen Sohn Jesum Christum".

Wenig Jahre später — und die alte Verfassung, die Rechte, Freiheiten, Ehre und Ansehen des Rates und der Stadt wurden in den großen, alles verschlingenden Strudel hinabgerissen, und Nathusius selbst mitten hinein in die neue Entwicklung

der Dinge gestellt. Es ist hier an der Zeit, von seinen politischen Überzeugungen und Idealen zu reden, denn schon in der ersten Jugend hatte er lebhafte Eindrücke nach dieser Richtung hin empfangen durch den amerikanischen Freiheitskrieg, welcher seine ganze Umgebung stark erregte. Das Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit war dadurch früh in ihm geweckt worden, es waren ja auch Bürger und Kaufleute, welche in Nordamerika als Helden auftraten, um so natürlicher seine Sympathie für dieselben. Aus der Zeit seiner ersten Magdeburger Jahre, als die Kunde von der Französischen Revolution durch die Zeitungen ging — erzählte er später oft: „Als ich zuerst die „Erklärung der Menschenrechte" las, fiel ich auf meine Knie. Danket Gott, rief ich den Umstehenden zu, daß es so weit gekommen ist, die Rechte der Menschheit sind endlich proklamiert! Ich folgte allen Schritten der Französischen Revolution, die ich aus den Zeitungen las, mit Leidenschaft, und das Manifest des Herzogs von Braunschweig, als die Preußen 1793 in Frankreich einrückten, empörte mich. Es konnte auch nicht anders sein, als daß es ein Volk von 24 Millionen empörte, wenn er sagte: „Kein Stein von Paris sollte auf dem andern gelassen werden." Der Herzog war in den Händen der Emigranten, und sie hatten das Manifest abgefaßt, ihm selbst sah das gar nicht ähnlich. Ich habe ihn persönlich gekannt, denn er war eine Zeitlang Kommandeur von Magdeburg. Er war der humanste Mann, höflich gegen jedermann, und je tiefer man den Hut vor ihm abnahm, um so tiefer zog er auch den seinigen, mit dem verbindlichsten Gesicht. Einmal, als ich ihm gegenüber stand, wußte ich gar nicht, was ich machen sollte, denn er setzte seinen Hut nicht auf, so lange ich den meinigen in der Hand behielt."

Auch die Entwicklung der französischen Finanzen interessierte Nathusius sehr, und er sprach später noch oft davon: „Damals war es, wo Necker als französischer Finanzminister auftrat und sagte: „Wir sind die Repräsentanten der Nation und erste

Pflicht ist, daß wir das Volk nicht verhungern lassen." Es wurden gleich Millionen votiert, um Korn anzukaufen, man bezog es hauptsächlich von den Ostseeküsten. Aber die Hungersnot war noch nicht gestillt. Da trat Necker noch einmal auf: „Die Millionen haben nicht ausgereicht, das Bedürfnis zu decken, ich trage darauf an, daß noch einmal dieselbe Summe bewilligt werde." Das geschah, und diesmal lieferten hauptsächlich Hamburg und unsre Gegenden das Getreide. Es stieg enorm im Preise, und da nun die Kriege hinzukamen, hat es sich bis in die zwanziger Jahre zu demselben Preise gehalten. Nun kamen die französischen Assignaten und fielen bald ungeheuer im Kurs. Als sie so niedrig standen, daß ich glaubte, es könnte unmöglich noch daran verloren werden, bezog ich eine Summe aus Amsterdam. Sie fanden in Magdeburg viel Beifall und jeder wollte der Merkwürdigkeit halber davon haben, denn für ein paar Taler bekam man gleich mehrere tausend Franken. Eine Zeitlang erhielt ich fast mit jeder holländischen Post einen Packen Assignaten. Es mochten ein paar Millionen Franken durch mich in Magdeburg zirkulieren. Sie gingen noch immer mehr herunter, und die Käufer wurden auf die Nationalgüter, die aufgehobenen Klöster und die eingezogenen Güter der Adligen angewiesen. Ich nahm alle Assignaten von meinen Bekannten zusammen und schickte sie ein mit dem Auftrag, Nationalgüter damit zu erstehen. Unterdessen waren sie aber noch einmal heruntergesetzt, und man schrieb mir wieder, es seien schon keine Nationalgüter mehr zu haben. Ich schrieb meinem Korrespondenten, daß dies eine große Ungerechtigkeit wäre, allein er antwortete mir: ich sähe die Sache aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkte an. Die Nation hätte die Assignaten geschaffen für sich, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, aber nicht um Spekulationen damit treiben zu lassen. Sie könnte damit machen, was sie wollte. Ich sah wohl ein, daß er recht hatte und verlor auch nur sehr wenig dabei, die Sache hatte mir nur Spaß gemacht."

In Berlin. Neue Pläne

Die Tabaksfabrik, welche jetzt allein unter Nathusius' Namen ging und die er mit so viel Liebe eingerichtet hatte, stand im vollsten Flor, als 1796 ein Gewitter sich über ihr zusammenzog. Er berichtet darüber: „In den letzten Jahren des dicken Königs, Friedrich Wilhelm II., kam das Projekt aufs Tapet, die freie Fabrikation des Tabaks aufzuheben und die Tabaksregie wieder einzuführen. Sobald ich dies hörte, reiste ich nach Berlin, und hier war die Sache schon weit gediehen, ja eigentlich entschieden. Es sollte eine Administration für das ganze Land eingerichtet werden und alle Privatfabriken mußten danach aufhören. Mir machte man den Antrag, die Direktion über die königlichen Fabriken ganz allein zu übernehmen. Dazu würde ich mich nicht hergegeben haben, wenn es nicht um meiner eignen Fabrik willen gewesen wäre, aber ich sah voraus, daß die Sache doch nicht von Bestand sein würde und ich machte zur Bedingung, daß meine Fabrik fortbestände und für Rechnung der königlichen Administration übernommen werden sollte. Dies wurde mir zugestanden, ich wurde zum Generalfabrikdirektor ernannt und bekam meinen Sitz in dem Administrationskomitee. Mit dem Jahre 1797 nahm die Administration ihren Anfang. Das Kontorpersonal meiner Fabrik entließ ich bis auf einen, der die Ausstände einziehen und die Bücher abschließen mußte. Ich selbst war gezwungen, meinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen.

Diese Veränderung ging unter dem Minister von Buggenhagen vor sich, dessen Werk sie hauptsächlich war. An der Spitze des Komitees, das die Administration leiten sollte, stand der Geheimrat von Faudel. Der Minister präsidierte zuweilen selbst bei wichtigen Sitzungen. Ich zerfiel indessen bald mit dem Komitee, weil sie nichts von der Sache verstanden. Es ging sehr

schlimm her, denn die meisten Mitglieder hatten eigennützige Absichten dabei, ließen sich bestechen usw. Zum Beispiel hatte ein Haus in Bordeaux eine Partie amerikanische Tabaksblätter offeriert zu einem Preise, der 25 Prozent höher war als dieselben Tabake von Hamburg zu beziehen waren. In Gegenwart des Ministers legte der Geheimrat von Faudel die Briefe im Collegio zur Beratung vor und redete der Sache sehr das Wort. Ich machte ihm meine Bemerkungen dagegen, allein er bestand auf den Ankauf und behauptete, die Bordeauxer Tabake seien viel besser. Ich bewies ihm, daß dies nicht der Fall sei, sondern daß die Hamburger Blätter völlig ebenso gut zur Fabrikation wären, aber er ließ sich nicht bedeuten. Zuletzt sagte ich ihm in Gegenwart des ganzen Kollegiums geradezu, ich müßte es besser wissen, er verstände nichts von der Sache, und wenn das Komitee in Bordeaux kaufen wolle, so wäre das Geld geradezu zum Fenster herausgeschmissen. Bei diesen Worten wurde der Minister Buggenhagen unwillig, er befahl mir zu schweigen und die Blätter in Bordeaux zu kaufen. Hier stand ich auf: „Wenn es so zugeht," sagte ich, „so bin ich hier ganz überflüssig," ging meiner Wege und kam nicht wieder in die Sitzungen. Mehrere meiner Bekannten suchten mich auf: „Was haben Sie gemacht?" sagten sie zu mir, „der Minister ist sehr aufgebracht gegen Sie, Sie müssen zu ihm gehen und Abbitte bei ihm tun." „Ich? nimmermehr," war meine Antwort. „Der Minister hat mich beleidigt. Was ich gesagt habe, ist die Wahrheit, und ich nehme nicht das Mindeste davon zurück." Ich merkte wohl, daß sie im Auftrage des Ministers zu mir gekommen waren, um mich zu bereden. Endlich wurde vermittelt, daß ich wieder erscheinen und die ganze Sache ungeschehen sein sollte. Der Ankauf in Bordeaux unterblieb.

Ich besuchte nun wieder die Sitzungen, allein ich hatte soviel Verdruß von der Sache, daß ich den Beschluß faßte, meine Stelle ganz niederzulegen. Um dieses einzuleiten, bat ich den Minister um Urlaub zu einer Reise nach Magdeburg. Er schlug

ihn mir ab. Ich setzte mich hin, schrieb ihm, daß meine Gegenwart in Magdeburg durchaus notwendig wäre, ich sei daher abgereist und hoffe, daß er nichts dagegen haben würde. Dann reiste ich ab. Von Magdeburg aus kam ich sofort um meine Entlassung ein und schickte mein Patent als Geheimrat zurück. Die Gründe meines Gesuchs, schrieb ich, hätte ich in einem Briefe an den Geheimrat von Meyenfeld auseinandergesetzt. Dieser war mit im Komitee und ich kannte ihn sehr gut. An diesen schrieb ich nun zu gleicher Zeit. Ich deckte die Unwissenheit und die Fehler des Komitees auf, ich zeigte die Betrügereien, die man sich sollte gefallen lassen und an denen die Mitglieder selbst teilnahmen. Mein Rechtskonsulent in Magdeburg mußte mir dieses Schreiben so abfassen, daß man mir nichts darüber anhaben konnte, ohne daß ich das, was wahr war, verschwieg. Ich gab es ihnen so derb, und mein Konsulent faßte den Stil so scharf ab, daß der Minister und alle Beteiligten darüber im höchsten Grade aufgebracht werden mußten. Nach wenigen Tagen erhielt ich ein heftiges Schreiben vom Minister. Meine Abreise ohne Erlaubnis wurde mir drohend verwiesen und mir anbefohlen, ich sollte mich binnen acht Tagen wieder auf meinen Posten in Berlin stellen. Wofern ich nicht schleunig Anstalten zur Abreise träfe, so hätte die Polizei in Magdeburg Ordre, mich mit Gewalt nach Berlin zu transportieren. Ich ließ sogleich wieder meinen Rechtskonsulenten kommen. „Sie haben mich hineingebracht, nun raten Sie mir." Er erbot sich, sofort für mich nach Berlin zu reisen. Ich trank eine ganze Flasche alten Portwein aus, legte mich zu Bette und schickte nach dem Arzte. Der fühlte meinen Puls, machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, ich hätte heftiges Fieber. Mein Konsulent teilte ihm die Umstände soweit mit, wie ich es ihm unter der Hand eingab, und der Arzt wußte meinen Zustand nichts anderm als der Alteration zuzuschreiben. Er hielt ihn für sehr gefährlich und erklärte, daß ich auf keinen Fall reisen, nicht einmal das Bett verlassen dürfe. Er mußte mir ein Attest

darüber ausstellen, mein Rechtskonsulent wies es der Polizei vor und reiste sofort mit demselben nach Berlin. Dort wußte er meine Sache so zu führen, daß er mir nach einiger Zeit meine Entlassung mitbrachte.

Die Tabaksadministration hatte noch kein Jahr bestanden, als der alte König im Dezember 1797 starb und Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam. Es wurden nun viele Mißbräuche der vorigen Regierung abgeschafft, und die Tabaksadministration war eine der ersten, die es traf. Der Minister von Buggenhagen erhielt seinen Abschied, und Graf von der Schulenburg trat wieder in Funktion. Ich kannte ihn von Magdeburg her recht gut und er wußte durch mich schon wie es bei der Administration zuging. Er wollte jedoch nicht gerade zufahren, sondern tat dem neuen Könige den Vorschlag, ein anderes Komitee zu bilden, welches den Zustand der Administration untersuchen sollte, um danach zu beschließen, ob sie fortbestehen sollte oder nicht. Ich wurde dazu nach Berlin berufen, um diesem Komitee beizutreten. Ich fing damit an, die Fabrik, welche die Administration in Berlin hatte, zu untersuchen. Gleich das erste, was ich fand, waren gegen sechzig Arbeiter in einem Saale mit einer völlig unnützen und überflüssigen Arbeit beschäftigt. Ich stellte dies dem Direktor vor und bestand darauf, daß diese Arbeit sofort eingestellt würde. Der Direktor wurde darüber so erbost, daß er die Leute auf der Stelle fortjagte und ihnen sagte, ich hätte es befohlen. Ich versetzte, daß es nicht meine Absicht sei, die Leute um ihr Brot zu bringen, sondern nur wünschte, daß sie nützlicher beschäftigt würden. Er antwortete mir ganz kurz, daß er nichts anderes für sie zu tun hätte.

Diesen Vorfall berichtete nun die Administration sogleich an das Kabinett, stellte ihn ganz zu meinem Nachteile dar und beklagte sich bitter über das zur Prüfung ernannte Komitee, über mich besonders, weil ich ihr offenbarer Feind wäre. Der Minister forderte mich auf, mich zu verantworten, und dies tat ich auf der Stelle. Ich setzte die Falschheit des Berichts und den

Zustand der Dinge so klar auseinander, daß man sich von den Fehlern des Fabrikbetriebs und von der schlechten Verwaltung der Administration überzeugen mußte. Der Minister umarmte mich und die Administration wurde sofort aufgehoben. Ich wurde zum Kommissarius ernannt, um die Fabrik aufzulösen, doch bat ich, daß man mir den Geheimrat Tismar, der mit bei der Administration gewesen war, zum Mitkommissarius geben möchte, damit man mir keine Parteilichkeit vorwerfen könnte. Jedermann glaubte, daß sich ein großer Verlust finden würde, ich wußte aber gleich, daß die Administration trotz ihrer schlechten Verwaltung bei den hohen Preisen, zu denen sie die Tabake verkaufte (weil sie das Monopol hatte), nicht ohne Gewinn gewirtschaftet haben konnte, und versicherte dem Minister, daß die zwei Millionen Taler Vorschüsse, welche die Administration von der Krone zur Einrichtung ihrer Geschäfte erhalten hatte, nicht nur gedeckt wären, sondern sich auch noch Überschüsse finden würden. Man wollte mir nicht glauben und lachte mich aus. Der Finanzminister Struensee sagte zu mir: „Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, so übernehmen Sie doch das Ganze. Für zwei Millionen sollen Sie es haben." Ich versetzte, daß meine Kräfte zu schwach dazu wären, aber wenn er mir die Seehandlung assoziieren wollte, so wäre ich dazu gern erbötig, „oder," sagte ich im Scherz, „wenn Exzellenz mit mir in Kompanie gehen wollen."

Die Sache wurde also auf meinen Rat und unter meiner Leitung noch sechs Monate fort administriert, um die Vorräte aufzuarbeiten. Ich bereitete während der Zeit die Realisierung des ganzen hineingesteckten Kapitals vor, und es stellte sich, als es dazu kam, ein barer Überschuß von 300 000 Talern heraus.

Als das Ganze vorbei war, forderte mich der Minister Schulenburg auf, für meine Leistungen zu liquidieren. Ich wollte aber kein Geld dafür nehmen und dankte ihm. Darauf schickte er mir ein neues Patent als Geheimrat, allein ich schickte es zurück und schrieb, daß ich für die Ehre sehr dankte, aber daß mich

ein solcher Titel bei meinem Geschäft nur genieren würde. Ich erhielt hierauf noch einmal ein Schreiben des Inhalts: es wäre auch nicht die Meinung, mir bloß den Titel zu geben, sondern ich sollte Sitz und Stimme bei der Kammer in Magdeburg in allen Finanz- und Handelsangelegenheiten haben und ein Gehalt von jährlich 800 Talern beziehen. Dies hätte mich aber noch mehr in meinen Unternehmungen geniert. Ich mochte mich überhaupt nicht abhängig machen und durch etwas dergleichen beschränken lassen. Also verbat ich mir dieses noch ernstlicher."

So hätte sich Nathusius' jugendlicher Wunsch, ein königlicher Beamter zu werden, doch noch erfüllen können, und nach menschlichem Ermessen in glänzender Weise, denn er war zum Finanz- und Handelsminister wie geboren. Aber er hatte sich inzwischen nach einer ganz andern Seite hin entwickelt, und seine Erzählung beweist, wie unmöglich es ihm war, sich jetzt noch ins bureaukratische Joch zu fügen. Von den öffentlichen Angelegenheiten zog er sich zunächst ganz zurück, so sehr er sich auch im stillen dafür interessierte und sie stets im Auge behielt, besonders was die Finanzen Preußens anbetraf. Später, im Jahre 1805 zur Zeit Steins, scheint man ihn aufgefordert zu haben, das Projekt zu einer staatlichen Zirkulationsbank auszuarbeiten, denn in seinen Papieren findet sich der Entwurf zu einem solchen Institut. Der Krieg verhinderte damals die Ausführung solcher Pläne.

Seine eignen Geschäfte nahmen inzwischen einen noch größern Umfang an. Die Tabakfabrik hatte er wieder für eigne Rechnung übernommen, er hatte sie auch während der königlichen Administration in gehörigem Gange erhalten können und seine ehemalige Stellung als Generalfabrikdirektor gewährte ihm jetzt, da die Fabrikation wieder frei wurde, nicht geringen Vorteil. Eben deshalb hatte er ja auch die Stellung angenommen. Der Absatz nahm reißend zu, und es war bald kein Winkel in Deutschland, wo der Name der Firma auf den Tabaksetiketten nicht bekannt war. Nach und nach hatte er so viel Ge-

bäude gekauft, daß er fünf Häuser besaß. Er richtete auch ein neues Stampfmühlenwerk zum Mahlen der Schnupftabake ein, später dann eine eigne Seilerei. 1801 verarbeitete er im Jahre 20—25 000 Pfund rohe Tabake, beschäftigte täglich wenigstens 300 Menschen und in den Mahlwerken 16 Pferde. Die Umgegend Magdeburgs suchte er zum Tabaksbau anzuregen. Er gab den Tabaksbauern Vorschüsse, pachtete auch selbst Land, das er ihnen nebst Betriebskapital zur Bebauung überließ und kaufte ihnen gleich die ganze Ernte im voraus auf dem Felde ab. Indessen zog es damit nicht so recht und mußte er nach wie vor seine deutschen Tabaksblätter aus der Uckermark und Pommern beziehen. Mehr Glück hatte er mit Einführung der Zichorie, die er schon von seiner Berliner Lehrzeit her als Kaffeesurrogat kannte und die bei Magdeburg noch gar nicht gebaut wurde. Er ließ den Samen von Berlin kommen, gab den Leuten Anweisung zum Bau und förderte sie in derselben Weise wie bei der Kultur des Tabaks. Er erwarb sich dadurch ein großes Verdienst, denn die Zichorien wurden zu der Zeit eine große Erwerbsquelle für die ganze Gegend. Zahlreiche Zichorienfabriken entstanden und der Wert des berühmten Magdeburger Bodens, auf dem damals noch keine Zuckerrüben gebaut wurden, steigerte sich dadurch bedeutend. Immer mehr entwickelte sich bei Nathusius der großartige Gemeinsinn, welcher nie allein den eignen Nutzen suchte, sondern mit seinem Reichtum und seinen Gaben auch der Mitwelt zu dienen suchte. Auch die alte, von Sengewald überkommene Warenhandlung brachte er jetzt wieder in Schwung, nachdem er sie längere Zeit mehr seinen Angestellten überlassen hatte. Sein Grundsatz dabei war, alles so gut und billig zu liefern wie kein andrer es tat, dadurch hatten die Detaillisten der Umgegend ein solches Zutrauen zu ihm, daß sie ihren Bedarf gleich für lange Zeit bei ihm nahmen und ihm selbst die Auswahl überließen. Sie fanden alles, was sie brauchten, gleich zusammen bei ihm und wußten, daß er ihren wirklichen Vorteil bedachte und dabei den

seinigen zugleich auf die sicherste Weise mitfand. Wenn eine beladene Fuhre seine Türe verließ, folgte ihr schon wieder ein anderer leerer Wagen, und so ging es oft von Morgen bis an den Abend. Auch ein Speditionsgeschäft war mit der Handlung verbunden, besonders aber auch eine Niederlage der herzoglich braunschweigischen Bergprodukte für den ganzen preußischen Staat.

Indes dauerte sein Interesse für die Warenhandlung nicht allzu lange. Es hatte ihm Vergnügen gewährt, sie bis zur höchstmöglichen Blüte zu bringen und sie zur ersten in Magdeburg zu machen, als aber sein bester Gehilfe in dieser Sache auf einer Reise plötzlich starb, zog er es vor, Kräfte und Mittel andern Angelegenheiten zu widmen. Mit Ablauf des Jahres 1801 übergab er die Handlung an zwei junge vermögende Kaufleute, die sich etablieren wollten und sich nach einem Geschäft umsahen.

Nach dem Aufhören der Tabaksadministration war ein hoher Eingangszoll auf die Tabaksblätter gelegt worden, und der Absatz ins Ausland (das heißt in die übrigen deutschen Länder) wurde durch die zwei- und dreifach erhöhten Akzisesätze ebenfalls erschwert. Auch war die zerrissene Gestaltung des Herzogtums Magdeburg dem Handel sehr ungünstig. Die braunschweigischen, anhaltischen und auch die sächsischen Länder schoben sich überall hinein, denn die Grafschaft Barby und das Amt Gommern gehörten damals noch zum Königreich Sachsen. Bei der erhöhten Einfuhrsteuer war der Reiz zum Schmuggel so groß, daß man überall die fremden Tabake einschwärzte und der Absatz der inländischen Fabriken auch in nächster Nähe verkümmert wurde. „Unter diesen Umständen," schreibt Nathusius, „hätte kein preußischer Untertan gegen den Staat gesündigt, wenn er, um seinen ausländischen Handel zu erhalten, eine Fabrik an einem ausländischen Orte errichtete. So geneigt ich dazu war, so mochte ich es doch aus Patriotismus nicht außerhalb Preußens tun, sondern wünschte mir dazu eine Gelegenheit im Lande selbst."

Er richtete sein Augenmerk auf das Amt Alvensleben, das von Magdeburg drei bis vier Meilen entfernt lag. In alten Zeiten sollte dort ein Silberbergwerk bestanden haben, später wurden Steinkohlen gefördert, die aber keine Tiefe hatten. Zur Zeit des „dicken Königs", als die Goldmacherei noch einmal ihre letzten Blüten trieb, war ein sogenanntes „chymisches Laboratorium" in Alvensleben gegründet worden, in dem die Adepten ihr Wesen hatten. Ein Vitriol- und Schwefelwerk wurde dabei betrieben, aber nur mit Schaden. Bei der neuen haushälterischen Regierung war vorauszusehen, daß dem Unwesen bald ein Ende gemacht würde. Nathusius tat also der Regierung den Vorschlag, ihm die Gebäude des Amtes zu einem annehmbaren Preise zu überlassen und ihm die Erlaubnis zu erteilen, daselbst eine Tabakfabrik nur für den ausländischen Handel zu gründen, wobei man ihm natürlich eine Steuervergütung zukommen lassen mußte. Er wollte, um die Möglichkeit des Verdachtes einer Steuerhinterziehung vorzubeugen, alle seine inländischen und ausländischen Tabake nur über Magdeburg beziehen und ebenso die fertigen Fabrikate nur über dorthin gehen lassen. Ja, er wollte sich sogar gefallen lassen, einen vereidigten Kontrolleur in die Fabrik aufzunehmen. Er stellte nach seinen einfachen, klaren nationalökonomischen Grundsätzen der Regierung vor, wie er dem Staat dadurch nützen würde, indem er die inländische Tabaksindustrie heben und eine Menge ausländische Blätter beziehen und versteuern würde. Auch dadurch würde er dem Staat Vorteil bringen, indem er wenigstens hundert Menschen beschäftigte und auch andern Menschen des gewerblichen Standes zu verdienen gäbe, die durch ihre Konsumtion wiederum die königlichen Revenuen vermehren würden. Zugleich verband er hiermit noch das andre Anerbieten, das ganze Bergwerk bei Alvensleben in Erbpacht zu übernehmen und für seine Rechnung fortzuführen. In der darauf bezüglichen Eingabe an die Regierung entwickelte er die weitgehenden Pläne, welche sein Verstand und seine Phantasie an

die Bodenschätze knüpfte, die er in der Gegend zu finden hoffte. „Ist auch der Kupferschiefer," so schreibt er, „nicht abbauwürdig, um das Metall daraus zu ziehen, so ließen sich wohl daraus, wenn er wohlfeiler als bisher zutage gebracht würde, Kupfervitriol oder verschiedene Kupferfarben daraus ziehen, dergleichen jetzt so vielerlei Arten als Kaufware im Gange sind. Vielleicht auch Grünspan. Aus dem Schwefelkies würden sich alle die Produkte des Schwefels, die als Kaufware bekannt und gangbar sind, als Vitriolöl, gezogener Schwefel, ganz reine Schwefelblume usw. ziehen lassen, und aus dem Vitriolkies alle Sorten Vitriol, welche in großen Quantitäten im Ausland abzusetzen sind. Die Steinkohlen könnten zu einem Etablissement führen, wozu viel Feuerung gehörte, vielleicht zu einer Glashütte, einer Ziegelbrennerei oder irgendeiner Geschirr- oder Ofenfabrik. Letzteres um so mehr, da es in dieser Gegend gute Tonarten gibt. Auch die Passauer Schmelztiegel anzufertigen, ist kein Geheimnis mehr, wofür man es sonst gehalten hat. Demungeachtet werden sie noch immer von Regensburg aus zu Lande hierhergezogen und über Hamburg in großen Quantitäten nach Spanien und Portugal gesandt. Die Landfracht hierher beträgt mehr als den Wert dieser Tiegel an der Stelle in Regensburg. Welchen Vorteil mußte nicht eine solche Fabrik hier nahe bei Magdeburg bringen! Es ließe sich auch wohl von den Steinkohlen, so wie es jetzt in England geschieht, Teer anfertigen. Sollte sich nicht auch in den Rückständen Alaun finden? Ich habe irgendwo gelesen, daß in England oder in Schweden aus solchen Rückständen, nachdem sie zur Feuerung gebraucht, aus der Asche Alaun gesotten wird. Kurz, ich glaube, daß das Bergwerk in eine mineralisch-chemische Produkten- und Farbenfabrik umgeschaffen werden könnte. Ich gestehe zwar, daß meine Kenntnisse in diesen Fächern nur theoretisch und oberflächlich sind, ich würde mich aber durch einen sachkundigen Mann leiten und belehren lassen und seinen Ratschlägen folgen."

In einem gleichzeitigen Briefe schreibt er: „Ich bin ohne Leibeserben und habe daher gar keine Ursache, nach mehr Erwerb und Geschäften zu streben. Die Neigung dazu wurde vielmehr durch eine kleine Eitelkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, veranlaßt, nämlich um den Ruhm zu erlangen, ein Werk, das bisher unnütz gewesen, in ein nützliches und für den Staat wohltätiges Etablissement umzuschaffen." Ob sich nun Nathusius bei näherer Besichtigung doch überzeugte, daß die Fortsetzung des Bergbaues sich nicht lohnen würde, oder daß das Ministerium auf seine Vorschläge nicht eingehen wollte — genug, die Sache kam nicht zustande, und auch seine Idee mit der Fabrik fand keinen Eingang. Er wandte sich nun an die anhaltische Regierung mit der Bitte um Erlaubnis, in Zerbst, nah bei Magdeburg, eine Fabrik zu gründen und ihm die nötigen Gebäude in Erbpacht zu geben. Damit verband er den Gedanken, diese Fabrik auf Rechnung und zum Nutzen seiner fünf Brüder anzulegen, welche doch nur kleine Ämter innehatten, und die er sämtlich unterstützen mußte. „Eine gewisse Liebe für die Anhaltisch-Dessauischen Lande," schreibt er, „welche bei mir durch die trefflichen Eigenschaften ihrer Fürsten entstanden, und die schönen, zum Nutzen und Vergnügen kultivierten Gegenden, haben den Wunsch bei mir hervorgebracht. Daß ich kein gewöhnlicher Projektenmacher bin, hat die Erfahrung gelehrt." Aber auch diese Sache kam nicht zustande und er blieb wie bisher auf Preußen beschränkt.

Die Sehnsucht nach einem weitern Kreis seiner Tätigkeit über das bisherige einseitige Schaffen hinaus, blieb ihm, bis der große Sturm 1806 die vielen engen Schranken im deutschen Vaterland zum Teil einriß und ihm die Verwirklichung seiner Wünsche und Bestrebungen brachte.

Der Krieg

Durch seine Erlebnisse in Berlin und andere Erfahrungen, konnte Nathusius auf das Schicksal Preußens 1806 nicht unvorbereitet sein. Das Ergebnis seines dortigen Aufenthalts war in bezug auf die Verwaltung das Urteil: „Viel zu viel Beamte und zu schlecht besoldet“. Friedrich des Großen Grundsatz: „Sie stehlen ja doch alle, ich will ihnen nicht noch etwas dazu geben“ — hatte das alte Übel der Bestechlichkeit nur noch verschlimmert. Daß der König die Beamten verachtete, trug nicht zu Hebung des Standes bei, und unter seinem Nachfolger gingen die Dinge noch mehr bergab. Und während man in Altpreußen an den Beamten sparte, wurde für die neuen Provinzen, besonders Posen, viel Geld aufgewendet, das sonst in den Schatz gewandert wäre. Für die polnischen Gutsbesitzer war immer Geld da.

Mit dem Ehrgefühl der Offiziere, auf dem der Erfolg von Friedrichs tapferem Heer beruhte, war es zurückgegangen. Zum Beispiel: die Einkleidung der Kompagnien war damals Sache der Hauptleute, für die sie bestimmte Summen erhielten, und man erzählte sich in Magdeburg, wie weit die Hemden der Leute verkürzt wurden, damit der Hauptmann das auf diese Weise ersparte Geld in die Tasche stecken konnte. Da bei den Heiraten der Offiziere keine Kaution gestellt wurde, so litten die Familien freilich oft die bitterste Not. Und dabei hatten sich doch Selbstbewußtsein und Hochmut ins Unleidliche gesteigert. Nach dem großen Unglück 1806 trösteten sich die Bürger: „Hätte das Heer gesiegt, so wäre die Aufgeblasenheit der Offiziere ganz unerträglich geworden.“ Kein Wunder, daß Nathusius' Erzählungen aus der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges voller Bitterkeit waren: „Als die Armee auszog, lag bei mir der Chef eines

Dragonerregimentes im Quartier. Der sagte an meinem Tisch: „Ich weiß nicht, warum der König so viel Umstände mit den Franzosen macht? Er sollte mich hinschicken, mich mit meinem Regiment, ich wollte sie schon zu Paaren treiben." Dergleichen machte uns in Magdeburg sehr besorgt. Ich befand mich gerade in Berlin, als der Feldzug losgehen sollte, man aber noch nichts Näheres darüber wußte. Einer der Magdeburger Generale schrieb mir dahin, ich möchte ihm doch die „zu dem Feldzug benötigten Karten" in Berlin besorgen. Danach kann man sich den Kulturzustand der Befehlshaber einigermaßen klarmachen! Das Militär war, was die Leute betraf, sehr schön einexerziert, alles auf die Paraden berechnet, wo sie ihre Sache sehr gut machten, und als sie mit den Franzosen zusammenkamen, liefen sie alle davon."

Die Festung Magdeburg war ganz und gar unvorbereitet, keine Magazine, keine Fourage. Die Befestigungen auf den Werderinseln seit Jahren vernachlässigt. Die ganzen Festungswerke nicht in gehörigem Zustande.

An einem Dienstag wurde die Schlacht bei Jena geschlagen und am nächsten Tage verbreiteten sich Siegesnachrichten in der Stadt. Vor Lekeenys Hause am Breitenweg stand ein Nachbar und schwenkte begeistert den Hut: „Sieg, Herr Gevatter — Sieg!" Am Donnerstag abend kamen die ersten Flüchtlinge zu Pferd an, und die Bürger sagten: „Das sind die, welche vor Angst am besten laufen konnten." Sie hatten zwei Tage lang kaum einen Bissen gegessen, und sie brachten die schreckliche Gewißheit der furchtbaren Niederlage. Dann folgte der Durchzug ganzer Regimenter, geschlagen — halb verhungert. Die Leute lagen in vollständiger Erschöpfung auf der Straße, in den Häusern wurden große Waschkessel voll Essen gekocht, und die vornehmen Kaufmannstöchter trugen es in Eimern den Hungernden zu, welche gierig darüber herfielen. Den ganzen Breitenweg entlang hielten die Wagen mit den Blessierten, zum Teil in ein Knäuel zusammengefahren. Zwei Tage lang hatten die

Leute ohne Hilfe unter freiem Himmel gelegen, nun wurde für sie alles zusammengekauft, was nur zu erlangen war. Nathusius konnte noch drei Ochsen erstehen, die aus Angst vor den Franzosen in die Stadt gerettet waren. Einquartierung wurde in alle Häuser gelegt, bald gab es keine Quartierbilletts mehr. Alles drängte hinein, um nur ein Obdach zu erlangen. Nathusius hatte beständig sechzig bis achtzig Menschen satt zu machen. Er selbst hauste mit seinem Vetter Hillebrand in einer einzigen Stube mit einem dunkeln Alkoven zum schlafen. Bei seiner reizbaren Natur war ihm der Gedanke in einer belagerten Festung eingesperrt zu sein, furchtbar. Er war in Verzweiflung, und wollte nach Berlin, aus Magdeburg heraus. Aber wie es gewöhnlich bei ihm zuging — nachdem die erste Erregung vorbei war, hielt er auf das Tapferste stand.

Am Freitag kam der König. Bleich und niedergeschlagen. Er fuhr zum General Kleist, dem Kommandanten der Festung, und blieb bei ihm zur Nacht, dann ging es weiter auf Umwegen über Tangermünde nach Berlin. „Ich sah auch den Offizier wieder“, erzählte Nathusius, „der bei dem Ausmarsch in meinem Quartier gelegen hatte: „Nun, Herr Oberst?“ Er zuckte mit den Achseln „Kriegsunglück, Kriegsunglück! dagegen kann kein Mensch etwas machen.“ Die Armee, welche sich eigentlich hätte in der Festung sammeln sollen, zog weiter. Es blieben etwa 20 000 Mann in Magdeburg zurück, und ein französisches Korps erschien vor der Stadt. Nathusius erzählt weiter: „Nun ging die Belagerung los. Obwohl ich kein Militär war und auch wohl wenig Anlage dazu hatte, sah ich doch, daß bei dem zur Zeit sehr niedrigen Wasserstande der Feind sehr leicht auf die Werderspitze gelangen konnte, wo mein Garten lag, um sich dort festzusetzen. Ich richtete also augenblicklich an den Kommandanten die Anfrage, ob er dort Kanonen auffahren lassen wolle. Die Antwort war: „Lieber Nathusius, das wäre doch schade um den schönen Garten! Man kann doch niemand zumuten, daß er Kanonen in seinen Garten nimmt.“ Auf mein

Drängen wurde aber doch eine Schanze dort aufgeworfen und mit Kanonen besetzt. Nun war Magdeburg eingeschlossen, die ersten französischen Kugeln schlugen in die Stadt und in einzelne Häuser. Die Scheiben klirrten, die Straßen waren leer, wie gefegt, und die Keller wurden zu Wohnungen eingerichtet. Der Mangel in der Stadt war groß, trotzdem fürchtete die Kaufmannschaft sich sehr vor der Übergabe wegen der Kontributionen und der Geldverluste, welche sie allein zu tragen haben würde. Sie schickte eine Deputation an den General von Kleist und bat ihn, die Stadt so lange wie möglich zu halten. Ich war mit dabei: „Seien Sie ganz ohne Besorgnis", gab er uns zur Antwort, „ehe mir nicht das Schnupftuch in der Tasche brennt, kapituliere ich nicht." Das Schießen dauerte indes fort, und nach ein paar Tagen hörten wir, daß unterhandelt würde. Wir gingen sogleich wieder zum Kommandanten. Im Vorzimmer lag auf einer Matratze sein Sohn, der nachmalige General Kleist von Nollendorf, damals ein ganz junger Mensch. Er war verwundet und trug den Arm in der Binde: „Es hilft Ihnen nichts, meine Herren," sagte er zu uns, „mein Vater hat den Mut verloren." Wir wurden vorgelassen und taten unser möglichstes, aber die Kapitulation war schon aufgesetzt und wurde am 10. November unterschrieben. Die ganze Besatzung ergab sich als kriegsgefangen. Als die Franzosen einzogen, fand sich, daß es nur 6000 Mann waren, gegen 20000 Preußen, welche in der Stadt lagen. Es war überhaupt kein Korps, das zu einer wirklichen Belagerung fähig gewesen wäre, sie hatten keine Artillerie, außer ein paar Kanonen, mit welchen sie geschossen hatten. Es ist mir noch unbegreiflich, warum Kleist die Festung übergeben hat. Alles hatte damals den Kopf verloren, und der König soll, ehe er abreiste, zu ihm gesagt haben: „Machen Sie die Stadt nicht unglücklich." Kleist, um sich zu rechtfertigen, beschuldigte später die Bürger von Magdeburg, daß sie sich einem Bombardement widersetzt haben würden, aber die Magdeburger Bürger fühlten sich durch diese Unwahrheit

beschimpft und widerlegten in öffentlichen Blättern die Beschuldigung.

Ich bekam ein halbes Dutzend Offiziere zur Einquartierung, unter anderm einen dicken Elsässer (oder Holländer?). Die übrigen waren sehr gebildete, höfliche Leute, dieser Dicke aber war ein grober, gemeiner Mensch. Bei Tische fing er in seiner breiten Sprache an zu räsonieren und auf die Preußen, den König und die Königin zu schelten. „Der König ist an allem schuld, in die Kärre müßte er kommen.“ Ich sprang auf, „Herr,“ schrie ich, „das ist mein König, von dem Sie sprechen“, und warf meinen Teller mit beiden Händen vor ihn auf den Tisch, daß er in tausend Stücke sprang. „Wie können Sie sich unterstehen, an meinem Tisch so zu reden?“ Ich klingelte gleich, „Friedrich, bring mir meinen Rock und Hut, ich will zum Gouverneur.“ Die andern, besonders ein Brigadier, welcher der Vornehmste unter ihnen war, legten sich ins Mittel, wollten mich besänftigen und versprachen, es solle nicht wieder geschehen. Der Dicke kam selbst und streichelte mich am Arm: „Seien Sie nur nicht böse, es war nicht so schlimm gemeint.“ Ich blieb aber dabei, gleich auf der Stelle zum Gouverneur zu gehen, denn ich dachte: „Wenn du nicht gleich zuerst hingehst, so wird die Sache nachher falsch gegen dich angebracht.“ Der Gouverneur war äußerst artig, und der Dicke wurde sofort ausquartiert.“

Die Geschichte der nächsten Zeit ist bekannt — im Frieden von Tilsit fiel Magdeburg an das neue Königreich Westfalen. In der ersten Verzweiflung über diese Wendung der Dinge beschäftigte sich Nathusius mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern, „aus den Franzosen heraus!“ Das Geschäft wollte er an seinen Freund und Vetter Hillebrand abtreten. Er hing von Jugend auf an Preußen, und dazu war ihm durch die Abtrennung von den alten preußischen Provinzen der größte Teil seines Absatzes abgeschnitten, indem in Preußen jetzt eine sehr hohe Eingangssteuer auf den Tabak gelegt wurde. Diesen

Umstand machten sich sogleich einige spekulative Köpfe zunutze. Ein Jude in Berlin ließ sich taufen und nahm den Namen Richter an, und einen Vetter von Nathusius in Wittenberg vermochte man dazu, für eine gewisse Summe seinen Namen herzugeben. So wurde in Berlin unter der alten Firma Richter und Nathusius eine Tabaksfabrik angelegt. Nathusius wurde sogleich klagbar gegen die Betreffenden, allein er wurde abgewiesen, denn es fand sich ein Gesetz vor, das Friedrich II. zum besten der inländischen Fabriken gegeben hatte, wonach es erlaubt war, ausländische Firmen anzunehmen.

Nun plante er ganz nach Berlin überzusiedeln und dort eine neue Fabrik anzulegen. Er mußte jedoch dabei sehr heimlich und allmählich zu Werke gehen, damit ihm nicht von seiten der westfälischen Regierung Hindernisse in den Weg gelegt und er entweder ganz zurückgehalten, oder doch zu bedeutenden Opfern genötigt würde. Im Sommer 1807 ging er nach Berlin, um die Fabrik einzurichten. Ein Tabakslager hatte er bereits dort angelegt, und ein Herr Neumann, dem er Vertrauen schenkte, sollte die Fabrik übernehmen, scheinbar auf seine eigene Rechnung. Über diesen Neumann ist aus seinen nachgelassenen Papieren nichts Näheres zu erfahren. Aus dieser Zeit datieren verschiedene Briefe an Hillebrand, da die Magdeburger Fabrik unter dessen Leitung noch fortbestehen sollte. Im August schreibt ihm Nathusius: „Ich will Ihnen vorläufig meinen Plan mitteilen, den ich in Absicht Berlins habe: Das ganze hiesige Lager will ich Neumann für seine Rechnung übergeben und er soll unter meiner Anleitung hier eine Fabrik, jedoch ganz für seine Rechnung etablieren. Für das Kapital, welches ich ihm lasse, gibt er 6 % Zinsen, jedoch so, daß ich darüber in kurzem oder langem disponieren kann. Von allem Debit, den er macht, bekomme ich 5 % auf fünf Jahre, welche mir für jeden Monat ausgezahlt werden. Die Bücher müssen nach meiner Vorschrift geführt werden und ich muß jede Stunde, welche mir beliebt, die Bücher nachsehn können. Den Buchhalter wähle ich selbst, Herr Neu-

mann muß ihn aber salarieren. Meine Absicht geht dahin, unsern Weber dazu zu wählen. Neumann würde wenigstens ein Debit von 150 000 Taler jährlich machen, für mich also würde eine Revenue von ungefähr 7600 Taler jährlich entstehen, jedoch nur auf fünf Jahre.

Dies ist alles nur erst Plan. Es ist noch nichts beschlossen, wozu ich mir auch ein paar Monate Zeit nehme. Ich habe indessen diesen Plan Herrn Neumann mitgeteilt. Er ist damit sehr zufrieden und kann es auch sein, weil der Vorteil mehr auf seiner wie auf meiner Seite ist. Wie gefällt Ihnen denn dieser Plan? Wissen Sie einen bessern? Ehe ich diesen Plan faßte, dachte ich an Sie, allein ich halte es für besser, Sie bleiben in Magdeburg mit mir in Verhältnissen, welche nach der nächsten Inventur bestimmt werden sollen."

Indessen schwankte Nathusius noch hin und her in seinen Entschließungen. Der Gedanke, ganz nach Berlin überzusiedeln, war schon bald aufgegeben, denn die Eindrücke, welche er von dem Zustand dort erhielt, bedrückten ihn sehr: „Schon bei meiner Abreise nach Berlin äußerte ich ja, daß ich dafür hielte, die abgetretenen preußischen Provinzen würden im allgemeinen besser daran sein als die preußisch gebliebenen. In diesem Glauben werde ich täglich mehr bestärkt. Was kann wohl aus dem gebliebenen preußischen Staate werden? Nichts anderes als ein ganz armes Land, worin nach einigen Jahren alle Geschäfte ins Stocken kommen werden. Berlin wird dann das sein, was Potsdam jetzt ist. Es kann mir nicht gleichgültig sein, wenn man glaubt, daß ich Magdeburg verlassen will. Widerlegen Sie das aufs nachdrücklichste. Meine Fabrik wird sich freilich dort auf den vierten Teil reduzieren. Wer steht mir aber dafür, wenn ich hier eine anlegte, daß hier nicht bald eine Tabaksadministration eingeführt werden würde, oder die Akzise auf dem Tabaksmaterial so sehr erhöht werden wird, daß dadurch die Konsumtion der guten Tabake größtenteils aufhören kann. Dagegen kann ich vielleicht im Königreich Westfalen den Debit

erweitern. Indessen, es mag kommen wie es will, so viel wie ich brauche, werde ich wohl behalten, und für meine Erben habe ich keine Verpflichtung zu arbeiten." In dieser Zeit wurde ihm von Preußen angetragen, eine königliche Fabrik zu übernehmen, ein „sehr wichtiges und ehrenvolles Unternehmen", doch läßt er sich nicht darauf ein. Es verlangt ihn nach Magdeburg zurück, wo es doch besser sei. Er klagt bitter über seinen unruhigen Gemütszustand gegen Hillebrand. „Ich hoffe, wenn ich erst wieder in meinem Garten leben kann, dann werde ich wieder glücklich sein." Hillebrand soll ihm keine Melonen aus dem Garten schicken, sondern mit denselben dem Gouverneur und den hohen Beamten ein Präsent machen. Er beginnt sich als westfälischer Untertan zu fühlen, und wendet sich allmählich den Pflichten und Interessen zu, welche die neue politische Lage für den Magdeburger Bürger mit sich brachte. Noch waren die preußischen Behörden nicht durch westfälische Beamte ersetzt, und Nathusius' besonderer Gönner Bülow war noch Kammerpräsident. Der Magistrat der Stadt ernannte eine Deputation, welche nach Berlin reisen sollte, um möglichst günstige Bedingungen von Napoleon in bezug auf die Kriegskontribution zu erlangen. Nathusius wurde in die Deputation gewählt, lehnte aber ab, und es wurde ein andrer an seiner Statt ernannt: „Indes reiste ich mit den Herrn zusammen nach Berlin," erzählt er selbst weiter, „weil es der damalige Kammerpräsident von Bülow wünschte und mir den Auftrag gab, mit dem damaligen Minister, Herrn von Angern, mündlich über die Angelegenheiten der Provinz Sachsen zu sprechen. Auch sollte ich dahin sehen, daß die Herren von seiten des Magistrats, die immer sehr geneigt waren, den Franzosen große und kostbare Geschenke zu machen, kein Geld auf diese Weise verschmissen. Dazu war ich um so mehr berechtigt, weil ich von dem damaligen Bürgerausschuß dazu erwählt war, den Bürgerausschuß zu repräsentieren und für das Interesse der Bürgerschaft zu sorgen. Die Reise- und Zehrungskosten für meine

Person habe ich selbst getragen, und zwar mit mehr als ich verpflichtet war.

Die Deputation des Magistrats, nicht die der Kaufmannschaft, hatte in einem Silberladen auf der Schloßfreiheit ein kostbares Silberservice gekauft, um damit dem französischen Intendanten ein Präsent im Namen der Stadt zu machen. Zum Glück hatten diese Herren kein Geld und keinen Kredit in Berlin. Sobald ich die Sache in Erfahrung brachte, protestierte ich dagegen, als Repräsentant des Bürgerausschusses, ging selbst in den Laden und sagte den Verkäufern, wenn sie es ohne Geld verabfolgen ließen, so könnten sie nicht auf Zahlung von der Stadt Magdeburg rechnen. Nur dadurch unterblieb dies große Geschenk, und ich muß zum Lobe meiner Reisegefährten sagen, daß sie mit mir darüber einverstanden waren. Wenn also die Deputation der Kaufmannschaft nichts weiter durch ihre Reise genutzt, so hat sie doch der Stadt eine nicht unbedeutende Summe gerettet. Der Zweck ihres Aufenthalts in Berlin war nicht bloß, Napoleon zu komplimentieren, sondern auch über die Angelegenheiten der Stadt mit allen französischen Behörden und auch mit dem Minister von Angern zu konferieren. Um bei den Behörden guten Eingang zu finden, wurden zuerst die Adjutanten und Generalsekretäre durch Insinuationen gewonnen. Diese waren Freimaurer, und unsere Deputierten, außer Herrn Coqui, waren auch Freimaurer. Es wurde also bald Brüderschaft gemacht, auch wurden die Herrn von den Deputierten zu Dejeuners, Diners und Soupers eingeladen, und es wurden im Schauspielhause Logen gemietet, um sie frei einzuführen. Dagegen führten die Herrn Franzosen die Deputierten wieder bei ihren Behörden ein und sie fanden besonders bei Daru gute Aufnahme. Ich glaube, daß auf diese Weise der Provinz Sachsen wirkliches Heil widerfahren ist, denn welche Provinz wurde wohl so mit Kontributionen verschont als Magdeburg? Wir haben bis spät nach dem Tilsiter Frieden gar nichts bezahlt, erst nachdem wir schon eine geraume Zeit westfälisch

gewesen, fiel es Napoleon auf, daß wir keine Kontribution bezahlt hatten und er legte uns nun noch zwölf Millionen Franken auf."

Im Februar 1807, als diese Steuer der Provinz auferlegt wurde, war Nathusius in Berlin und Hillebrand berichtet ihm von der Verhandlung über die Art und Weise wie das Geld aufgebracht werden soll. „Verehrter Herr Bruder," antwortet Nathusius, „Ihr Brief hat mich ziemlich alteriert. Ich kann aber daraus nicht ganz klug werden. Soll denn die Magdeburger Kaufmannschaft für die Kontribution der ganzen Provinz Wechsel ausstellen? Oder nur für dasjenige, was unsere Stadt betrifft? Letzteres ginge wohl an, aber wenn es für die Summe der ganzen Provinz geschehen sollte, dann müßten die dortigen Kaufleute alle bankerott werden, denn wo sollte denn das Geld zur Bezahlung herkommen? Und aus welchem Grunde sollten denn die Kaufleute für die Rittergutsbesitzer und andere bezahlen, denn Wechsel ausstellen ist so gut wie bezahlen. Ich lasse mich gewiß nicht darauf ein, denn wenn man Wechsel ausstellt und sie zu gehörigen Zeit nicht bezahlen kann, dann kommt man in Arrest und wird ausgepfändet. Besser ist es also, man läßt sich Exekution geben und ins Gefängnis schmeißen, ehe man die Wechsel ausstellt, dann bleibt man ein ehrlicher Mann. Bitten Sie Herrn Bürgermeister Coqui, der doch mit bei der Konferenz gewesen ist, daß er mir von allem Nachricht gibt. Findet der Herr Coqui nötig, mich mündlich darüber zu sprechen, so könnten wir uns in Brandenburg ein Rendezvous geben. Sie müßten mir aber in Zeiten Nachricht geben und darauf Rücksicht nehmen, daß die Briefe, welche dort den Sonnabend geschrieben werden, erst den Dienstag hier abgereicht werden." Dazwischen gibt er in seinen Briefen immer die genauesten Anweisungen über den Gang der Geschäfte in Magdeburg, und man versteht wohl, daß er in dieser Lage die Abwesenheit von zu Hause kaum noch erträgt, beständig in Sorgen, daß sich die Magdeburger Kaufmannschaft in Verpflichtungen einläßt, die sie nicht ein-

halten kann. Dringend ermahnt er Hillebrand, sich in der Wechselangelegenheit auf nichts einzulassen und keine der Konferenzen zu besuchen. Endlich heißt es: „In acht Tagen wünsche ich wieder in Magdeburg zu sein, weil ich hier so mißvergnügt bin, daß ich es nicht länger aushalten kann.“

Die zwölf Millionen wurden bezahlt, aber ohne daß die Stadt Verpflichtungen in bezug auf die Provinz einging. Nathusius hatte als reichster Bürger den höchsten Anteil an der Summe zu tragen, welche auf Magdeburg fiel. Es war eine harte Zeit — die Kontribution überstieg die Masse des baren Geldes, welches im Umlauf war, und da die große Summe ins Ausland ging, so stockten alle Geschäfte, und die Kapitalisten, welche noch bares Geld besaßen, hielten es in Furcht und Unsicherheit zurück. Handel, Fabriken und Ackerbau waren gelähmt. In Magdeburg empfand man den Geldmangel so drückend, daß Nathusius' Finanz- und Organisationstalent nach einem Ausweg suchte. Er machte der Stadt folgende Vorschläge: „Der jetzt herrschende Geldmangel entsteht zwar aus mehreren, durch die Lage der Dinge herbeigeführten Ursachen, hat aber seinen Hauptgrund darin, daß die Haupt- und andere königliche Banken mit ihren Operationen aufzuhören genötigt sind, denn bei den Banken konnte man gegen Verpfändung von Effekten, diese mochten nun in Staats- oder andern Obligationen, Hypotheken, Wechseln usw. bestehen — sogleich oder doch in sehr kurzer Zeit bedeutende Summen bares Geld erheben. Wenn demnach jetzt ein Institut errichtet werden könnte, welches in dieser Hinsicht ganz die Stelle der Bank verträte, so würde nicht nur der durch den Geldmangel so sehr gehemmte Handel neues Leben erhalten — und dieses hat nicht nur auf die Staatseinkünfte, sondern auf alle Gewerbsklassen bedeutenden Einfluß —, sondern es würde auch die sehr schätzenswerte Folge haben, daß unsere Landesobligationen immer im Wert erhalten werden, welche jetzt durch den fortwährenden Geldmangel immer mehr im Werte fallen, weil die meisten Inhaber derselben solche durchaus und à tout

prix veräußern müssen, um neue Entreprisen machen zu können. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt, wenn zwei oder drei der hiesigen Kaufleute sich zusammentäten und ihren Kredit im Auslande benutzten, so könnten sie ein dergleichen Institut mit dem besten Erfolg etablieren, ihren Nutzen dabei haben, zugleich aber auch der Stadt und der Provinz sicher sehr wohltätig dadurch werden. In Hamburg ist, weil daselbst wegen der Kriegsgefahr keine großen Unternehmungen gemacht werden, Geld im Überfluß. Der Diskonto ist nur 2—2$^1/_2$ Prozent per Anno, d. h., man kann daselbst auf Wechsel und Effekten Geld zu diesem Zinsfuß erlangen. Der Verfasser glaubt ferner, wenn die königliche Kammer (die westfälische Verwaltung war noch nicht eingeführt) durch ein Avertissement in den Zeitungen zur Etablierung eines solchen Instituts eine Aufforderung ergehen ließe, so würden sich bald dazu Unternehmer finden. Ohne eine solche Aufforderung wird man es aber nicht unternehmen, weil es sonst in den Augen desjenigen Publikums, welches es nicht zu beurteilen vermag, als ein wucherisches Unternehmen angesehen werden würde."

Die Sache kam nach Nathusius' Vorschlägen zustande. Einige gemeinnützig gesinnte Kaufleute taten sich zusammen, es wurden 500 000 Taler zusammengebracht und gegen 6 Prozent jährliche Zinsen und $^1/_2$ Prozent monatliche Provision gegen Verpfändung von Obligationen, Hypotheken und edlen Metallen auf zwei bis sechs Monate an solche ausgeliehen, die Kriegskontributionen zu bezahlen hatten. Am 18. Mai 1808 bestätigte der König von Westfalen die Statuten, namentlich mit der Versicherung, daß der Staat sich niemals das Recht anmaßen würde, über die Fonds der Anstalt zu verfügen. Vom ersten Juli 1808 trat die Leihbank ins Leben und hat ihrer Zeit sehr viel Gutes gewirkt.

Allen Hindernissen und Steuerlasten zum Trotz, wurde die Magdeburger Tabaksfabrik mit Vorteil weitergeführt. Da besonders die ausländischen Tabaksblätter sehr teuer wurden, so

beschäftigte sich Nathusius immer mehr mit dem Gedanken, ein Gut in der Nähe von Magdeburg zu kaufen und darauf die Tabakskultur zu betreiben. „Dies würde mir viel Vergnügen machen," schreibt er, „es lag schon seit Jahren in meinem Plan, den Tabaksbau selbst zum Vergnügen und zum Nutzen zu betreiben."

Im Königreich Westfalen

Mit dem Frühjahr 1808 trat die neue westfälische Verfassung und Verwaltung, ganz nach französischem Muster, in Kraft. Eine Konstitution wurde eingeführt, ebenso das Napoleonische Gesetzbuch, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren und die Geschworenengerichte. Das Land wurde in acht Departements geteilt, welche nach der Elbe, Fulda, Leine, Oder, Saale, Werra, Aller und dem Harz benannt wurden. Präfekten, Unterpräfekten und Maires übernahmen die Verwaltung. Magdeburg wurde zur Hauptstadt des Elbdepartements gemacht.

Die neuen Staatsformen waren Nathusius sympathisch und entsprachen seinen längst gehegten politischen Idealen. Er schätzte sie um so höher, da er sie mit dem alten, schleppenden, preußischen Zopfregiment verglich, und er teilte diese Vorliebe mit vielen seiner Zeitgenossen. Es war nicht die Fremdherrschaft, welche er nach und nach lieben lernte, sondern die neue Regierungsform, besonders da er sich innerhalb derselben politisch selbst betätigen konnte. Freilich auf Ruhe und auf wahres Gedeihen des Staates war nicht zu rechnen, solange Westfalen abhängig von Napoleon blieb und beständig seine eiserne Faust zu fühlen bekam. Dennoch aber hoffte Nathusius auf eine endliche, friedliche Entwicklung, und es zeigte sich bald, daß er auch die Ideen und Pläne, welche sich auf seine privaten Verhältnisse bezogen, jetzt leichter verwirklichen konnte als in den letzten Zeiten vor 1806. Mitten in dem allgemeinen Umsturz der Dinge griff er mit genialer Hand zu und erreichte, was ihm bisher versagt geblieben war. Es war eine eigne Schickung, daß gerade jetzt, unter dem Druck der Fremdherrschaft, eine große und glückliche Wendung seines Lebens eintrat.

beschäftigte sich Nathusius immer mehr mit dem Gedanken, ein Gut in der Nähe von Magdeburg zu kaufen und darauf die Tabakskultur zu betreiben. „Dies würde mir viel Vergnügen machen," schreibt er, „es lag schon seit Jahren in meinem Plan, den Tabaksbau selbst zum Vergnügen und zum Nutzen zu betreiben."

Im Königreich Westfalen

Mit dem Frühjahr 1808 trat die neue westfälische Verfassung und Verwaltung, ganz nach französischem Muster, in Kraft. Eine Konstitution wurde eingeführt, ebenso das Napoleonische Gesetzbuch, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren und die Geschworenengerichte. Das Land wurde in acht Departements geteilt, welche nach der Elbe, Fulda, Leine, Ocker, Saale, Werra, Aller und dem Harz benannt wurden. Präfekten, Unterpräfekten und Maires übernahmen die Verwaltung. Magdeburg wurde zur Hauptstadt des Elbdepartements gemacht.

Die neuen Staatsformen waren Nathusius sympathisch und entsprachen seinen längst gehegten politischen Idealen. Er schätzte sie um so höher, da er sie mit dem alten, schleppenden, preußischen Zopfregiment verglich, und er teilte diese Vorliebe mit vielen seiner Zeitgenossen. Es war nicht die Fremdherrschaft, welche er nach und nach lieben lernte, sondern die neue Regierungsform, besonders da er sich innerhalb derselben politisch selbst betätigen konnte. Freilich auf Ruhe und auf wahres Gedeihen des Staates war nicht zu rechnen, solange Westfalen abhängig von Napoleon blieb und beständig seine eiserne Faust zu fühlen bekam. Dennoch aber hoffte Nathusius auf eine endliche, friedliche Entwicklung, und es zeigte sich bald, daß er auch die Ideen und Pläne, welche sich auf seine privaten Verhältnisse bezogen, jetzt leichter verwirklichen konnte als in den letzten Zeiten vor 1806. Mitten in dem allgemeinen Umsturz der Dinge griff er mit genialer Hand zu und erreichte, was ihm bisher versagt geblieben war. Es war eine eigne Schickung, daß gerade jetzt, unter dem Druck der Fremdherrschaft, eine große und glückliche Wendung seines Lebens eintrat.

Am 18. April 1808 fanden in Magdeburg die Wahlen des Elbdepartements für den Reichstag in Kassel statt. Die angesehensten Männer des Departements waren zu Wahlmännern ernannt worden: Grundbesitzer, Kaufleute und Gelehrte. Dreizehn Reichstagsmitglieder wurden gewählt, und zwar neun Grundbesitzer, zwei Kaufleute und zwei Gelehrte. Ferner wurden 40 Kandidaten zum Departementsrat erkoren und von diesen wählte der König die Hälfte aus. Dieser Departementsrat stand dem Präfekten zur Seite und leitete die Verwaltung der Provinz. Sämtliche drei Stände damaliger Zeit waren darin vertreten, vom Grafen bis zum Bauer. Die Departements waren in Distrikte geteilt, und es wurden 22 Distriktsräte zur Auswahl erkoren, von denen der König 11 ernannte. Diese standen dem Unterpräfekten zur Seite. Zuletzt wurden noch eine Anzahl Friedensrichter gewählt.

Die beiden Kaufleute, welche das Elbdepartement im Reichstag zu vertreten hatten, waren Nathusius und sein Freund, der Bürgermeister Coqui. Im Sommer 1808 reisten beide nach Kassel ab. Die Fabrik ließ Nathusius in den treuen Händen des Vetters Hillebrand zurück. Diesem und einem Herrn Steinbrück war die Prokura erteilt und ihnen ein Anteil am Gewinn gesichert. Steinbrück war wie Hillebrand ganz mit der Firma verwachsen, sein Sohn wurde später ein genannter Maler der romantischen Schule. Den geliebten Werdergarten nahm Hillebrand unter seine Obhut, sowie die zahmen Tiere. Mitten im Trubel des Kasseler Lebens erinnert ihn Nathusius brieflich an die Papageien: „Sorgen Sie doch, daß sie nicht verhungern." Die Gründung der Leihbank war noch vor seiner Abreise in gute Wege geleitet worden.

In Kassel angekommen, wurde ihm eine Wohnung im Gartenhause des Kriegsrats Engelhard empfohlen, in der Wilhelmshöher Allee gelegen. Engelhard hatte zehn Kinder, und sein Gehalt war ihm von der neuen Regierung verkürzt worden, so sah er sich genötigt, das kleine Nebenhaus zu ver-

mieten. Die Lage des Hauses mit seinem freundlichen Garten, damals noch entfernt von der Stadt und doch nah genug zum bequemen Verkehr, zog Nathusius gleich an, und als er eben im Begriff war, die Engelhardsche Wohnung zu betreten, sprang gerade ein Mädchen in der ersten Jugendblüte die Treppe hinab, ihm entgegen, weiß und rot mit blonden Locken. Er redete sie an und strich ihr mit väterlichem Wohlgefallen über die frische Wange. Aber mit einem ernsten Blicke zog sie sich zurück und wies ihn hinauf zu ihren Eltern. Das gefiel ihm, und im Augenblick war's bei ihm beschlossen, in diesem Hause zu bleiben. Man wurde bald handelseinig; Nathusius zog ins Gartenhaus und in kurzer Zeit gewann man so viel Zuneigung zueinander, daß er sich ganz zugehörig zur Familie fühlen durfte. Das einfache und doch geistig bewegte Leben im Engelhardschen Kreis wurde ihm zu einer ganz neuen, wohltätigen Erfahrung.

Der Reichstag wurde am 2. Juli 1808 vom König in Person eröffnet. Man versammelte sich gegen Mittag in dem großen Orangeriesaal in der Aue. Der König erschien in vollem Ornat, die Abgeordneten der Städte trugen kaiserblaue Leibröcke, mit orangegelbem Laubwerk reich gestickt, weißgestickte Westen, kurze weiße Beinkleider, Schnallenschuh und Strümpfe; den zweispitzigen Hut unter dem Arm, den feinen Stahldegen an der Seite.

Teile der Uniform haben in späterer Zeit bei den Nathusiusschen Kindern noch in manchem Theaterstück geglänzt, und die Enkel bewunderten noch den Polsterstuhl, den die praktische Großmutter mit den allerletzten Resten der gelben Stickerei bezogen hatte. Nathusius erzählte gern von diesem Tage: „Die ganze Sache war sehr feierlich und prachtvoll. Nachdem sich der König gesetzt hatte, gab er uns das Zeichen, uns zu bedecken, und wir wurden von Simeon, dem Minister der Justiz und des Innern, einzeln dem König vorgestellt. Wir mußten eine Eidesformel hersagen (ich tat es natürlich Deutsch, weil

ich kein Französisch verstehe) und gingen dann halb rückwärts wieder auf unsere Plätze. Dies dauerte wohl ein paar Stunden, darauf hielt der König eine französische Rede, während der wir wieder den Hut abnahmen, und dann war die Sitzung zu Ende. Tags zuvor hatten wir eine Einladung bekommen, um halb sechs Uhr bei der Tafel des Königs zu assistieren. Ich denke also nicht anders, als wir sollten bei ihm essen. Nachdem ich mich zu Haus erst ein wenig ausgeruht, folgte ich, nüchtern wie ich war, der Einladung. Die Stände, die Minister, die Staatsräte usw. waren alle wieder in einem großen Saale des Schlosses Wilhelmshöhe beisammen; es war aber nur für zwei Personen unter zwei Thronhimmeln gedeckt. „Wo werden wir denn speisen?" fragte ich. Da belehrte man mich, daß wir bloß die Ehre haben würden, zuzusehen, wenn der König mit der Königin speiste. Das war nun eine sonderbare Geschichte: Ich hatte großen Hunger nach der Zeremonie des Mittags und nun mußten wir noch eine ganze Weile warten, bis der König kam. Zum Glück ging das Essen selbst sehr rasch, sie kosteten nur zum Schein von allen Gerichten und das währte nur eine Viertelstunde.

Jetzt begannen unsere Sitzungen. Da sah man unter den Ständen den Erbgrafen von Stolberg-Wernigerode, drei Grafen Schulenburg, zwei Herren von Alvensleben, zwei Herren von Motz usw. Unter den Kaufleuten den Bankier Jakobson aus Braunschweig, unter den Gelehrten den Kanzler Niemeyer aus Halle, den Domprobst Röttger aus Magdeburg usw. Ich lernte nun erst die Verfassung näher kennen. Sie war wirklich vortrefflich. Die Gesetzentwürfe kamen, wenn sie von den Ministern abgefaßt waren, zuerst in den Staatsrat, dort wurden sie diskutiert und ausgearbeitet. Darauf kamen sie ganz fertig zu den Ständen, einer vom Staatsrat legte sie uns vor und hielt eine Rede dazu, worin er uns die Gründe und Absichten der Regierung und des Staatsrates bei der Vorlage auseinandersetzte. Sie wurden nun der betreffenden

Kommission übergeben, denn es bestanden Kommissionen für die Zivilgesetzgebung, für die Abgaben, für das Budget usw. Diese Kommission tat sich dann mit derjenigen Sektion des Staatsrates zusammen, welche die Sache anging, um sich gemeinschaftlich über die vorgeschlagenen Amendements zu vereinigen. Die Amendements wurden nun gedruckt und unter uns verteilt, damit wir Zeit hatten, sie uns zu überlegen.

Darauf traten die Redner des Staatsrats und der ständischen Kommission auf und entwickelten noch einmal die verschiedenen Gründe und Ansichten, das Für und Wider. Diese Reden waren klar und schön, und auf sie folgte das Ballottement. Jeder bekam eine schwarze und eine weiße Kugel und konnte geben, welche er wollte. So wurde das ganze Gesetz entweder angenommen oder verworfen. Im letzteren Falle wurde das Gesetz von neuem redigiert und uns wieder vorgelegt. Im Staatsrat hatten außer den Ministern die ausgezeichnetsten Männer ihren Platz — darunter Schmidt-Phiseldeck, Johannes von Müller und andere. Der letztere hat oft vor uns geredet, er hatte aber ein sehr schlechtes Organ, man verstand ihn kaum. Auch die französischen Minister waren brave, brauchbare und tüchtige Leute, besonders Simeon; wären nur ihre deutschen Kollegen ebensogut gewesen. Der spätere preußische Staatsrat wurde ganz nach dem Muster des westfälischen eingerichtet.

In der Finanzkommission des Staatsrats war hauptsächlich tätig der Abgeordnete Hoffbauer, und dieser hatte auch meistens den Vortrag im Ständehause. Er holte sich über die Grundlagen der Gesetze die Gutachten von uns Abgeordneten der Kaufmannschaft. Außer den Gesetzentwürfen über die Abgaben, dem Geldsystem, den Zivil- und Kriminalgesetzen und dem Budget wurde uns auch von jedem Ministerium ein gedruckter Bericht über den ganzen Zustand seines Zweiges der Verwaltung vorgelegt, wir hatten eine klare Einsicht in die ganze Lage des Staates. Eigentlich diskurriert wurde in der

Ständeversammlung gar nicht, aber wir kamen des Abends bei dem Präsidenten, dem Grafen Schulenburg-Wolfsburg, zusammen und dort wurde alles erörtert. War ein Gesetz in Vorschlag, so erkundigten sich die Mitglieder der Kommission, die es betraf, nach den Meinungen derjenigen Abgeordneten, die am meisten davon verstanden. Es war ein lebendiger und erfreulicher Verkehr.

Man hat über die Regierung in Kassel viel irrtümliche Gerüchte verbreitet. Sie sind alle nicht wahr. Der König war ein liebenswürdiger Mensch, der mit seiner Gattin in bestem Einvernehmen lebte. Er meinte es aufrichtig mit der Konstitution und hatte das Wohl seines Landes wirklich vor Augen. Aber er konnte nicht immer wie er wollte. Die Hände waren ihm durch seinen Bruder gebunden. Hätten wir nicht so viel französische Truppen zu ernähren und fortwährende Kriegssteuern zu bezahlen gehabt, Westfalen wäre ein glückliches Land gewesen. Der König präsidierte immer selbst der Sitzung des Staatsrats, und der Minister von Bülow hat mich versichert, daß er oft den Scharfsinn bewunderte, mit welchem der König an der Diskussion teilnahm."

Dies Urteil über Jérômes Charakter und Lebenswandel klingt befremdlich aus dem Munde eines so klugen Mannes, aber Bülow, der ehemalige Kammerpräsident in Magdeburg, jetzt westfälischer Minister des Handels und der Finanzen, war selbst ein leichtlebiger Weltmann, und Nathusius stand dem Hofleben fern. An Jérômes Liebenswürdigkeit hat niemals jemand gezweifelt, auch nicht an seinem natürlichen Scharfsinn. Was seine übrigen Eigenschaften und seine Sitten angeht, so hat die Geschichte ihr Urteil über ihn gesprochen. Seine Regierung bestand hauptsächlich in dem Bestreben, immer neue Geldsummen zu erlangen, das übrige besorgten seine Minister. Nathusius war auch nicht immer der kühle Menschenkenner und scharfe Beobachter. Seine lebhafte Phantasie ließ ihn oft neue Verhältnisse, neue Menschen in allzu idealem Lichte

erscheinen, und besonders in diesem neuen großen Abschnitt seines Lebens, da er in eine freiere, weitere Welt hineinversetzt wurde, hat er dadurch, wie wir noch sehen werden, viele und große Enttäuschungen erlitten. In seinem Verhältnis zu Ausländern war er eben auch der rechte Deutsche, dem alles Fremde zunächst überaus anziehend erscheint. Der lebhafte, bewegliche Geist, die Tüchtigkeit der Franzosen berührte ihn sympathisch als etwas ihm sehr Verwandtes, und dabei klagte er immer wieder mit Wehmut: „Wenn nur die Deutschen ebenso wären!" Später lernte er freilich die Dinge in Kassel recht anders ansehen. Er war nicht so eitel, daß ihn seine neue Lage, die großen Verhältnisse, in die er jetzt versetzt worden war, berauschten, aber sein Selbstgefühl mußte sich doch steigern. Und ihm, dem reichen Manne, machte man natürlich von allen Seiten die Cour, um etwas von ihm zu erlangen. „Unter Millionen wird gar nicht mehr geredet," schreibt er, „Stafetten werden geschickt bei jeder Gelegenheit. Noch habe ich keine Langeweile gehabt. Ich bin fast täglich zu großen Diners gebeten. Vorgestern war ich bei Fürstenstein, das ist ein Äquivalent für die 16 000 Taler."

Am 17. Juli meldet Nathusius an Hillebrand das Zustandekommen eines für Magdeburg sehr wichtigen Gesetzes: „In der vorgestrigen Sitzung der Reichsstände ist durch 79 Stimmen gegen 17 beschlossen und als Gesetz angenommen, daß alle Schulden der verschiedenen Provinzen des Königreichs zusammengeworfen und eine allgemeine Reichsschuld wird. Unsere Provinz Magdeburg gewinnt dadurch sehr. Wir bekommen für das schon bezahlte und noch zu bezahlende (der zwölf Millionen Kriegskontribution) Reichsobligationes zu 5 Prozent Zinsen. Zur Bezahlung der Zinsen und der sukzessiven jährlichen Abtragung des Kapitals ist eine Personen- oder Familiensteuer bewilligt, welche in zehn Klassen verteilt wird, so daß der geringste Satz 1 Franken und der höchste 24 Franken für eine Familie sein soll. Diese Verteilung wird sich aber wohl

noch ändern, so daß für die höchste Klasse ein höherer Satz angenommen wird." Leider erwies sich das neue Gesetz aber nicht so segensreich wie Nathusius gehofft hatte, da die westfälischen Obligationen im Lauf der Zeit immer mehr heruntergingen.

Die Beratungen der Reichsstände interessierten Nathusius sehr, doch nahm er wenig aktiven Teil daran. Ein großes Feld der Tätigkeit eröffnete sich ihm aber durch sein Verhältnis zum Minister von Bülow. Schon in Magdeburg war er ihm durch seine Kenntnisse und seine absolute Zuverlässigkeit eine Art „Geheimer" Rat, ein unbezahlter und unbezahlbarer Agent in mancherlei Geschäften geworden, jetzt wurde er ihm völlig unentbehrlich. Freilich war Bülow nach Nathusius' Schätzung „seinem Posten so wenig gewachsen wie sehr viele andere Minister," aber neben seinem grenzenlosen Leichtsinn war er der gutmütigste und liebenswürdigste Mensch und von so einnehmendem Wesen, daß man ihm nicht böse sein konnte. Als angenehmer Weltmann hielt er sich lange auf seinem schwierigen Posten. Die westfälischen Finanzen waren in einem gänzlich zerrütteten Zustand. Das kaum organisierte, durch Krieg und Kontributionen schon erschöpfte Land mußte jetzt den verschwenderischen Hof und viele französische Truppen neben seinen eignen erhalten, dazu hohe Kriegskontributionen an Napoleon zahlen. Diese fortwährenden großen Geldverlegenheiten und die Unerfahrenheit derer, welche die finanziellen Angelegenheiten leiteten, machten sich die Bankiers, und namentlich die jüdischen, zunutze, unter denen Israel Jakobson, früher Braunschweiger Bankier, der angesehenste war.

Es wurde unter anderm eine Anleihe gemacht, von welcher der Staat schließlich nicht einen Heller in die Hände bekam und auf die er nach einigen Monaten mehr als 30 Prozent an Provision und Zinsen nachzahlen mußte. „So weit hatte es die Spekulation der Wechsler und die Unerfahrenheit der Staatsmänner in kaufmännischen Dingen gebracht," schreibt Nathusius; „na-

türlich wurde durch diese Art Anleihen die Not immer größer." Er nahm sich der Sachen mit großem Eifer an und seine Handlungsweise in jener Zeit, seine Vaterlandsliebe, seine Arbeit für den Staat ohne viel persönlichen Vorteil, ohne Rang und Titel, ohne besondere Ehre vor der Welt hat etwas von antiker bürgerlicher Art und Gesinnung an sich. Kaum jemand hat damals von dem vollen Umfange seiner Tätigkeit erfahren und sie nach Verdienst gewürdigt.

Statt mit der Spekulation gemeinschaftliche Sache zu machen und den Staat auszubeuten, suchte er ihr nach Kräften entgegenzuwirken, dem Minister die Augen zu öffnen und den Staat vor dergleichen schändlichen Verlusten zu bewahren. Er nahm nicht einmal Provision von den Summen, die durch ihn vermittelt wurden, sondern nur 5 Prozent Zinsen für das, was er von seinem eignen Kapital hergab. Als die Kriegsjahre zu Ende waren, hatte er sein großes Vermögen durch weise Vorsicht ungefähr auf dem alten Standpunkte erhalten, nichts gewonnen und nichts verloren. Die Einnahmen der Fabrik machten nach wie vor den soliden Grund seines Reichtums aus.

Er hielt dem Minister auf dessen Wunsch eine Zeitlang jeden Abend Vorlesungen über Nationalökonomie, allein dieser schlief gewöhnlich dabei ein. Einst, bei Gelegenheit einer schwierigen Finanzoperation, hatte Nathusius die ganze Nacht durch gerechnet und nachgedacht und kam am andern Morgen mit dem Resultat seiner Arbeit unter dem Arm zum Minister. Ganz aufgeräumt kam ihm dieser im Schlafrock entgegen und rief: „Denken Sie, schon drei hab' ich gekriegt!" Nathusius, der nicht wußte, was er meinte, glaubte, daß ihm irgendeine unerwartete Aussicht auf finanzielle Hilfe aufgegangen sei, aber es fand sich, daß es Sperlinge waren, mit deren Fang sich der Minister amüsiert hatte. „Exzellenz," sagte Nathusius sehr ernsthaft, „ich habe mir die ganze Nacht den Kopf zerbrochen und gearbeitet — hier bringe ich Ihnen die Resultate." — „Ei,

da haben Sie sehr unrecht getan," versetzte Bülow scherzend, „wer wird so ein Narr sein und sich den Kopf zerbrechen." Eines Tages hatten sie sich überworfen, indem Bülow seine Meinung Nathusius gegenüber geltend machte und ihn den Minister fühlen ließ, obwohl er im Unrecht war. Nathusius in seinem starken Unabhängigkeitsgefühl konnte so etwas nicht vertragen, er empfahl sich kurz und kam nicht wieder. Der folgende Tag verging, der zweite — am dritten, als er in seinem Zimmerchen des Gartenhauses in der Wilhelmshöher Allee schreibend saß, klopfte jemand mit der Reitpeitsche ans Fenster — es war Bülow. So heiter wie je, als ob nichts vorgefallen sei: „Sie werden doch nichts übelnehmen wollen?" lachte er, und damit war alles wieder in Ordnung, man konnte ihm eben nicht böse sein.

Am 17. Juli 1808 schreibt Nathusius: „Heute bin ich vom Minister aufgefordert, in Angelegenheiten der Regierung eine Reise nach Amsterdam zu machen. Ich habe es angenommen, jedoch mit der Bedingung, daß Israel Jakobson mitreiset, weil, wenn die Reise ohne Erfolg ist, ich nicht allein derjenige sein will, der ohne Erfolg diese Reise gemacht hat. Morgen wird es sich entscheiden, ob ich reise." Es handelte sich wieder um eine Anleihe für das Königreich Westfalen, und Nathusius hatte mit seinen Bedenken recht gehabt, er und Jakobson kehrten unverrichteter Sache wieder nach Kassel zurück. Verschiedenere Reisegefährten ließen sich nicht wohl denken als Jakobson, den Mann der reinen Spekulation, und Nathusius, dem es nie um das Geld an sich zu tun war, der immer etwas Positives zustande zu bringen wünschte, und der sich nur an einer Tätigkeit recht erfreuen konnte, welche der Allgemeinheit nutzte. Schon sein einfaches, vornehm anspruchsloses Wesen stand in großem Gegensatz zu Jakobsons Benehmen, der sich schon in Braunschweig zum Geheimen Finanzrat hatte machen lassen. Man lachte über seine Eitelkeit, aber dem reichen Manne wurde trotzdem überall geschmeichelt. Sein protziges Auftreten amü-

sierte seinen Gefährten königlich, der nicht verfehlte, ihn damit gründlich zu necken und aufzuziehen. Sobald die Reisenden in eine neue Stadt kamen, legte Jakobson sein Kostüm als Oberrabbiner an, setzte seine hohe schwarze Mütze auf und empfing als solcher die Besuche. Nathusius wurde in seinem schlichten Anzug mehrmals für seinen Bedienten angesehen und spielte dann zum Scherz diese Rolle weiter, um Jakobson nachher damit zu necken. Dieser fühlte sich überall ganz als Protektor seiner Glaubensgenossen, auch in Holland, denn in Westfalen, wo alle Religionsbekenntnisse gleiche Rechte haben sollten, hatte man ihn zum Präsidenten des neu errichteten jüdischen Konsistoriums ernannt. Er hat auch in Wahrheit viel für seine Volksgenossen getan, legte Schulen für sie an und suchte ihre Stellung in jeder Weise zu heben. So baute er auch in der Braunschweiger Stadt Seesen eine schöne, neue Synagoge und fundierte sie, alles auf seine eignen Kosten.

Sehr interessierte sich Nathusius für Holland, das er auf diese Weise kennen lernte. Er reiste überhaupt ja so gern, und verstand das Reisen aus dem Grunde, immer war er voll Eifer, zu lernen und zu beobachten. Besonders war es ihm lieb, die holländischen Gärtnereien zu studieren; er kaufte dort viel Blumenzwiebeln und Gemüsesamen.

Als der Reichstag am 22. August geschlossen wurde, mußte er auf Bülows Verlangen noch länger in Kassel bleiben, und am 7. Oktober kehrte er schon wieder dahin zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalt sprachen freilich noch andere Gründe mit.

Mündlich und schriftlich wurde der Verkehr mit dem Minister fortgesetzt. Brauchte dieser Geld oder war irgendeine wichtige Entscheidung zu treffen, so hieß es bei ihm: „Ich muß einen Mann haben, auf den ich mich verlassen kann," und er kam damit zu Nathusius. Dieser drängte immer wieder zur Gründung einer Bank, die im großen für das ganze Königreich leisten sollte, was im kleinen die durch ihn geschaffene Leihbank in Magdeburg tat. Er schreibt darüber an Bülow: „Ein Haupt-

Am 18. April 1808 fanden in Magdeburg die Wahlen des Elbdepartements für den Reichstag in Kassel statt. Die angesehensten Männer des Departements waren zu Wahlmännern ernannt worden: Grundbesitzer, Kaufleute und Gelehrte. Dreizehn Reichstagsmitglieder wurden gewählt, und zwar neun Grundbesitzer, zwei Kaufleute und zwei Gelehrte. Ferner wurden 40 Kandidaten zum Departementsrat erkoren und von diesen wählte der König die Hälfte aus. Dieser Departementsrat stand dem Präfekten zur Seite und leitete die Verwaltung der Provinz. Sämtliche drei Stände damaliger Zeit waren darin vertreten, vom Grafen bis zum Bauer. Die Departements waren in Distrikte geteilt, und es wurden 22 Distriktsräte zur Auswahl erkoren, von denen der König 11 ernannte. Diese standen dem Unterpräfekten zur Seite. Zuletzt wurden noch eine Anzahl Friedensrichter gewählt.

Die beiden Kaufleute, welche das Elbdepartement im Reichstag zu vertreten hatten, waren Nathusius und sein Freund, der Bürgermeister Coqui. Im Sommer 1808 reisten beide nach Kassel ab. Die Fabrik ließ Nathusius in den treuen Händen des Vetters Hillebrand zurück. Diesem und einem Herrn Steinbrück war die Prokura erteilt und ihnen ein Anteil am Gewinn gesichert. Steinbrück war wie Hillebrand ganz mit der Firma verwachsen, sein Sohn wurde später ein genannter Maler der romantischen Schule. Den geliebten Werdergarten nahm Hillebrand unter seine Obhut, sowie die zahmen Tiere. Mitten im Trubel des Kasseler Lebens erinnert ihn Nathusius brieflich an die Papageien: „Sorgen Sie doch, daß sie nicht verhungern.“ Die Gründung der Leihbank war noch vor seiner Abreise in gute Wege geleitet worden.

In Kassel angekommen, wurde ihm eine Wohnung im Gartenhause des Kriegsrats Engelhard empfohlen, in der Wilhelmshöher Allee gelegen. Engelhard hatte zehn Kinder, und sein Gehalt war ihm von der neuen Regierung verkürzt worden, so sah er sich genötigt, das kleine Nebenhaus zu ver-

mieten. Die Lage des Hauses mit seinem freundlichen Garten, damals noch entfernt von der Stadt und doch nah genug zum bequemen Verkehr, zog Nathusius gleich an, und als er eben im Begriff war, die Engelhardsche Wohnung zu betreten, sprang gerade ein Mädchen in der ersten Jugendblüte die Treppe hinab, ihm entgegen, weiß und rot mit blonden Locken. Er redete sie an und strich ihr mit väterlichem Wohlgefallen über die frische Wange. Aber mit einem ernsten Blicke zog sie sich zurück und wies ihn hinauf zu ihren Eltern. Das gefiel ihm, und im Augenblick war's bei ihm beschlossen, in diesem Hause zu bleiben. Man wurde bald handelseinig; Nathusius zog ins Gartenhaus und in kurzer Zeit gewann man so viel Zuneigung zueinander, daß er sich ganz zugehörig zur Familie fühlen durfte. Das einfache und doch geistig bewegte Leben im Engelhardschen Kreis wurde ihm zu einer ganz neuen, wohltätigen Erfahrung.

Der Reichstag wurde am 2. Juli 1808 vom König in Person eröffnet. Man versammelte sich gegen Mittag in dem großen Orangeriesaal in der Aue. Der König erschien in vollem Ornat, die Abgeordneten der Städte trugen kaiserblaue Leibröcke, mit orangegelbem Laubwerk reich gestickt, weißgestickte Westen, kurze weiße Beinkleider, Schnallenschuh und Strümpfe; den zweispitzigen Hut unter dem Arm, den feinen Stahldegen an der Seite.

Teile der Uniform haben in späterer Zeit bei den Nathusiusschen Kindern noch in manchem Theaterstück geglänzt, und die Enkel bewunderten noch den Polsterstuhl, den die praktische Großmutter mit den allerletzten Resten der gelben Stickerei bezogen hatte. Nathusius erzählte gern von diesem Tage: „Die ganze Sache war sehr feierlich und prachtvoll. Nachdem sich der König gesetzt hatte, gab er uns das Zeichen, uns zu bedecken, und wir wurden von Simeon, dem Minister der Justiz und des Innern, einzeln dem König vorgestellt. Wir mußten eine Eidesformel hersagen (ich tat es natürlich Deutsch, weil

ich kein Französisch verstehe) und gingen dann halb rückwärts wieder auf unsere Plätze. Dies dauerte wohl ein paar Stunden, darauf hielt der König eine französische Rede, während der wir wieder den Hut abnahmen, und dann war die Sitzung zu Ende. Tags zuvor hatten wir eine Einladung bekommen, um halb sechs Uhr bei der Tafel des Königs zu assistieren. Ich denke also nicht anders, als wir sollten bei ihm essen. Nachdem ich mich zu Haus erst ein wenig ausgeruht, folgte ich, nüchtern wie ich war, der Einladung. Die Stände, die Minister, die Staatsräte usw. waren alle wieder in einem großen Saale des Schlosses Wilhelmshöhe beisammen; es war aber nur für zwei Personen unter zwei Thronhimmeln gedeckt. „Wo werden wir denn speisen?“ fragte ich. Da belehrte man mich, daß wir bloß die Ehre haben würden, zuzusehen, wenn der König mit der Königin speiste. Das war nun eine sonderbare Geschichte: Ich hatte großen Hunger nach der Zeremonie des Mittags und nun mußten wir noch eine ganze Weile warten, bis der König kam. Zum Glück ging das Essen selbst sehr rasch, sie kosteten nur zum Schein von allen Gerichten und das währte nur eine Viertelstunde.

Jetzt begannen unsere Sitzungen. Da sah man unter den Ständen den Erbgrafen von Stolberg-Wernigerode, drei Grafen Schulenburg, zwei Herren von Alvensleben, zwei Herren von Motz usw. Unter den Kaufleuten den Bankier Jakobson aus Braunschweig, unter den Gelehrten den Kanzler Niemeyer aus Halle, den Domprobst Röttger aus Magdeburg usw. Ich lernte nun erst die Verfassung näher kennen. Sie war wirklich vortrefflich. Die Gesetzentwürfe kamen, wenn sie von den Ministern abgefaßt waren, zuerst in den Staatsrat, dort wurden sie diskutiert und ausgearbeitet. Darauf kamen sie ganz fertig zu den Ständen, einer vom Staatsrat legte sie uns vor und hielt eine Rede dazu, worin er uns die Gründe und Absichten der Regierung und des Staatsrates bei der Vorlage auseinandersetzte. Sie wurden nun der betreffenden

Kommission übergeben, denn es bestanden Kommissionen für die Zivilgesetzgebung, für die Abgaben, für das Budget usw. Diese Kommission tat sich dann mit derjenigen Sektion des Staatsrates zusammen, welche die Sache anging, um sich gemeinschaftlich über die vorgeschlagenen Amendements zu vereinigen. Die Amendements wurden nun gedruckt und unter uns verteilt, damit wir Zeit hatten, sie uns zu überlegen.

Darauf traten die Redner des Staatsrats und der Ständischen Kommission auf und entwickelten noch einmal die verschiedenen Gründe und Ansichten, das Für und Wider. Diese Reden waren klar und schön, und auf sie folgte das Ballottement. Jeder bekam eine schwarze und eine weiße Kugel und konnte geben, welche er wollte. So wurde das ganze Gesetz entweder angenommen oder verworfen. Im letzteren Falle wurde das Gesetz von neuem redigiert und uns wieder vorgelegt. Im Staatsrat hatten außer den Ministern die ausgezeichnetsten Männer ihren Platz — darunter Schmidt-Phiselbeck, Johannes von Müller und andere. Der letztere hat oft vor uns geredet, er hatte aber ein sehr schlechtes Organ, man verstand ihn kaum. Auch die französischen Minister waren brave, brauchbare und tüchtige Leute, besonders Simeon; wären nur ihre deutschen Kollegen ebensogut gewesen. Der spätere preußische Staatsrat wurde ganz nach dem Muster des westfälischen eingerichtet.

In der Finanzkommission des Staatsrats war hauptsächlich tätig der Abgeordnete Hoffbauer, und dieser hatte auch meistens den Vortrag im Ständehause. Er holte sich über die Grundlagen der Gesetze die Gutachten von uns Abgeordneten der Kaufmannschaft. Außer den Gesetzentwürfen über die Abgaben, dem Geldsystem, den Zivil- und Kriminalgesetzen und dem Budget wurde uns auch von jedem Ministerium ein gedruckter Bericht über den ganzen Zustand seines Zweiges der Verwaltung vorgelegt, wir hatten eine klare Einsicht in die ganze Lage des Staates. Eigentlich diskurriert wurde in der

Ständeversammlung gar nicht, aber wir kamen des Abends bei dem Präsidenten, dem Grafen Schulenburg-Wolfsburg, zusammen und dort wurde alles erörtert. War ein Gesetz in Vorschlag, so erkundigten sich die Mitglieder der Kommission, die es betraf, nach den Meinungen derjenigen Abgeordneten, die am meisten davon verstanden. Es war ein lebendiger und erfreulicher Verkehr.

Man hat über die Regierung in Kassel viel irrtümliche Gerüchte verbreitet. Sie sind alle nicht wahr. Der König war ein liebenswürdiger Mensch, der mit seiner Gattin in bestem Einvernehmen lebte. Er meinte es aufrichtig mit der Konstitution und hatte das Wohl seines Landes wirklich vor Augen. Aber er konnte nicht immer wie er wollte. Die Hände waren ihm durch seinen Bruder gebunden. Hätten wir nicht so viel französische Truppen zu ernähren und fortwährende Kriegssteuern zu bezahlen gehabt, Westfalen wäre ein glückliches Land gewesen. Der König präsidierte immer selbst der Sitzung des Staatsrats, und der Minister von Bülow hat mich versichert, daß er oft den Scharfsinn bewunderte, mit welchem der König an der Diskussion teilnahm."

Dies Urteil über Jérômes Charakter und Lebenswandel klingt befremdlich aus dem Munde eines so klugen Mannes, aber Bülow, der ehemalige Kammerpräsident in Magdeburg, jetzt westfälischer Minister des Handels und der Finanzen, war selbst ein leichtlebiger Weltmann, und Nathusius stand dem Hofleben fern. An Jérômes Liebenswürdigkeit hat niemals jemand gezweifelt, auch nicht an seinem natürlichen Scharfsinn. Was seine übrigen Eigenschaften und seine Sitten angeht, so hat die Geschichte ihr Urteil über ihn gesprochen. Seine Regierung bestand hauptsächlich in dem Bestreben, immer neue Geldsummen zu erlangen, das übrige besorgten seine Minister. Nathusius war auch nicht immer der kühle Menschenkenner und scharfe Beobachter. Seine lebhafte Phantasie ließ ihn oft neue Verhältnisse, neue Menschen in allzu idealem Lichte

erscheinen, und besonders in diesem neuen großen Abschnitt seines Lebens, da er in eine freiere, weitere Welt hineinversetzt wurde, hat er dadurch, wie wir noch sehen werden, viele und große Enttäuschungen erlitten. In seinem Verhältnis zu Ausländern war er eben auch der rechte Deutsche, dem alles Fremde zunächst überaus anziehend erscheint. Der lebhafte, bewegliche Geist, die Tüchtigkeit der Franzosen berührte ihn sympathisch als etwas ihm sehr Verwandtes, und dabei klagte er immer wieder mit Wehmut: „Wenn nur die Deutschen ebenso wären!" Später lernte er freilich die Dinge in Kassel recht anders ansehen. Er war nicht so eitel, daß ihn seine neue Lage, die großen Verhältnisse, in die er jetzt versetzt worden war, berauschten, aber sein Selbstgefühl mußte sich doch steigern. Und ihm, dem reichen Manne, machte man natürlich von allen Seiten die Cour, um etwas von ihm zu erlangen. „Unter Millionen wird gar nicht mehr geredet," schreibt er, „Stafetten werden geschickt bei jeder Gelegenheit. Noch habe ich keine Langeweile gehabt. Ich bin fast täglich zu großen Diners gebeten. Vorgestern war ich bei Fürstenstein, das ist ein Äquivalent für die 16 000 Taler."

Am 17. Juli meldet Nathusius an Hillebrand das Zustandekommen eines für Magdeburg sehr wichtigen Gesetzes: „In der vorgestrigen Sitzung der Reichsstände ist durch 79 Stimmen gegen 17 beschlossen und als Gesetz angenommen, daß alle Schulden der verschiedenen Provinzen des Königreichs zusammengeworfen und eine allgemeine Reichsschuld wird. Unsere Provinz Magdeburg gewinnt dadurch sehr. Wir bekommen für das schon bezahlte und noch zu bezahlende (der zwölf Millionen Kriegskontribution) Reichsobligationes zu 5 Prozent Zinsen. Zur Bezahlung der Zinsen und der sukzessiven jährlichen Abtragung des Kapitals ist eine Personen- oder Familiensteuer bewilligt, welche in zehn Klassen verteilt wird, so daß der geringste Satz 1 Franken und der höchste 24 Franken für eine Familie sein soll. Diese Verteilung wird sich aber wohl

noch ändern, so daß für die höchste Klasse ein höherer Satz angenommen wird." Leider erwies sich das neue Gesetz aber nicht so segensreich wie Nathusius gehofft hatte, da die westfälischen Obligationen im Lauf der Zeit immer mehr heruntergingen.

Die Beratungen der Reichsstände interessierten Nathusius sehr, doch nahm er wenig aktiven Teil daran. Ein großes Feld der Tätigkeit eröffnete sich ihm aber durch sein Verhältnis zum Minister von Bülow. Schon in Magdeburg war er ihm durch seine Kenntnisse und seine absolute Zuverlässigkeit eine Art „Geheimer" Rat, ein unbezahlter und unbezahlbarer Agent in mancherlei Geschäften geworden, jetzt wurde er ihm völlig unentbehrlich. Freilich war Bülow nach Nathusius' Schätzung „seinem Posten so wenig gewachsen wie sehr viele andere Minister," aber neben seinem grenzenlosen Leichtsinn war er der gutmütigste und liebenswürdigste Mensch und von so einnehmendem Wesen, daß man ihm nicht böse sein konnte. Als angenehmer Weltmann hielt er sich lange auf seinem schwierigen Posten. Die westfälischen Finanzen waren in einem gänzlich zerrütteten Zustand. Das kaum organisierte, durch Krieg und Kontributionen schon erschöpfte Land mußte jetzt den verschwenderischen Hof und viele französische Truppen neben seinen eignen erhalten, dazu hohe Kriegskontributionen an Napoleon zahlen. Diese fortwährenden großen Geldverlegenheiten und die Unerfahrenheit derer, welche die finanziellen Angelegenheiten leiteten, machten sich die Bankiers, und namentlich die jüdischen, zunutze, unter denen Israel Jakobson, früher Braunschweiger Bankier, der angesehenste war.

Es wurde unter anderm eine Anleihe gemacht, von welcher der Staat schließlich nicht einen Heller in die Hände bekam und auf die er nach einigen Monaten mehr als 30 Prozent an Provision und Zinsen nachzahlen mußte. „So weit hatte es die Spekulation der Wechsler und die Unerfahrenheit der Staatsmänner in kaufmännischen Dingen gebracht," schreibt Nathusius; „na-

türlich wurde durch diese Art Anleihen die Not immer größer." Er nahm sich der Sachen mit großem Eifer an und seine Handlungsweise in jener Zeit, seine Vaterlandsliebe, seine Arbeit für den Staat ohne viel persönlichen Vorteil, ohne Rang und Titel, ohne besondere Ehre vor der Welt hat etwas von antiker bürgerlicher Art und Gesinnung an sich. Kaum jemand hat damals von dem vollen Umfange seiner Tätigkeit erfahren und sie nach Verdienst gewürdigt.

Statt mit der Spekulation gemeinschaftliche Sache zu machen und den Staat auszubeuten, suchte er ihr nach Kräften entgegenzuwirken, dem Minister die Augen zu öffnen und den Staat vor dergleichen schändlichen Verlusten zu bewahren. Er nahm nicht einmal Provision von den Summen, die durch ihn vermittelt wurden, sondern nur 5 Prozent Zinsen für das, was er von seinem eignen Kapital hergab. Als die Kriegsjahre zu Ende waren, hatte er sein großes Vermögen durch weise Vorsicht ungefähr auf dem alten Standpunkte erhalten, nichts gewonnen und nichts verloren. Die Einnahmen der Fabrik machten nach wie vor den soliden Grund seines Reichtums aus.

Er hielt dem Minister auf dessen Wunsch eine Zeitlang jeden Abend Vorlesungen über Nationalökonomie, allein dieser schlief gewöhnlich dabei ein. Einst, bei Gelegenheit einer schwierigen Finanzoperation, hatte Nathusius die ganze Nacht durch gerechnet und nachgedacht und kam am andern Morgen mit dem Resultat seiner Arbeit unter dem Arm zum Minister. Ganz aufgeräumt kam ihm dieser im Schlafrock entgegen und rief: „Denken Sie, schon drei hab' ich gekriegt!" Nathusius, der nicht wußte, was er meinte, glaubte, daß ihm irgendeine unerwartete Aussicht auf finanzielle Hilfe aufgegangen sei, aber es fand sich, daß es Sperlinge waren, mit deren Fang sich der Minister amüsiert hatte. „Exzellenz," sagte Nathusius sehr ernsthaft, „ich habe mir die ganze Nacht den Kopf zerbrochen und gearbeitet — hier bringe ich Ihnen die Resultate." — „Ei,

da haben Sie sehr unrecht getan," versetzte Bülow scherzend, „wer wird so ein Narr sein und sich den Kopf zerbrechen." Eines Tages hatten sie sich überworfen, indem Bülow seine Meinung Nathusius gegenüber geltend machte und ihn den Minister fühlen ließ, obwohl er im Unrecht war. Nathusius in seinem starken Unabhängigkeitsgefühl konnte so etwas nicht vertragen, er empfahl sich kurz und kam nicht wieder. Der folgende Tag verging, der zweite — am dritten, als er in seinem Zimmerchen des Gartenhauses in der Wilhelmshöher Allee schreibend saß, klopfte jemand mit der Reitpeitsche ans Fenster — es war Bülow. So heiter wie je, als ob nichts vorgefallen sei: „Sie werden doch nichts übelnehmen wollen?" lachte er, und damit war alles wieder in Ordnung, man konnte ihm eben nicht böse sein.

Am 17. Juli 1808 schreibt Nathusius: „Heute bin ich vom Minister aufgefordert, in Angelegenheiten der Regierung eine Reise nach Amsterdam zu machen. Ich habe es angenommen, jedoch mit der Bedingung, daß Israel Jakobson mitreiset, weil, wenn die Reise ohne Erfolg ist, ich nicht allein derjenige sein will, der ohne Erfolg diese Reise gemacht hat. Morgen wird es sich entscheiden, ob ich reise." Es handelte sich wieder um eine Anleihe für das Königreich Westfalen, und Nathusius hatte mit seinen Bedenken recht gehabt, er und Jakobson kehrten unverrichteter Sache wieder nach Kassel zurück. Verschiedenere Reisegefährten ließen sich nicht wohl denken als Jakobson, den Mann der reinen Spekulation, und Nathusius, dem es nie um das Geld an sich zu tun war, der immer etwas Positives zustande zu bringen wünschte, und der sich nur an einer Tätigkeit recht erfreuen konnte, welche der Allgemeinheit nutzte. Schon sein einfaches, vornehm anspruchsloses Wesen stand in großem Gegensatz zu Jakobsons Benehmen, der sich schon in Braunschweig zum Geheimen Finanzrat hatte machen lassen. Man lachte über seine Eitelkeit, aber dem reichen Manne wurde trotzdem überall geschmeichelt. Sein protziges Auftreten amü-

sierte seinen Gefährten königlich, der nicht verfehlte, ihn damit gründlich zu necken und aufzuziehen. Sobald die Reisenden in eine neue Stadt kamen, legte Jakobson sein Kostüm als Oberrabbiner an, setzte seine hohe schwarze Mütze auf und empfing als solcher die Besuche. Nathusius wurde in seinem schlichten Anzug mehrmals für seinen Bedienten angesehen und spielte dann zum Scherz diese Rolle weiter, um Jakobson nachher damit zu necken. Dieser fühlte sich überall ganz als Protektor seiner Glaubensgenossen, auch in Holland, denn in Westfalen, wo alle Religionsbekenntnisse gleiche Rechte haben sollten, hatte man ihn zum Präsidenten des neu errichteten jüdischen Konsistoriums ernannt. Er hat auch in Wahrheit viel für seine Volksgenossen getan, legte Schulen für sie an und suchte ihre Stellung in jeder Weise zu heben. So baute er auch in der Braunschweiger Stadt Seesen eine schöne, neue Synagoge und fundierte sie, alles auf seine eignen Kosten.

Sehr interessierte sich Nathusius für Holland, das er auf diese Weise kennen lernte. Er reiste überhaupt ja so gern, und verstand das Reisen aus dem Grunde, immer war er voll Eifer, zu lernen und zu beobachten. Besonders war es ihm lieb, die holländischen Gärtnereien zu studieren; er kaufte dort viel Blumenzwiebeln und Gemüsesamen.

Als der Reichstag am 22. August geschlossen wurde, mußte er auf Bülows Verlangen noch länger in Kassel bleiben, und am 7. Oktober kehrte er schon wieder dahin zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalt sprachen freilich noch andere Gründe mit.

Mündlich und schriftlich wurde der Verkehr mit dem Minister fortgesetzt. Brauchte dieser Geld oder war irgendeine wichtige Entscheidung zu treffen, so hieß es bei ihm: „Ich muß einen Mann haben, auf den ich mich verlassen kann," und er kam damit zu Nathusius. Dieser drängte immer wieder zur Gründung einer Bank, die im großen für das ganze Königreich leisten sollte, was im kleinen die durch ihn geschaffene Leihbank in Magdeburg tat. Er schreibt darüber an Bülow: „Ein Haupt-

hindernis des schnelleren Fortschreitens unsrer Industrie ist gewiß auch die Ungewohnheit unsrer Kapitalisten, ihre Gelder anders als auf Grundstücke oder gegen öffentliche Sicherheit herzugeben. Der Kapitalist will der Mühe überhoben sein, sich ängstlich um die Sicherheit seiner Kapitalien fortwährend zu bekümmern, er will aber auch sicher sein, seine Zinsen zur bestimmten Zeit und ohne Weitläufigkeiten erheben zu können. Würde dem Kapitalisten ein Mittel an die Hand gegeben, sein Geld auch zu Handels- und Fabrikenentreprisen mit Sicherheit und Bequemlichkeit hergeben zu können, so würde der Kapitalist solches gern benutzen und unsre Industrie dabei gewinnen. Ein solches Mittel scheint mir die Errichtung einer Zirkulationsbank zu sein. Die Bank müßte ein Privatinstitut sein und der Staat bloß die Aufsicht darüber führen." Er arbeitete den Plan dazu aus, aber die Regierung ging nicht darauf ein, er sollte immer mit anderen Mitteln helfen.

So hatte der preußische Staat durch den Tilsiter Frieden alle seine Salinen verloren, und war nun unter Nathusius' Vermittlung zwischen beiden Regierungen ein Kontrakt darüber geschlossen, wieviel und zu welchen Preisen Preußen sein Salz von den nun westfälischen Salinen erhielt. Preußen mußte gleich im Anfang pränumerando ein Dritteil des Preises auf Nathusius' Kontor einzahlen. Weil aber Westfalen immer Geld brauchte, so hatte Nathusius noch einen Vorschuß von 50—100 000 Talern auf die Saline Schönebeck bei Magdeburg geleistet, wofür er Zinsen erhielt, und außerdem bekam er für seine Bemühungen von beiden Seiten etwas Provision. Auch der Lieferungskontrakt für das Großherzogtum Warschau, welches sein Salz ebenfalls von Westfalen bezog, wurde ihm aufgetragen, ja aufgedrungen, weil Bülow es nur mit ihm zu tun haben wollte. Er ging aber nicht darauf ein, und die späteren Unternehmer haben große Summen damit verdient. Er übernahm nur die Spedition und die Bezahlung dafür gegen Provision. Mehr als einmal hätte er, wenn er auf

Bülows Vorschläge eingegangen wäre, auf durchaus rechtliche Weise ungeheure Summen gewinnen können. „Ja, wenn man derzeit Courage gehabt hätte!“ pflegte er später oft zu sagen, „aber ich wollte nie über meine Kräfte gehen, und dann traute man eben dem Königreich Westfalen nicht so recht.“

Die Salinenangelegenheit machte ihm und Hillebrand natürlich viel Arbeit. „Hier in Holland ist mit Salz gar nichts zu machen,“ schreibt Nathusius von Amsterdam aus, „fragen Sie doch einmal in Hamburg an. Der Vorrat häuft sich in Schönebeck und man braucht Geld.“ Israel Jakobson sollte davon bezahlt werden.

Um es noch bequemer zu haben, trug ihm der Minister an, die ganze Saline Schönebeck für seine eigne Rechnung vom Staate zu übernehmen. Nathusius hatte die ganzen Berechnungen über den Betrieb in Händen und er sah daraus, daß der dritte Teil der Kosten jährlich erspart werden konnte, denn der Staat hatte eine Menge Beamte dabei angestellt, die bei einer Privatverwaltung alle weggefallen wären. Es wären Hunderttausende schon in ein paar Jahren zu gewinnen gewesen. Aber er griff doch nicht zu, er war zu vorsichtig, und hier mit Recht. Denn seine Besorgnisse, daß sich die Verhältnisse bald wieder ändern möchten, haben sich nur zu bald bestätigt.

Um für den Staat eine gewisse Rente zu erlangen, suchte nun der Minister auch die Verwaltung der Domänen auf Nathusius' Schultern abzuladen. Es war ein glänzendes Anerbieten: Gegen die Rente, welche die Regierung verlangte, sollte er die Domänen übernehmen, sie für eigne Rechnung verwalten und sie nach seinem Gutbefinden verkaufen, dismembrieren usw. Ein solches Unternehmen war für einen Privatmann kaum noch dagewesen, und dies war etwas, was Nathusius weit mehr reizte als die reinen Geldgeschäfte. Er hatte schon einen ausführlichen Plan dazu entworfen und sah sich nach Teilnehmern um, weil er das Unternehmen für sich

allein für zu groß hielt. Allein er fand niemand, der sich dazu geeignet hätte, und so gab er das Projekt auf.

Ein weiteres Mittel, um sich Geld zu verschaffen, hatte der Staat an den Klöstern. Fast zu gleicher Zeit wurden die sämtlichen Nonnenklöster aufgehoben und für Staatseigentum erklärt. Diese sollten nun verkauft werden, und der Minister verhandelte wieder mit Nathusius in der Idee, daß dieser sie sämtlich, mit einem Male, übernehmen sollte. Der Wert belief sich auf etwa 4 Millionen Taler, nach anderer Abschätzung auf annähernd 7 Millionen Franken. Aber auch hier scheute er die Größe des Unternehmens, und es fehlte ihm ein Gehilfe, der genügend Kraft und Mut dafür besaß. Indes sah er sich nach der Rückkehr vom Reichstag die Klöster zum Teil an, namentlich Althaldensleben in der Nähe von Magdeburg. Ein ander Mal wünschte Bülow, daß Nathusius eine Silberlieferung übernehmen sollte, da er mit dem Gedanken umging, französisches Geld für Westfalen prägen zu lassen. Aber Nathusius erklärte sich dazu außerstande: „Ew. Excellenz danke ich untertänigst für die gnädige Aufforderung zu einer Silberlieferung. Meine Verhältnisse und anderweitigen Geschäfte gestatten mir aber nicht, dieses gnädige Anerbieten anzunehmen. Wie ich Ew. Excellenz mehreremale zu versichern die Ehre hatte, so ist mehr Eifer Demselben und dem Staate zu dienen als Gewinn zu machen, mein Zweck. Dies leitet mich auch in dieser Sache. Ich erlaube mir daher, Ew. Excellenz vorzuschlagen, nicht einen, sondern mehre Banquiers zu dieser Lieferung aufzufordern. Unter jetzigen Umständen läßt sich nicht gern ein Haus auf eine so große Summe ein. Ich glaube, daß eine Aufforderung durch die Zeitungen Konkurrenten zur Lieferung herbeiziehen und dadurch ein niedriger Preis des Silbers erzielt werden wird. Zumal da jetzt durch die Maßregel des preußischen Gouvernements, daß alles Silbergeschirr abgeliefert oder gegen einen hohen Impost gestempelt werden muß, große Quantitäten von Silbergeschirr nach dem Auslande, und zwar nach

Westfalen, nach Sachsen und dem Anhaltischen durch Juden heimlich ausgeschickt worden sind." Darauf folgen noch weitere finanzielle Ratschläge.

Auf ein ähnliches Geschäft bezieht sich wohl eine Briefstelle an Hillebrand von Kassel aus, die wieder ein helles Licht auf Nathusius' vornehme Gesinnung in Geschäftssachen wirft: „Hammer, Steyer und Gobbin sind noch nicht hier und können noch nicht zu Stande kommen. Der Minister hat zu mehrerenmalen gesagt: „Wenn Nathusius Teil nehmen will, dann soll auf alle andre nicht reflektiert werden." Sie drängen deshalb in mich, versprechen es schriftlich zu geben, daß sie allen Schaden, der entsteht, allein tragen und ich nur am Gewinn Teil nehmen soll. Wenn ich meinen Namen nicht hergeben müßte, dann würde ich geneigt dazu sein. Der Minister aber will meinen Namen haben."

Zuletzt wurden ihm Bülows Ansprüche an seine Kasse und an seine Arbeitskraft denn doch zu viel. Als dieser ihn 1810 schon wieder einmal in Kassel sehen will, antwortet er: „Ew. Excellenz Befehl, nach dort zu kommen, würde ich gern befolgen und sogar die kleine Unpäßlichkeit, womit ich seit meiner Rückkehr von Berlin befallen bin, nicht achten, ich weiß aber ganz gewiß, daß ich Denenselben jetzt nicht nützlich werden kann. Auf neue Geschäfte, von welcher Art sie auch sein mögen, kann ich mich jetzt nicht einlassen. Meine sonst disponibeln Fonds sind jetzt sämmtlich zum besten des Tresors und der Salinen angelegt. Ich kann nicht umhin, Ew. Excellenz zu bekennen, daß mir diese Geschäfte viele Sorgen und schlaflose Nächte machen. Gewinnsucht hat mich nie geleitet, sondern immer nur der Eifer Ew. Excellenz Wünsche zu erfüllen. Auf Überschüsse an den Salinen und dem Rothenburger Bergwerk werden Ew. Excellenz im Laufe dieses Jahres wenig rechnen können, da für die fertig werdenden Produkte an Salz und Kupfer der Wert schon früher in den Tresor gekommen."

Aus einem andern Brief desselben Jahres: „Die Operation, Wechsel auf das Salzdepartement zu ziehen, gehet nicht mehr. Was ich schon in meinem letzten Brief befürchtete, ist leider eingetreten. Auf die zuerst gezogenen 200 000 Thaler laufen noch 80 000 Thaler, welche den 23. April zahlbar und wofür keine Zahlung erfolgt ist. Dies hat mich und die andern Interessenten in Unruhe versetzt. Gestern sind sämtliche Wechsel protestiert worden und die Inhaber gehen nun an die Aussteller. Meine Sorgen sind dadurch sehr vermehrt, da noch außerdem 50 000 Thaler dergleichen Wechsel laufen, welche ich zur Deckung meiner baaren Vorschüsse an die Salinen erhalten habe. Meine kaufmännische Existenz steht auf dem Spiel, wenn ich nach Ew. Excellenz Wünschen mich auf den Accept von 400 000 frcs einließe. Meine disponibeln Fonds sind erschöpft und wenn ich beim Verfall der Wechsel nicht Zahlung leisten könnte, so träfe mich nichts Geringeres als Auspfändung und Arrest. Meine Empfindungen und Gemütsunruhe enthalte ich mich schriftlich auszudrücken."

Inzwischen war Bülows Stellung allmählich mehr und mehr erschüttert. Denn er erregte Napoleons Mißtrauen durch seine deutsche Gesinnung. Es gärte in Hessen und die geheime Polizei in Kassel war beständig am Werke. Noch im Laufe des Jahres 1810 wurde Bülow entlassen und zog sich auf sein Landgut zurück. Zugleich verloren auch mehrere Präfekten ihre Ämter und zahlreiche Privatleute kamen ins Gefängnis. Trotzdem brach 1811 der Dörnbergsche Aufstand aus.

Dem Minister von Bülow wird trotz seiner Schwächen das Zeugnis gegeben, „daß er den allgemeinen Ruf des Edelmuts auch während der Verwaltung eines so kritischen Postens nicht verlor." Und als Grund seines Sturzes wird angegeben: „seine Freimütigkeit in Bekämpfung der vaterlandsfeindlichen Vorschläge, durch Darstellung des Druckes und des Unvermögens der Untertanen, seine Menschlichkeit in der Behandlung der

Steuerpflichtigen, sein Verdruß über die schändliche Verschwendung des Hofes, welche dem Lande seine besten Kräfte entzog."

Nathusius blieb zwar auch ferner in Verbindung mit dem westfälischen Finanzministerium, doch findet sich darüber wenig mehr in seinen hinterlassenen Papieren. Im April des Jahres 1811 fordert der Direktor der westfälischen Amortisationskasse Maertens von ihm einen Bericht über den Kurs der westfälischen Obligationen, welche damals zur Zeit der Kontinentalsperre nur noch ungefähr die Hälfte ihres Wertes hatten. Nathusius antwortet unter anderm darauf: „Die Ursachen des niedrigen Curses sind sehr mannichfaltig, ich will die Hauptsachen vorführen 1) Mangel an Gelde, welcher durch die Zeitumstände erzeugt ist. Hauptsächlich durch die Sperre des Handels und daß dadurch die Produkte, z. B. Getreide, um den dritten Teil des sonstigen Wertes gefallen sind. Im Elbdepartement circulieren deshalb viele Millionen weniger als sonst. Auch das Grundeigentum ist um den dritten Teil seines sonstigen Wertes gefallen. Wer Geld hat läßt es müßig liegen, nur der Wucherer leiht es aus zu 10% und darüber. 2) Der Wucher, der mit den westfälischen Obligationen getrieben wird. Wer dergleichen zu Cautionen, zum Ankauf von Klostergütern oder zum Abkauf von Prästationen gebraucht, kann sie nicht unmittelbar von denen kaufen, welche sie besitzen. Er ist genötigt, sich an Unterhändler zu wenden. Es ist mir bekannt, daß Männer welche Klostergüter gekauft haben, 65—70% für 5 bis 6 procentige Obligationen bezahlen mußten, zu derselben Zeit wo solche von den Besitzern zu 45 und 50 zu kaufen waren. 3) Die Besorgnisse der Besitzer es könnten diese Papiere, sowie in Holland, reduciert werden — was wohl auch von den Wucherern den Besitzern eingeredet wird. 4) Von 1809—1810 sind die Zinscoupons der Obligationen nicht eingelöst worden, dies eine Hauptursache, daß sie in Mißkredit und niedrigen Cours gekommen sind.

Ich schlage vor: 1) daß die fälligen Zinsen in der Folge immer von allen Obligationen so prompt bezahlt werden wie bisher die von denen der freiwilligen Anleihe. 2) Daß, wenn es irgend möglich ist, jährlich wenigstens $^{1}/_{2}$ Million Francs durchs Los eingelöst und cassiert werden. Dieses sei nun zur Kenntnis des Publikums zu bringen, alsdann durch die Zeitungen bekannt zu machen. 3) Um dem Wucher mit den Staatspapieren zu steuern, werde sämtlichen Generaleinnahmen im Königreich Westfalen unter zweckmäßigen Anordnungen, der Auftrag erteilt die Unterhändler zwischen Käufer und Verkäufer abzugeben und zwar ohne Profit, jedoch gegen $^{1}/_{2}$ % Provision. Wobei dann noch, besonders in Absicht eines dabei zu bestimmenden Courses, die nötigen Bedingungen und Modalitäten festzusetzen sein würden. 4) Daß das königl. westfäl. Gouvernement durch ein Bankinstitut die Circulation des Geldes befördere. Ich habe schon vor zwei Jahren dem vorigen Finanzminister einen Plan, oder vielmehr die Grundzüge dazu überreicht und ich beehre mich Ew. Hochwohlgeboren anliegend ebenfalls solche vorzulegen. Bescheide mich aber, daß diese Vorschläge von einsichtsvollen Männern verbessert und modificiert werden können."

Am 8. Mai erwidert Maertens darauf: sofern es von ihm abhinge, würde das Gouvernement die nötigen Mittel anwenden, um den Grund des Mißkredits der Obligationen zu beseitigen. Bekanntlich erkannte später Preußen die Schulden der westfälischen Regierung nicht an, und Nathusius ließ damals einige der wertlosen Papiere zu bösem Angedenken an die Wand seines Kontors befestigen. Über den Plan zu einer Bank schreibt Maertens: „Bei dem traurigen Zustande in dem sich die Cirkulation befindet, ist eine Bank von der unerläßigsten Notwendigkeit. Ich habe mich davon bald überzeugt. Doch würde ich den Grundsätzen, nach welchen Sie dieses Institut zu errichten wünschen, nicht völlig meinen Beifall geben können. Wenn man aber über den zu erreichenden Zweck ein-

verstanden ist, bereinigt man sich leicht über die Mittel, welche dazu führen. So ungünstig auch die Umstände sind, so könnte man doch eine königl. westfäl. Bank errichten und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dazu durch meine Ratschläge etwas beitragen könnte, wobei es mir besonders angenehm sein würde, mich durch Ihre Einsicht und durch Ihre Erfahrungen unterstützt zu sehen."

Aber auch diesmal kam das Projekt nicht zur Ausführung. Nur noch zwei Jahre — dann hatte das Königreich Westfalen sein kurzes Dasein beschlossen, und alle Pläne und Hoffnungen, die sich an seine Zukunft knüpften, waren verweht.

Die Familie Engelhard

Vor Sonnenglut beschützt durch frische Tannenäste,
Umweht von lauem, frühlingsgleichem Weste,
Ruht sich's so schön in dieser Laube aus.
Noch singen Vögel in den grünen Bäumen,
Dem Blick verborgen, zirpen kleine Heimen,
Und hier und da blüht noch ein Blumenstrauß.

Doch ach, wie bald muß alles dies verschwinden!
Dann ist kein armes Blümchen mehr zu finden,
Es heult der Sturm — und Regen strömt herab.
Das Vöglein schweigt — kaum hat es Schutz gefunden,
Die Heimchen sind durch Frost und Not verschwunden
Und Schmetterling und Mücke fand ihr Grab.

So wechselt alles! Er, der unserm Leben
Als fremder Schutzgeist Freud' und Glück gegeben,
Auch er entfloh, und ließ uns Traurigkeit!
Der Lenz kehrt wieder — dies lehrt ihn entbehren,
Doch wird auch er ins Gärtchen wiederkehren,
Der traute Freund, der oft sich sein erfreut?

So dichtete am 21. September 1808 die Frau Philippine Engelhard, geborene Gatterer, als der geliebte und verehrte Hausfreund Nathusius sich von ihr und den Ihrigen getrennt hatte. Die Sehnsucht der ganzen Familie Engelhard nach einem Wiedersehen wurde schon im Oktober erfüllt und war von seiner Seite ebenso lebhaft, ja noch viel heißer und tiefer als bei seiner Hauswirtin, der munteren Kriegsrätin.

Sie hat in Nathusius' Leben eine so gute und freundliche Rolle gespielt und ist ihrer Zeit wirklich eine genannte Dichterin im Stil der Gellert, Pfeffel und Hagedorn gewesen, daß ihr hier wohl ein Blatt der Erinnerung gebührt, auch wenn ihre zopfigen Lieder und Balladen längst verklungen sind. Geboren im Jahre



Philippine Gatterer

1756, als Tochter des berühmten Göttinger Historikers Johann Christoph Gatterer, wuchs sie in der geistig stark belebten Atmosphäre Göttingens auf, welches damals eine große Zeit hatte. Da lebten und forschten, neben Gatterer, der große Philologe Heyne, der Philosoph und Mathematiker Kästner, die Lichtenberg, Schlözer, Blumenbach und andere. Boie gab den ersten deutschen Musenalmanach heraus, und die geistvollen, überschwenglich vorwärts drängenden jüngern Leute, welche von den berühmten Professoren nach Göttingen gezogen wurden, Bürger, die Stolberge, Voß, Hölty und andere stifteten den Hainbund. In dieser Umgebung interessierte Philippinens geistvolles, muntres Wesen allgemein. Sie hatte sich geistig früh entwickelt — der Philosoph Kästner fand einst das etwa fünfjährige Ding auf einer Fußbank sitzend und mit großem Eifer aus einem dicken Buche abschreibend. „Was machst du denn da, Pinchen?" — „Ich schreibe die Bibel ab," und da hatte es ganz naiv wirklich mit dem ersten Kapitel der Bücher Mose angefangen. Aus ihrer ersten Kindheit erzählte sie, daß ihre Mutter befürchtet habe, sie könnte stumm bleiben, so ruhig sei sie gewesen: „Nun bin ich leider wohl zu beredt geworden. Wenn ich vergnügt bin, straf' ich mich, auf einmal heimlich merkend, daß ich mich der Rede fast ganz bemächtigt habe und schweige beschämt eine ganze Weile. Doch reißt die angeerbte Gesprächigkeit mich leicht wieder hin. Zu meiner Mutter sagte einst mein Vater: Ich glaube Mama, Sie könnten vierzig Menschen auf einmal unterhalten, überhaupt schade, daß Sie nicht eine große Fürstin wurden."

Gatterer als Gelehrter genial und weitschauend und unglaublich vielseitig, war als Mensch still und pedantisch. Um so energischer, lebhafter und redseliger war seine Frau, die aus Nürnberg stammte, voller Witz und Lebenslust. Wenn Gatterer den Tag über die Vergangenheit und die Entwicklung des Menschengeschlechts im großen studiert hatte, so war es, als wollte er abends, in der Feierstunde, die Menschheit im kleinen und

in der Nähe betrachten. Selbst mochte er seine Zeit nicht dazu verwenden, gleichgültige Gespräche waren ihm zuwider, und so hielt er seine Frau dazu an ihm allerlei aus der Stadt zu berichten. „Mamachen, gehen Sie denn heute aus?“ fragte er dann wohl. Philippinens Natur war der Mutter sehr ähnlich an Witz und Lebensfülle, aber ihre Liebe gehörte vor allem ihrem Vater, und halb rührend, halb komisch besingt sie seinen Mittagsschlummer:

Sanft nickend schlief er ein, und Seelenruhe strahlet
Aus seinem lächelnden Gesicht.
Süß ist der Frommen Schlaf, wo sich kein Schrecken malet,
Und sein Gewissen weckt ihn nicht.

Es sank sein müdes Haupt voll schaffender Ideen
Auf seine liebevolle Brust.
O möcht' er sich im Traum in frohen Kreisen sehen
Umringt von Freuden, Scherz und Lust.

Kaum hörbar wehen sie, die gleichen Atemzüge,
Sanft, wie man an der Rose riecht.
O stör und weck ihn nicht — du freche, böse Fliege!
Die neckend um den Lieben fliegt.

So ließ zuweilen sich's ein kleiner Geist gelüsten,
Der erst von seinem Zucker sog,
Er schüttelte ihn ab, anstatt sich zu entrüsten,
Und sah oft wie er dann entflog.

Sie diente dem Vater auch als Sekretär bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Eigentlich hübsch war sie nicht, aber ihre Züge belebten sich reizend im lebhaften Gespräch und anders als in voller Lebendigkeit pflegte man sie kaum zu sehen. Ihr leichter, schöner Tanz wurde bewundert, überhaupt die natürliche Anmut ihrer Bewegungen. Im Verkehr mit jungen Leuten genoß sie die größte Freiheit, aber wo es galt, Zudringlichkeiten abzuwehren, wußte sie sich mit großer Schlagfertigkeit in Respekt zu setzen. „Philippine ist süß wie eine Biene,“ sagte Voß von ihr, „die das

Schönste aus allen Blumen sammelt, aber sie sticht auch wie eine Wespe." Sie war noch sehr jung als ihre ersten Gedichte schon im Musenalmanach und im Göttinger Anzeiger gedruckt wurden. Drei umworbene Professorentöchter gab es damals in Göttingen, Karoline Michaelis, Therese Heyne und Philippine. Erstere ist als geistreiche Frau, als Gattin Schlegels, nachher als Karoline Schelling, zu dauernder Berühmtheit gelangt, ebenso Therese, die Frau Georg Forsters, nachher Hubers Gattin. Philippinen dagegen ist nach ihrer reichen, bewegten Jugend ein ganz bescheidenes, alltägliches Los zuteil geworden.

Im Jahre 1778 kam der vierundzwanzigjährige Weltumsegler und Naturforscher Georg Forster auf vierzehn Tage nach Göttingen und schloß sofort mit Philippine einen innigen Freundschaftsbund. Gleich im Anfang schreibt er an seinen Vater: „Die Gedichte von Philippine Gatterer werden Sie durch die Göttinger Anzeigen schon kennen. Sie sind sehr schön, und das Mädchen ist so lebendig, so witzig, so freimütig, daß mein erster Besuch schon über zwei Stunden dauerte, und ich die ganze Zeit fast allein mit ihr sprach, während daß Lichtenberg die übrige Familie fast allein unterhielt." Die schnell entstandene Freundschaft nahm bei Forster gleich eine überschwengliche Färbung an, er schrieb ihr noch in Göttingen zwei Briefe, da der mündliche Verkehr seinen Gefühlen nicht genügte. „Fern oder nah will ich nie vergessen, daß ich die Seele fand, der ich beim ersten Anblick die reinste Freundschaft weihen konnte. Heiliges Seelenband! Das — oh, ich schwärme nicht! übers Grab hinaus dauert." Zu ihrem Glück war Philippine aber nicht geneigt, über die Freundschaftsgefühle hinauszugehen, denn bei seinen fortgesetzten Besuchen in Göttingen mußte sie es erleben, daß sich der Freund bald von ihr abwandte, und sich für ihre Freundin, Therese Heyne, begeisterte, die dann auch seine Frau wurde. Mit ihrem warmen Herzen hat sie ihm doch ein gutes Andenken bewahrt, und seiner auch dann noch teilnehmend gedacht, als alle Welt sich von ihm lossagte, und er nach

vielen Irrfahrten auf der Jagd nach unmöglichen Idealen in Paris endete, wo nur der Tod im Gefängnis ihn vor der Guillotine bewahrte, für die er schon bestimmt war.

Es kam dann die Zeit, wo auch die heitere Philippine vom Schicksal ereilt wurde und sie eine tiefe, natürlich für die Zukunft ganz hoffnungslose Neigung zu einem liebenswürdigen, jungen russischen Fürsten, Meschersky, faßte. Als Göttinger Student machte er sich ganz heimisch im Gattererschen Hause, in völliger Freiheit verkehrten die Töchter des Hauses mit ihm wie mit den anderen jungen Leuten, und das Lehren und Lernen der deutschen Sprache weckte die erste Neigung zwischen ihm und Philippinen. Aber:

Bald kommt, ach bald, der Lenz zurück,
Der uns auf ewig scheiden soll!

Er mußte nach Rußland zurückkehren, wo er in die Armee eintrat. Noch einige Briefe — dann war alles zwischen ihnen vorbei. Aber das Mädchen konnte dies Erlebnis lange nicht überwinden, sie kränkelte eine Zeitlang an Leib und Seele, und nach ihrem Tode fand man ein Manuskript mit blauen Bändchen umwunden, „Lieder der Liebe" betitelt. So freigiebig sie sonst ihre Herzensgefühle preisgab, bis an die Grenzen des Geschmacks und des Zartgefühls, hat sie es doch nicht vermocht, diese Gedichte drucken zu lassen. Aber auch die veröffentlichten Gedichte jener Zeit haben weit mehr Tiefe als ihre sonstigen naiven, manchmal sehr flüchtigen und spießbürgerlichen Produkte, so das Lied an die Nacht:

O du! — willkommen jedem Müden, doch tausendmal willkommen mir!
Du schenkst mir immer kurzen Frieden, aufs neu' klag' ich mein Leiden dir.
An diesem jetzt verfloss'nen Tage war wieder manches mir zur Pein,
Bald sah ich Spott — bald hört' ich Klage — und selten nur war ich allein.
Jetzt hör' ich nichts mehr um mich schallen, kühl ist's um mich — still wie im Grab,
Die frohe Hülle darf nun fallen, die vor der Welt die Stirn umgab.

Erhebe hoffnungsvolles Flehen zu dem, der alles mächtig lenkt,
Er hat dich wieder weinen sehen und kennet alles, was dich kränkt.
Wie tröstet dies! Auch ich genieße ja Freuden — Schwermut, laß mir Ruh!
Und jetzt, du Todesbruder, schließe die mattgeweinten Augen zu.

Mitten in diese Herzenserlebnisse fällt Philippinens Freundschaft mit Bürger, dem Dichter der „Lenore". Sie steht aber auf einem anderen Blatte ihres Lebens geschrieben, und bezieht sich hauptsächlich auf ihre Dichterlaufbahn. Boie hatte ihn, der damals Amtmann von Altengleichen bei Göttingen war, bei Gatterers eingeführt, er ermutigte sie zu poetischer Arbeit, kritisierte sie dann aber auch gehörig. Sie ließ sich das dankbar gefallen, aber bei ihrer ausgesprochenen Eigenart übte er doch nicht viel Einfluß auf sie aus. Der Briefwechsel zwischen beiden, der sich von 1777—1781 hinzog, ist besonders Bürgers wegen interessant, so gebe ich hier nur einige Stellen aus seiner charakteristischen Kritik „auf die Schwester in Apoll" gemünzt. An Boie urteilt er über sie: „Geist und Gefühl hat das Mädchen im Übermaß. Wer ihr nur Geschmack und Delikatesse beibringen könnte." An sie selbst schreibt er: „Ich fühle einen gewaltigen Trieb in mir, Ihre Kindlein recht aus Leibeskräften zu bekunstrichtern. Bei einem: dies und jenes gefält mir nicht! soll es wahrhaftig nicht bleiben, wenn ich anfange. Denn Sie wissen wohl, wer sein Kind lieb hat, hält es unter der Rute? Philippinens Genie ist das Kindlein, das ich lieb gewonnen habe. Entweder soll was Rechts oder Nichts daraus werden." „Vor allen Dingen, meine werte Jungfer Elster, gewöhne Sie sich die Schwatzhaftigkeit in Ihren Versen ab:

Auf die Art ist, mit Gunst
Das Versemachen keine Kunst.
Man muß nur frisch ins Reimfaß tappen,
Es mag nun klingen oder klappen!
Man greife zu wenig, man greife zu viel,
So kümmert man sich darum nicht viel.
Da wimmert sich denn bald was von Tränen,
Bald seufzt sich was von Liebessehnen,

Bald trillert sich was von Nachtigall,
Dazwischen murmelt der Wasserfall.
Dazwischen blöcken die satten Heerden;
Nun reimt man darauf den Herrn der Erden,
Der alles mit so viel Wunderpracht
Nur uns dabei hat elend gemacht.
Und das kommt her vom süßen Triebe,
Der hinten und vorn sitzt, der Liebe,
Und kommt man dann aufs Herz zu sprechen,
So pflegt das wohl bisweilen zu brechen.
So schwatzt und reimt man immerfort
Und schwärmt bald hier, bald da, bald dort
usw.

Lerne Du hübsch, mein Herzenspüppchen, an ein Paar Zeilen ganze Tage, und an einem Liedlein, das sich in einem Atem wegsinget, ganze Jahre machen, und ahme nicht den Shakespeare nach, der in seinem ganzen Leben keine Zeile ausgestrichen haben soll."

Bürger war auch gar nicht einverstanden, daß sie bald schon eine Sammlung ihrer Lieder drucken ließ, er hätte gern noch etwas Besseres aus ihr gemacht, aber andere Freunde drängten dazu, und so erschien 1778 das erste Bändchen mit mehreren reizenden Kupfern von Chodowiecki. Sie fanden über alle Erwartung ein großes Publikum, ja die Dichterin wurde von mehreren Rezensenten der berühmten Karschin gleichgestellt. Freilich fehlte es auch nicht an recht scharfem Tadel wegen ihrer Flüchtigkeit und der Ungleichheit ihrer Produktionen. Auch in Göttingen zog man über sie her, warf ihr Eitelkeit und Mangel an weiblichem Zartgefühl vor. In einem alten Stammbuch ist sie als Karikatur eines emanzipierten Frauenzimmers abgebildet mit einem Degen an der Seite und einem Dreispitz auf dem Kopf. Aber die Anerkennung überwog doch, sie fühlte sich jetzt ganz sicher im Sattel, und konnte über die bösen Zungen und die Rezensenten heiter scherzen. Ihr naives, kindliches Selbstbewußtsein als berühmte Dichterin kann man ihr kaum als gewöhnliche Eitelkeit auslegen. Es steigerte sich natürlicherweise, als der

Verleger ihr Porträt für die zweite Auflage der Gedichte wünschte. Sie reiste deshalb nach Kassel, um sich vom ältern Tischbein, dem Vater von Goethes Freund, malen zu lassen. Und in reizender Lebendigkeit und Anmut gibt dies Bild die Göttinger Philippine wieder, ehe ihr Leben eine andere Wendung nahm. Das etwas hagere Gesicht mit dem aufgeworfenen Näschen wirkt doch allerliebst zu der zierlichen Rokokotracht mit Rosen auf der hohen Frisur und den schmalen Händen, welche auf der Leier der Dichterin ruhen, die natürlich nicht fehlen durfte. Das Bild soll eins der besten des Malers sein.

Gerade bei Tischbein lernte sie den „Herrn Sekretär Engelhard“ kennen. Er war ein steifer, pedantischer, überaus ruhiger Herr, von dem es hieß, daß er als junger Mann eine Viertelstunde darauf zubringen konnte, einen Fleck auf seinem Rock auszubürsten. Aber er war ein pflichttreuer Beamter, ein sehr braver und wirklich gescheiter Mensch, dabei kindlich gutmütig im häuslichen Verkehr. Philippine machte ihrerseits kein Hehl daraus, daß die Zeit gekommen sei, wo sie in den Hafen der Ehe einzulaufen wünschte, und Engelhard kam schon in kurzer Zeit nach Göttingen, um sich das Jawort der Eltern zu holen. Schon zwei Monate darauf wurden sie getraut.

Es war eine durchaus glückliche Ehe, vielleicht gerade darum, weil beide so unendlich verschieden waren. Engelhard hatte eine sehr langsame Sprache, und in Gegenwart seiner Frau pflegte er nie mit seiner Rede zu Ende zu kommen, denn mit ihrer quecksilbernen Lebendigkeit fuhr sie dazwischen und vollendete geschwind, was er angefangen hatte. Ihr Gemahl hatte als Bräutigam bewundernd von ihr gesagt, daß sie sich zu den Kasseler Mädchen verhalte wie der Champagner zum Apfelwein, und Champagner wurde denn auch ihr Spitzname in Kassel. Die Frauen dort waren damals noch bekannt für ihren sehr engen Gesichtskreis, der über Strickstrumpf und Kochtopf nicht hinausging. Philippine aber war nicht besonders häuslich erzogen,

als Gefährtin ihres Vaters und im lebendigen Verkehr der Universitätskreise. Sie hatte viel zu lernen im beschränkten Haushalt und als Mutter der zehn Kinder, die sich schnell nacheinander einstellten. Eine ganz regelrechte Hausfrau ist sie überhaupt nicht geworden, sie blieb immer ein wunderliches Gemisch von sparsamer Wirtschaftlichkeit und poetischer Freiheit in der Gestaltung ihres Lebens und ihres Haushalts. Zu der genialen jungen Frau aber muß man sich eine rechtschaffne, steife alte Dame als Schwiegermutter denken, eine Kasselanerin von echtem Schrot und Korn, die überdies noch eine Zeitlang mit dem Ehepaar in einem Hause wohnte. Von Anfang an war es ihr ein Greuel, daß ihr Sohn sich eine Frau aus so fremdem Kreise geholt hatte, und gern führte sie das Sprichwort im Munde: „Nachbars Kind und Kuh — da weiß man was man daran hat." So mußte Philippine, die fröhliche, selbstbewußte — eine harte Lehrzeit durchmachen und schön und rührend ist es, wie sie nachher einer jungverheirateten Tochter schreibt: „Solltest Du auch hierin mein Schicksal haben, daß Du zuweilen bei Deines Mannes Mutter die andre Erziehung, andres Zeitalter und andre Leibes- und Seelenbeschaffenheit empfindest, so bitt' ich Dich, sei wie ich war! Komm, auch wenn Dir Unrecht geschehen sollte, immer freundlich wieder. Die Schrift sagt: Lasset Euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse durch das Gute! Und so auch bei dem was wohl nicht Böses, sondern nur Schwachheit ist. So kommt die schöne Frucht." Einen Anlaß zu Konflikten gab es auch dadurch, daß Philippine von Göttingen her sowie durch schnell geschlossene Freundschaften in Kassel in der vornehmen Welt manche Beziehungen und Verehrer hatte. Damals war die Kluft zwischen Adel und Bürgertum noch so groß, daß diese Freundschaften der steifen Schwiegermama ein großer Stein des Anstoßes waren.

Das Dichten hörte auch in Kassel nicht auf, das lag Philippinen im Blut, und war sie auch zu bombenfest von ihrem Beruf als Dichterin überzeugt. Eine Zeitlang dauerten die Beziehungen

zu Bürger auch noch fort, aber seine Versuche, die Freundin zu einer höhern Kunst heranzubilden, schliefen, der Hausfrau und Mutter gegenüber, bald ein, waren sie doch schon früher gleich Regenwasser an ihr abgelaufen. Zwischen Wirtschaften und Kinderpflege kamen ihr die poetischen Eingebungen und wurden dann auf die Rückseite von Schusterrechnungen, Mietskontrakten, Gehaltsquittungen usw. aufgeschrieben, so daß die Zeilen quer übereinander gingen, recht ein Bild ihres Lebens.

Der Inhalt ihrer Dichtungen änderte sich allmählich — sie wird zur Hauspoetin, besingt die Geburtstage und Familienfesttage und ihre zehn Kinder, von den ersten Lebenstagen an, oft in sehr naiver Weise. Bitten für ihre vielen Armen kleidet sie in Verse, die Befreiungskriege, besonders auch die Rückkehr der Kurfürstin und ähnliche Ereignisse, begeistern sie zu patriotischen Liedern.

Den wundervollen Aufschwung der deutschen Literatur durch Weimar machte sie nicht mit, sie blieb, was sie war, eine Jüngerin von Gleim und Pfeffel, ihr Höchstes war eine Klopstocksche Ode. Doch erschienen nach ihrer Verheiratung noch zwei Gedichtsammlungen, die erste auf Subskription gedruckt. Die Subskribentenliste enthält nicht weniger wie zwanzig Personen aus regierenden Häusern und dreihundertfünfzig andere Namen. Das war ein Erfolg für die damalige Zeit. Auch empfing sie in Kassel noch öfter Besuche, welche mit der alten Zeit in Göttingen zusammenhingen, z. B. Lavater, den Berliner Nicolai und andere. Auch Jung-Stilling empfiehlt ihr einen durch Kassel reisenden Freund und unterschreibt sich dabei: „Ihr Freund Jung-Stilling.“ An der Freundschaft mit Therese Forster, welche später den Schweizer Huber heiratete, hielten beide fest, auch Frau von Laroche, Wielands Freundin, stand in Briefwechsel mit ihr. Mit der Kurländerin Elise, Gräfin von Medem, der ihrer Zeit sehr bekannten, gefühlvollen Schriftstellerin, verband sie eine Freundschaft, die wohl herzlich gewesen sein muß, denn Elise stand Gevatter bei Philippinens jüngster Tochter,

welche ihren Namen erhielt. Noch bis auf ihre Enkel herab reichten die Beziehungen zu Grimms und Bettine von Arnim. Besonders Jakob Grimm verkehrte eine Zeitlang viel bei Engelhards. Bettine schrieb in späteren Zeiten einmal an Philippinens Enkel: „Deine Großmutter war ein burlesker Charakter, wie das leicht bei solchen Naturen der Fall sein kann, in denen das Großartige Fesseln tragen muß, die der gemeine Mensch nicht bemerkt. Alles Edle und Freie an ihr war verbrämt mit einem, dem (gewöhnlichen) Anstande zuwiderlaufenden Humor, der nicht selten Anlaß zu lächerlichen Szenen gab.“ Der komischen Geschichten gab's freilich genug von ihr, besonders als sie älter wurde, und die Nichtachtung aller Formen bei ihr zunahm. So ging sie einmal bei schlechtem Wetter mit Galoschen an den Füßen aus, die ihr aber bald überlästig wurden. Da sah sie einen ihr ganz fremden Herrn sich entgegenkommen. Geschwind zog sie die Galoschen aus und drückte sie dem Erstaunten in die Hand, mit der Bitte, sie im Engelhardschen Hause abzugeben. Er möge nur ans Fenster klopfen, dann würde ein junges Mädchen herausschauen und ihm die Galoschen abnehmen. Lachend erfüllte er ihre Bitte, aber das Entsetzen der Töchter läßt sich denken. Mit einer Bekannten ging sie einst am kurfürstlichen Schloß vorüber, wo gerade ein sehr schöner, wohlgebildeter Gardist Schildwache stand. Hingerissen von Bewunderung blieb sie stehen, und mit lauter Stimme erging sie sich in entzückten Ausdrücken über die Schönheit dieses Apolls, zum Gaudium der Vorübergehenden, aber zur großen Verlegenheit ihrer Begleiterin. Als ihr einmal vornehmer Besuch gemeldet wurde, während sie von Windeln und dergleichen nicht salonfähigen Gegenständen umgeben, im Wohnzimmer saß, faßte sie geschwind die ganze Wirtschaft zusammen und warf sie zum Fenster hinaus, um dann den Besuch in aller Gemütsruhe zu empfangen. So verletzte sie nicht selten Geschmack und gute Sitte, und ein Freund der Grimms erzählt: „Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich das Wunderliche in ihrem Charakter eher ab-

stieß als anzog, erst später lernte ich das Treffliche recht erkennen und schätzen, indem sich darin meine Ansichten mit denen der Brüder Grimm begegneten und wir uns gegenseitig darauf aufmerksam machten." Zu dem Trefflichen gehörte auch ihre unendliche Herzenswärme und Güte, mit der sie weit über ihre Familie und ihren Bekanntenkreis hinaus ging, und für deren Betätigung sich in den langen Kriegszeiten Gelegenheit genug bot. Sie konnte kein Elend, kein Leiden sehen ohne nach Kräften, ja über die Kräfte hinaus helfen zu wollen. Auch dabei passierten drollige Geschichten, wie Grimms z. B. erzählten, daß der Herr Kriegsrat einst in Gala aus einer feierlichen Sitzung kommend auf ihr Geheiß einem weinenden Fleischerjungen seinen Karren bergan schieben mußte. Was sie selbst nicht geben konnte, das erbettelte sie von anderen. Sie nannte sich den Anwalt aller Nichtsnutze. Überlegte Barmherzigkeit, meinte sie, sei schon eigentlich keine mehr.

Reizend wußte sie die Geselligkeit in ihrem Hause zu gestalten. Große Gesellschaften mochte sie nicht, dafür wurde im kleinen Kreis musiziert, Theater gespielt, im Freien Kaffee getrunken und dergleichen. Einer ihrer Hausfreunde sah einmal wie die Hauskatze sich's abends in der warmen Ofenröhre bequem machte und rief lachend: „Hier bei Engelhards kommt sogar die Katze auf geniale Ideen." Gern führte Philippine ihrer Mutter alte Sprichwörter im Munde, z. B.: „Wenn's Mode ist, singt man Pumpernickel in der Kirche" oder „Man soll nichts verschwören, als sich die Nase abzubeißen" usw. Für eine feste, strenge Kinderzucht hatte sie freilich keinen Sinn und das gab zu mancher Meinungsverschiedenheit mit ihrem Manne Anlaß. Die Kinder hatten deshalb auch mehr Liebe zu ihr als Respekt. Sie gewährte ihnen eine Selbständigkeit, die ins Weite ging. Ganz und gar gab sie sich ihnen hin und bei ihrer reizenden Art, mit ihnen umzugehen, ihre Interessen zu teilen und sie in die ihrigen hineinzuziehen, erreichte sie es, daß die Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, mit wahrhaft schwärmerischer Liebe

an ihr hingen. Die Töchter erzog sie sehr häuslich und freute sich, wenn deren Näh- und Kochkünste gerühmt wurden. Dabei hatten sie doch viel Freuden und viel Freiheit im Verkehr mit Männern, wie das durch den Ton des Hauses und ihre eignen Natürlichkeit selbstverständlich war.

„Wie eine Glucke sitze ich in Haus und Garten mit meinen Küchlein," schreibt sie einmal, „mit denen ich spreche, singe und nähe."

Sanft nur ziehe der Kinder Herz und Willen,
Daß sie Freundin in der Mutter sehen.

Freilich stellte sich im spätern Leben heraus, daß Vater Engelhard doch nicht so unrecht gehabt hatte, wenn er immer wieder auf strengere Zucht drängte. Besonders das ideale Verhältnis von Mutter und Töchtern hörte auf, als sie älter wurden, als sich jede ihres eignen Willens, ihrer eignen Neigungen bewußt wurde und jede Persönlichkeit ihr Recht verlangte.

Luise

Als Nathusius die Familie kennen lernte, war der Friede fast noch gar nicht gestört, die beiden ältesten Söhne studierten, sonst waren die Küchlein noch alle beieinander. Unbeschreiblich wohl fühlte er sich sofort in dem bewegten Familienkreise, denn alles, was er bisher in seinem interessanten, erfolgreichen Leben erfahren und genossen, hatte bei ihm doch immer die eine große Lücke gelassen — den Mangel der wirklichen Heimat, die er so früh verloren, als er ganz jung ins Leben hinausgestoßen wurde. Jetzt auf einmal tat sie sich ihm noch im spätern Alter wieder auf, und die Erinnerung an seine Mutter, an sein Vaterhaus wurden ihm aufs neue lebendig. Zunächst schloß er sich besonders an die Hausfrau an. Von ihrer genialen Lebendigkeit fühlte er sich sympathisch berührt, auch sein Sinn für Humor mußte im Zusammenleben mit Frau Philippine zu seinem Rechte kommen. Ihre Dichtkunst zwar wußte er wahrscheinlich weniger zu schätzen, denn aus gedruckter und geschriebener Poesie machte er sich nie viel, wohl aber aus der Harmonie und Anmut im täglichen Leben.

Jeden Morgen, ehe er zur Arbeit, in den Trubel der Politik hinaus mußte, führte ihn sein Weg zuerst in die Küche zu seiner verehrten Hauswirtin, die er schon früh bei der Arbeit fand. Dann küßte er ihr zum Morgengruß die Hand, trotzdem sie sich wehrte: „Sie ist ja so rauh von der Arbeit.“ Aber er antwortete: „Gerade so war meiner Mutter Hand, und ich habe sie auch geküßt.“ Nächst der Mutter aber war es bald die blonde, achtzehnjährige Luise, welcher er damals auf der Treppe begegnet war, zu der er eine große Zuneigung faßte. Es war nicht nur die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, sondern auch ihr

früh ausgeprägter, besonderer Charakter, der ihn anzog. Mit einem großen natürlichen Verstande begabt, war sie im Gegensatz zu ihrer Mutter eine durchaus praktische Natur, die geborene Hausfrau. Nathusius liebte es, sie bei ihrer weiblichen Hand- und Hausarbeit zu beobachten, und allmählich wuchs sie ihm so ans Herz, daß er sich mit dem Gedanken trug, sie an Kindes Statt anzunehmen. Daß seine väterlichen Gefühle inzwischen schon eine ganz andere Färbung angenommen hatten, war ihm selbst noch nicht klar.

Daß der „fremde Schutzgeist", als welcher ihn Frau Philippine besingt, von seinem Überfluß der Familie mit Freuden die Sorgen erleichtern half, welche die vielen unversorgten Kinder, die Kriegszeiten, Engelhards beschränktes Gehalt und der Hausfrau Wohltätigkeitsdrang ihr bereiteten, war ihm ganz selbstverständlich, und wurde mit fröhlicher Dankbarkeit angenommen. Auch Ananas und andere seltene Früchte seines Gartens ließ er für sie kommen, so daß er von der ganzen Familie als ein rechter Segens- und Freudenspender angesehen wurde. Als sich Frau Philippine damals um einen Mieter für ihr Gartenhaus bemühte, mußte sie viele schwere Wege tun, um zu ihrem Ziel zu gelangen, und später, wenn ihr wieder irgendein Weg sauer wurde, pflegte sie zu sagen: „Ich will ihn doch nicht scheuen, wer weiß, was daraus entsteht, wie damals aus meinem Gang zu Schmerfelds." Denn diese hatten Nathusius das Gartenhaus empfohlen.

Als nun die Abschiedsstunde für Nathusius schlug, begleitete ihn ein Teil der Familie nach Göttingen, und er meldet nachher seine Ankunft zu Haus an Engelhard:

Verehrungswürdiger Freund!

Bei unsrer Trennung zu Göttingen war ich so vertieft und so gerührt, daß ich die Regenwolken am Himmel nicht bemerkte. Gleich hinter Göttingen kam ein starker Regen. Ich gerieth in Besorgniß, wie es Ihnen und Ihrer werthen Familie in dem

offenen Wagen ergehen würde. Schon war ich Willens, umzukehren, Ihnen nachzueilen, mein Bedienter sagte mir aber, daß Sie zu Göttingen einen zweyten Wagen genommen und sämtlich für den Regen geschützt wären.

Ich kam den Donnerstag Abend ganz glücklich, aber sehr ermüdet hier an. Zwey Nächte mußte ich fahren, weil ich einen Tag in Helmstädt in Geschäften zugebracht hatte. Bey meiner Zuhausekunft haben mich die Geschäfte auch gleich so überfallen, daß ich nicht so viel Zeit gewinnen konnte, Ihnen mit Muße zu schreiben. Nur mit wenigen Worten gebe ich Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer ganzen Familie meinen herzlichen Dank zu erkennen für alle die freundschaftlichen Begegnungen und für die väterlichen, mütterlichen und geschwisterlichen Gesinnungen, welche Sie mir so überzeugend und so herzlich bewiesen haben. Zeitlebens wird es mir im Andenken bleiben, und ich bitte sehr um die Fortdauer Ihrer allerseitigen Freundschaft und Liebe. Ich kann es nicht unterdrücken, zu jedermann zu sagen, daß ich keine edlere Familie kenne, als die Ihrige. Es ist nicht Schmeichelei, sondern Empfindung meines Herzens. Der Himmel erhalte Ihnen allerseits gesund! Vielleicht komme ich wieder in dem Kreise dieser edeln und auch glücklichen Familie. Ich behalte es mir übrigens vor, an Ihre Frau Gemahlin und Demoiselles Töchter, insonderheit an meine innigste Freundin, die verehrte Demoiselle Luise, recht bald zu schreiben. Heute nehmen Sie Alle meinen herzlichen Gruß und Kuß an. — Ihren lieben Sohn aus Göttingen hoffe ich bald bei mir zu sehen. Es würde mir viel Freude seyn, wenn auch mein guter Freund, Ihr ältester Herr Sohn, mir einen Besuch gäbe. Mit der größten Hochachtung und Wertschätzung bin ich ganz der Ihrige

Magdeburg, den 10. September 1808.

Nathusius.

Auf diesen Brief antworten die vier erwachsenen Engelhardschen Kinder, und ein jedes sucht seine Liebe und Anhänglichkeit an den fernen Freund auszusprechen. Karoline, die älteste, tut das mit viel Gefühl: „So viel Freude uns gestern Abend die duftende Frucht auch machte, so war der heutige Abend doch viel schöner durch Ihren Brief. Daß die Frucht in Ihrem Garten unter Ihrer Pflege reifte, gab ihrer Köstlichkeit einen höheren Wert für uns — gewiß hatte Ihre Hand sie berührt und jedes mußte sie berühren, einige viel mehr als einmal. Auch jedes der sie umgebenden Papierschnitzel sogar, weil Ihr Name auch diesen Wert gab. Wir waren durchaus vergnügt, denn Sie hatten unsrer gedacht. Aber Ihr Brief war mehr! Eine Blüte Ihres lieben Gemütes und erfüllte uns alle mit einer Freude, die Sie in unsrer Mitte unsichtbar hätten sehen müssen, um sie zu teilen. Eines wollte immer eher als das andre jedes Ihrer Worte vernehmen. Elise war ganz getröstet, die gestern Morgen sehr darüber klagte, daß ein Nachbarskind schadenfroh ihr sagte: „Nun, jetzt habt Ihr Euern Herrn Nathusius nicht mehr!" Überall wird nun fröhlich angekündigt: „Er hat uns aber doch geschrieben." Möge Ihnen doch unser Angedenken einen kleinen Teil der Freude machen wie uns das Ihrige. Lenchen sagte heute sehr weise: „Es ist gar nicht möglich, daß Herr Nathusius so oft an uns denkt, weil wir immer an ihn denken. Alles erinnert uns an ihn und unsrer sind so viele, die an ihn denken." Bleiben Sie gesund und heiter, dies ist der innigste Wunsch Ihrer Freundin Karoline."

Zuletzt kommt Luise, der Liebling, daran, dem die drei andern mit ihren Ergüssen viel zu wenig Raum gelassen haben. Und aus ganz anderer Tonart klingen diese kurzen Zeilen als die der Geschwister. Ob sie es selbst weiß, daß dies schon ein inniger Liebesbrief ist?

„Zum Beschluß kömmt auch an mich die Reihe, Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer gedenke. Wie oft dies geschieht, kann ich Ihnen nicht sagen. Die ersten Tage, die wir allein in unserm

Hause zubrachten, waren unaussprechlich lang. Magdeburg schien mir durch unermeßliche Räume von uns getrennt. Der Gedanke war recht traurig, doch Ihr lieber Brief erheiterte den getrübten Blick, der nun heller und getröstet die Entfernung richtiger mißt. Ich gedachte Ihrer zu jeder Stunde, der Nächte, die Sie auf der Reise zubrachten, sah Sie im Geist ankommen und begleitete Sie zu Ihren Blumen. Bruder Franz ist wohl schon bei Ihnen, wenn dies Blatt zu Ihnen kömmt, o wie viel wird er uns erzählen können, wenn er wieder kömmt. Sie geben uns die Hoffnung, daß Sie bald wieder kommen würden, sagen Sie mir, was heißt bald? damit ich ein Ziel meines Hoffens habe, und wenn der Tage und Wochen auch recht viel sind, kann ich sie doch zählen und nennen, mir däucht, das müßte viel besser sein wie die unbestimmte Zeit. Auch könnten manche bald nennen, was noch recht lange ist. Mir ist als müßte ich Ihnen noch so viel sagen und doch haben sie mir nur so viel bestimmt. Leben Sie wohl!

Luise."

Darauf folgt ein Brief des Vaters Engelhard, der nicht eben besonders Interessantes enthält, und zuletzt ein Schreiben von Philippine: „Sie können Wunder hervorbringen, mein lieber Freund! Dieser Engelhard, der meinen Eltern, die er dankbar liebte, gewöhnlich nur wenn ein Kind geboren war am Neujahrstage schrieb, und meinen Geschwistern, die er recht gern hat, noch seltner, weil er gern die Feder seines Berufs aus der Hand legte und dann nicht nach Schreiberey, die wir für ihn tun konnten, sich sehnte, dieser ergriff gestern geschwind und froh wieder ein Briefblatt für den Freund, der seine trauernde Seele erheiterte. Das vierfache Kleeblatt hat vereint eine Epistel an Sie aufgesetzt, und er wollte nicht zurückbleiben. Oh, dann muß auch die Mutterhand, der alle Morgen und Abend ein biederer Druck von der Freundeshand ward, etwas hinzufügen. Aber etwas aufmunterndes, wie so oft mündlich geschah, kann ich Ihnen diesmal nicht sagen, ver-

stimmt seit gestern Nachmittag durch teilnehmende Besuche im Hause einer Freundin, die dem eben verlorenen herrlichen Gatten Jammertöne der Verzweiflung nachsandte, und einer Schwägerin, die eben den einzigen Trost ihres sehr unglücklichen Lebens, ihre älteste Tochter, verloren hat.

O mächtiger Schutzgeist, beschirme doch in dieser gefährlichen Zeit den lieben Mann, der zum Glück der leidenden Menschheit das höchste Ziel erreichen müsse! Geben Sie uns ja oft Nachricht von der Erfüllung dieses Wunsches. Und wenn aufsteigende Wolken am politischen Himmel trüben Widerschein in Ihre Seele werfen sollten, so erfüllen Sie Ihr Versprechen, in unserm häuslichen Kreise Erheiterung zu suchen.

Philippine Engelhard."

Nathusius an Philippine:

Hochgeschätzte Freundin!

Zwey Briefe habe ich schon von Ihnen erhalten, und ich bin so undankbar, darauf so spät zu antworten. Desto öfter aber denke ich an Sie und erinnere mich an alle freundschaftlichen und mütterlichen Begegnungen von Ihnen. Die vielen Bemühungen, die Sie so freudig für mich übernahmen, erwähne ich nicht weiter. Sie taten alles aus mütterlicher Zuneigung und Freundschaft für mich. Ich fand mich so glücklich in Ihrem Hause, zufriedener als in einem eleganten Steinklumpen. Und welchen Vorteil habe ich aus Ihrem Hause? Mein Herz wurde bey Ihnen curiert. Beynahe melancholisch kam ich zu Ihnen. Durch so manche Ereignisse in den letzten 2 Jahren hatte ich allen Glauben an gute Menschen verloren. Ich entzog mich daher allem Umgang mit Menschen. In Ihrem Hause habe ich aber den Glauben, daß es gute Menschen giebt, wieder bekommen. Dies hat auch meine hiesige Lebensweise wieder geändert. Ich gehe wieder mit Menschen um und sage Jedem, daß ich in Ihrem Hause curiert bin. — Eben erinnert mich Ihr lieber Sohn Franz, daß ich aufhören muß zu schreiben, wenn

der Brief mit der heutigen Post fort soll. Ich möchte aber noch gerne an alle lieben Kinder schreiben. Es soll künftiger Post geschehen. An die gute Luise habe ich schon vor acht Tagen einen Brief angefangen und noch nicht vollendet. Mit nächster Post soll er aber auch abgehen. Es ist gut, daß Ihr Franz hier ist, der wird mich schon wegen manches entschuldigen. Nach Berlin soll ich reisen. Ich werde es aber ablehnen und lieber nach Cassel kommen. Zum Schluß meinen herzlichen Gruß an Ihren Herrn Gemahl, Ihren braven Sohn Wilhelm, der Demoiselle Caroline, das Hannchen, der guten Luise, dem Lenchen und der kleinen Elise, auch den August und den George nicht zu vergessen. Leben Sie alle recht vergnügt! Ich bin Ihr treuer Freund

Nathusius.

Mehr Briefe aus dieser Zeit waren nicht aufzutreiben, wie denn überhaupt Nathusius selten schrieb und von den wenigen Briefen wohl noch manche aus Diskretion vernichtet sind. Schwer war es damals, sich mitzuteilen, ohne die Politik zu berühren, und das Schicksals Steins, dessen Ächtung als preußischer Minister durch seine aufgefangenen Briefe veranlaßt wurde, machte einen tiefen Eindruck auf Nathusius, und hat seine Korrespondenz wesentlich beeinflußt. Dazu kam seine umfangreiche Tätigkeit, die ihm so wenig Zeit zu Privatbriefen ließ. „Weil ich beständig in Geschäften zerstreut bin, habe ich eine große Furcht vor dem Selbstschreiben.“ Später wurde ihm dieser Mangel in seinem Leben sehr leid: „Ich habe einen großen Fehler gemacht, daß ich mir das Selbstschreiben ganz abgewöhnt.“

Schon im Oktober kehrte er für einige Zeit auf Bülows Wunsch nach Kassel zurück. Doch wer weiß, ob er dem Drängen des Ministers gefolgt wäre, wenn nicht das Engelhardsche Haus, und vor allem Luise, ihn mit unwiderstehlichem Verlangen nach Kassel erfüllt hätten. Hier machte er Frau Philippine den Vorschlag, seinen Liebling an Kindes Statt anzu-

nehmen. Diese aber, wohl erfahren in Herzensangelegenheiten, ging frisch drauf los und fragte den Freund ganz offenherzig, warum er denn die Luise nicht lieber heiraten wolle? Da kam er zunächst mit vielen Bedenken und Zweifeln, ob seine Liebe auch Erwiderung finden würde, und ob er in seinen Jahren, seiner Vergangenheit und seinen Erfahrungen nach ihr wohl noch das geben könne, was sie bedürfe und was sie ihm wert sei. Philippine aber machte ihm Mut und überwand alle seine Skrupel und Bedenken, so daß die Verlobung gegen Weihnachten zustande kam, als Nathusius noch einmal nach Kassel zurückkehrte. Als das Eis einmal gebrochen, verwandelte sich der väterliche Freund schnell genug in einen feurigen, jugendlich lebhaften Liebhaber. Mit achtundvierzig Jahren, noch in voller Manneskraft stehend, überschüttete er das junge Mädchen mit all den Schätzen des Gemütes, die bisher im Drange des unruhigen Lebens noch nie zur rechten Entfaltung gekommen waren.

Die Familie feierte ein strahlendes Fest. Luise als Christengel gekleidet, verteilte nach allen Seiten hin die reichen Geschenke des Freundes, während seine glücklichen Augen an ihr hingen, und Mutter Philippine dem geliebten Schwiegersohn dichtete:

Das Christkind stellt sich hier persönlich
Mit Gaben ein,
Ist nicht unsichtbar wie gewöhnlich,
Hat Fleisch und Bein.
Ein edler Mann, der stets erfreuen
Und geben will,
Läßt durch Luisens Hand verstreuen
Genuß und Spiel.
Doch womit soll man ihn erfreuen,
Dem nichts gebricht?
Wie Göttern Weihrauch ihm zu streuen
Vertrüg er nicht!
Nie wollte diesem Geist genügen
Der Welt Genuß.

Drum lohnt ihn jetzt mit vollen Zügen
Sein Genius.
Nach mancher Täuschung, Sorg' und Schmerzen,
Du guter Mann!
Schmiegt sich zum Lohn dem schönen Herzen
Dies Christkind an.

Nach kurzem Brautstand wurde der Bund fürs Leben geschlossen. „Am 27. Februar 1809 ist meine Hochzeit gefeiert," schreibt Nathusius, „ich bin in Besitz einer Frau gekommen, die ich unaussprechlich liebe, die einen so vortrefflichen Charakter und Herzensgüte hat, daß sie nur beglücken kann. Morgen früh ist unsre Abreise nach Magdeburg."

Hier führte er sie in das altertümliche Giebelhaus am Breitenweg ein, wo alles nach damaligen Begriffen glänzend für sie hergerichtet war. Zur Hochzeit hatte er sie mit einem weißen Samtkleid geschmückt.

Im vollen Glück ehelicher Liebe verging das erste Jahr, und im Dezember schenkte Luise ihm einen Sohn, der ihn aufs tiefste beglückte. Er gab dem Ereignis zu Ehren Feste, als sei ein Prinz zur Welt gekommen. Aber in den neuen glänzenden Verhältnissen behielt die junge Frau ihr einfaches Wesen und die harmlosen Gewohnheiten der Kasseler Häuslichkeit bei, was bei den Magdeburger vornehmen Kaufmannsfrauen viel Kopfschütteln erregte, so, wenn sie mit ihrem kleinen Hermann auf dem Arm ohne Hut über die Straße lief, um ihn einer befreundeten Familie zu zeigen. Luise Kalisky, die Tochter eines Freundes von Nathusius, hat in ihren Jugenderinnerungen eine begeisterte Beschreibung der jungen Frau hinterlassen: „Blendend von Teint, sah man mit Wonne in ihre großen, sanften, blauen Augen, und den schönen Kopf umwallte eine Fülle blonder Locken. Diese Frau in ihrer Einfachheit und Reinheit blieb sich selbst und ihren Pflichten stets treu, trotz fürstlicher Verhältnisse, an sie knüpfen sich meine liebsten Erinnerungen, ich nannte sie später die Madonna

meiner Kindheit." Von manchen wurde ihre Schwester Johanne noch mehr bewundert, die interessant und lebhaften Geistes war. Aber an wahrer Lebensklugheit stand sie Luisen nach. Das „Hannchen" verheiratete sich bald mit dem Vetter Hillebrand, der dadurch noch fester an Nathusius und seine Familie geknüpft wurde.

Bald nach der Geburt des kleinen Hermann mußte Nathusius wieder nach Kassel. Überhaupt hat wohl die junge Frau früh erfahren, daß sie mit Nathusius keinem ruhigen Glück entgegenging. In Magdeburg durfte sie nicht festwachsen, denn bald führte ihr Gemahl sie in Verhältnisse hinein, die ihr noch viel fremder sein mußten, als es die Magdeburger waren.



Neuhaldenslebens Umgebung

Blick vom Bebertal auf Hundisburg

Althaldensleben

Unter den aufzuhebenden Klöstern, welche Nathusius auf Bülows Wunsch bereisen mußte, nachdem ihm der Antrag gemacht worden war, sie sämtlich zu übernehmen, hatte ihm Althaldensleben vor allem gefallen. Die Gegend war ihm von früher her bekannt. Oft hatten ihn schon Geschäfte in das Städtchen Neuhaldensleben, westlich der Elbe und etwa drei Meilen von Magdeburg entfernt gelegen, geführt, und das nahe Kloster Althaldensleben interessierte ihn schon damals. Es lag in einem Wiesental der hügeligen Gegend an dem kleinen Flüßchen Beber, das sich unterhalb des Ortes in die Ohre ergießt. Der Bach, welcher die Mühlen des Klosters trieb, mußte dem Manne der Industrie gefallen, ebenso dem Naturfreund die anmutige Lage des Ortes.

Jenseits der breiten Ohreniederung hat das fruchtbare Kornland ein Ende und beginnt die Colbitzer Heide, die sich bis zur Altmark hin erstreckt und zu der auch das königliche Jagdrevier Letzlingen gehört. So lag Althaldensleben zwischen Wald und Feld in der Mitte und besaß von beiden ein ansehnliches Territorium. Von dem Höhenzug, welcher seine Talsenkung begrenzte, schauten die stolzen Türme der Hundisburg, eines Alvenslebenschen Ritterguts, hernieder.

Viel historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Stück sächsisches Land, die bis in die sagenhafte Vorzeit hineinragen. Hünengräber liegen zerstreut in Wald und Feld und die ganze Gegend scheint voll alter Kultstätten gewesen zu sein. Ein Kranz starker Burgen krönte ehemals die Höhen um das Kloster, über dessen Gründung aber nichts Sicheres mehr bekannt ist. Von den Burgen bestand seit langem nur noch die Hundisburg, von ihren letzten Besitzern in ein stattliches Schloß ver-

wandelt. Mehrfache Kämpfe zwischen Welfen und Waiblingern spielten sich hier ab. Die „Hunoldisburg“ gehörte damals dem Erzstift Magdeburg, das zu den Waiblingen hielt, und wurde vergeblich von den Welfen belagert, die dafür die ganze Umgegend verwüsteten. Dagegen wurde „Neuhaldensleve“, ein fester Punkt der Welfen, nach vielen vergeblichen Versuchen vom Erzbischof erobert und geschleift. Zwischen beiden Festen sind, wie erzählt wird, zu ihrer Zeit Kaiser Rotbart und Herzog Heinrich der Löwe zu einer Zwiesprach zusammengekommen, und sollen später die Sachsenfürsten ihre Versammlung gehalten haben, um zum zweitenmal einen Bund gegen Kaiser Heinrichs IV. Bedrückungen zu schließen.

Um das Kloster sammelte sich allmählich ein Dorf, dessen Einwohner Wohnplätze und Äcker erhielten und dafür zu Diensten und Abgaben verpflichtet wurden. Als nun die ganze Gegend umher evangelisch geworden war, wurde im Westfälischen Frieden festgesetzt, daß das Kloster zur Hälfte evangelische und zur Hälfte katholische Nonnen aufnehmen sollte, welche dann abwechslungsweise aus ihrer Mitte eine Äbtissin zu wählen hatten. Zank und Streit blieb natürlich nicht aus, und im 18. Jahrhundert hatten die Katholiken die Evangelischen vollständig zurückgedrängt, trotz zahlreicher Eingaben an die Regierung, durch welche die Evangelischen wieder zu ihrem Rechte zu gelangen suchten. Friedrich der Große wußte diesen Streit klug für seine Kolonisationspläne zu verwerten. Als wieder einmal eine Beschwerde an die Regierung einlief, stellte er sich sehr erzürnt gegen die Katholiken, erließ ein heftiges Reskript an den Konvent des Klosters und verlangte die Wiedereinsetzung der evangelischen Nonnen. Als er den Konvent auf diese Weise eingeschüchtert hatte, versprach er dem Kloster ferner alles beim alten zu lassen, unter der Bedingung, daß es eine Anzahl Kolonisten in Althaldensleben aufnähme und ihnen Wohnstelle gäbe. So entstand auf der anderen Seite des Beberflüßchens, oberhalb des Klosters, die

Kolonie, und Althaldensleben wurde ein großes, aber sehr armes Dorf.

Der Zustand dieser Klöster vor ihrer endlichen Auflösung war derart, daß sie schließlich wie angefaulte Früchte leicht vom Baume fielen. Von ihrer ursprünglichen religiösen Bestimmung war kaum noch eine Spur vorhanden. Die Äbtissinnen herrschten wie kleine Königinnen, der Pflichten ihres Standes kaum noch eingedenk. Neid, Intrigen und Herrschsucht hatten in dem kleinen Staat reichlich Raum, sich zu entwickeln. Alle geistliche Zucht hatte aufgehört. Die kalten Gipsfußböden in den Zellen und das Singen der Hora in der Morgenfrühe waren noch ziemlich das einzige, was an die früheren religiösen Übungen und Kasteiungen der Nonnen erinnerte. Da sie statt der Öfen Kamine hatten, so hielten sie sich besondere Diener, „Pustejungen“ genannt, zum Anblasen des Feuers, und durch diese Diener ließen sie Brot, Bier und sonstige Lebensmittel, die ihnen im Überfluß geliefert wurden, verkaufen. Es wurden viel Lustpartien in die Umgegend gemacht und Liebschaften in der Nachbarschaft angeknüpft. In noch früheren Zeiten soll sogar ein unterirdischer Gang vom Kloster nach Hundisburg bestanden haben zur Erleichterung heimlicher Besuche.

Im Juni 1810 kam es zur Entscheidung, Nathusius erstand den großen Besitz. Der Schritt in ein neues Leben erregte ihn doch aufs tiefste. Er schrieb gleich darauf: „Althaldensleben ist nun mein, nach schwierigen Verhandlungen. Ich habe aber noch keine Freude darüber. 450 000 Frcs. denselben Tag auf ein Brett bezahlt, inclusive Vorschüsse.“ In jetziger Zeit erscheint der Preis lächerlich niedrig für ein so großes, wertvolles Gut, damals mußte man anders rechnen.

Die lebhafte Phantasie des neuen Gutsherrn hatte sich im Anfang ein ganz anderes Bild von dem neuen Leben auf dem Lande entworfen, als es sich nachher in Wirklichkeit gestaltete. Er dachte sich mit seinem jungen Glück und seiner Freude an der freien Natur in die Stille zurückzuziehen

und den Rest seines Lebens, nach so viel Unruhe, Arbeit und viel Widerwärtigkeit in Frieden zuzubringen. Die Landbewohner stellte er sich als gute und einfache Menschen vor, und es erschien ihm angenehm, unter ihnen weiter zu leben. Später pflegte er über das Verhältnis zu seinen Gutsleuten zu sagen: „Als ich herkam, habe ich alle Mauern einreißen lassen, jetzt muß ich sie wieder aufführen." Daß sein Friedens- und Ruhetraum sich nicht verwirklichte, lag aber nicht allein an seiner Unkenntnis des Landlebens, sondern vor allem an seiner eignen Natur, er konnte ohne vorwärtsdrängende, rastlose Tätigkeit nicht existieren.

Zunächst ging der getreue Freund und Schwager Hillebrand nach Althaldensleben, um nach dem Rechten zu sehen und den Einzug der neuen Gutsherrschaft vorzubereiten. Wie fast alle Klöster, war auch dieses im Viereck um einen inneren Hof gebaut, mit einem kleinen Glockenturm versehen. Als Kirche diente ein großer Saal, nur eine hölzerne, gewölbte Decke, blau gestrichen, mit goldenen Sternen besetzt, gab ihm den gottesdienstlichen Charakter. Ein zweiter Saal war für den evangelischen Gottesdienst bestimmt. Außerdem war noch eine halb unterirdische Kapelle vorhanden, in welcher ein Teil der Nonnen beigesetzt war. Diese Kapelle stieß an einen großen Raum zu ebener Erde, welcher sich sehr wohl zu einem Gartensaal eignete und später auch als solcher eingerichtet wurde. Das Gebäude enthielt außerdem noch eine Menge großer Räume, Säle, Vorratskammern und Böden, breite Treppen, lange Korridore und die vielen geräumigen Zellen der Nonnen, welche sich leicht zu behaglichen Zimmern einrichten ließen. Dicke Mauern bildeten überall tiefe Fensternischen, an architektonischem Schmuck aber fehlte es dem Kloster fast ganz. Mit der Front nach einem sehr stattlichen, weiten Wirtschaftshof gelegen, lehnte es sich mit der einen Seite gegen die Hügel, wie überhaupt das Terrain zwischen Althaldensleben und der Hundisburg mit dem nahen Walde

und dem Flüßchen wie geschaffen war zur Anlage eines Parkes.

Die Verbindung mit Magdeburg, noch ohne jede Chaussee, war bei dem schweren Boden selbst in der guten Jahreszeit nicht leicht — es hieß, daß Frachtfuhrleute einmal fünf Tage gebraucht hätten, um die drei bis vier Meilen zurückzulegen.

Schon die Briefe von Magdeburg aus an den Schwager Hillebrand geschrieben, kommen nicht von einem Mann, der sich behaglicher Ruhe hingeben will. Er nimmt alles selbst in die Hand, nach Junggesellengewohnheit, auch die häuslichen Einrichtungen. Seine Frau, welche ihr Söhnchen pflegt, soll sich nicht mit der Wirtschaft abmühen. Vorläufig bleibt sie noch in Magdeburg, bis alles für sie bereit ist. „Sagen Sie doch dem Herrn Administrator, daß er schon immer Pläne machen möchte, die Wirtschaft zu verbessern. Sagen Sie demselben auch, daß ich von seiner Rechtschaffenheit überzeugt wäre und daher erwartete, daß unterdessen alles in guter Ordnung gehen würde. Ich werde einen Bauverständigen mitbringen, um gleich eine Branntweinbrennerei anlegen zu lassen. Auch will ich gleich in der Küche den Herd anders einrichten, auch einige Zimmer gleich renovieren lassen. Schon darum sähe ich gerne, wenn Sie dort blieben und Ihre Ratschläge dazu geben. An Handwerksleuten, als Maurer, Tischler usw. wird es wohl nicht fehlen. Auch werden wohl Baumaterialien vorrätig sein. Der Weg über Ebendorf soll sehr schlecht sein, wir wollen über Barleben fahren. Schicken Sie uns Pferde nach Barleben entgegen. Sagen Sie mir durch diesen Boten, ob es nicht gut wäre, wenn ich die Köchin gleich hinausschickte nebst Tischgeschirr und dergl. Was finden Sie sonst noch nötig, herauszuschicken?“

Charakteristisch ist es, wie er die größte Furcht davor hat, als feudaler Gutsbesitzer aufzutreten: „Werter Herr Bruder, Ihr heute erhaltener Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich überschicke hierbei die Köchin, verschiedene Sachen und

Consumtibilien, worunter auch ein Anker von dem aus Bordeaux erhaltenen Weine. Lassen Sie auf Morgen Mittag anrichten und bitten den Herrn Prediger, auch die katholischen Geistlichen, zu Tische. — Daß mir die Einwohner von Althaldensleben mit Vergnügen erwarten, macht mir zwar Freude, aber in der größten Verlegenheit würde es mir gesetzt haben, auf eine solche auffallende Art empfangen zu werden. Dies paßt gar nicht. Diese guten Leute sind Untertanen vom König, aber nicht von mir. Sorgen Sie also ja dafür, daß nicht so was vorgenommen wird, was wider den Geist der jetzigen Verfassung und Regierung ist. Ersuchen Sie den Herrn Prediger Günther, daß Er dieß verhindert. Es waren gestern ein paar gute Männer von dort hier, denen habe ich auch dies Alles gesagt, habe ihnen aber doch auf ihr Wünschen nachgelassen, daß mir Zwei, Drei oder Vier entgegen (kommen) oder bewillkommen könnten. Diese Zwei, Drei oder Vier will ich dann zu Mittage zu Tisch behalten. Sagen Sie nur den Leuten, wenn ich erst mit meiner Frau herüberziehe, welches bei gutem Wetter in vierzehn Tagen geschehen kann, dann wollte ich allen Einwohnern des Dorfes ein Fest geben.

Morgen früh reise ich mit dem Herrn p. Voigtel (dem Direktor des Elbdepartements), dessen Sekretair und Baumeister Goeter ab und nehme den Weg über Barleben. Fleisch bringt die Köchin nicht mit, weil Sie schreiben, daß es dort an nichts fehlt. Es kann wohl ein fetter Hammel gleich geschlachtet werden. Kuchen wird wohl in Neuhaldensleben zu bekommen sein. Mündlich habe ich Ihnen recht viel zu sagen. Ich bin Ihr getreuer Freund und Schwager Nathusius."

Die ersten Produkte des neuen Eigentums in Gestalt des fetten Hammels machen ihm nun schon Freude, und trotzdem er nur liberaler Bürger auch im neuen Lebenszustand bleiben will, wurde er später — ohne es zu beabsichtigen — ein absoluter kleiner König auf seinem Grund und Boden, gerade das, wovon er im Anfang durchaus nichts wissen wollte. Als nun der

Einzug mit seiner Frau und dem kleinen Hermann geschah, mußte er sich doch einen feierlichen Empfang der Althaldensleber gefallen lassen. Die Häuser waren mit Grün und Kränzen geschmückt und das versprochene Fest fand unter den großen Eichen vor dem Dorfe statt. Eine Schwester von Frau Nathusius und der junge Maire des Ortes machten die Wirte, und es wurde tüchtig Bier getrunken, gegessen und getanzt.

Zunächst waren es nun die schlechten Zustände der Klosterwirtschaft, gegen welche Nathusius zu Felde ziehen mußte. Es drängte ihn, Besseres und Neues an die Stelle der verrotteten alten Zustände zu setzen. Das patriarchalische Verhältnis, in dem das Kloster früher zu der Dorfgemeinde, seinen sogenannten Untertanen, gestanden, hatte allgemach aufgehört, ohne daß sich ein neuer Rechtszustand gebildet hatte. Bei der allgemeinen Vernachlässigung durch die Klosterverwaltung hatten sich die Leute, was die Gefälle und Dienste betraf, allmählich stillschweigend eine Menge Rechte angemaßt, die ihnen nicht zukamen. Die Folge davon war, daß sie in beständigen Prozessen mit dem Kloster lagen. Diese Angelegenheiten allmählich zu ordnen, erforderte viel Arbeit. Vor allem lag ihm aber daran, die große Land- und Forstwirtschaft auf einen anderen Fuß zu bringen. Was ihm da an Erfahrung und praktischer Einsicht fehlte, mußte erst erworben werden. Scharfsinn und gesunder Menschenverstand halfen ihm dazu. Auch hatte er schon von allem, was zur Kunde der Landwirtschaft gehörte, wenigstens die allgemeinen Grundsätze im Kopf, seine Erfahrungen als Gärtner kamen ihm dabei zugute. Die Forsten waren zu Zeiten der Klosterwirtschaft nach und nach abgeholzt, und statt neue Kulturen anzulegen, hatte man sie sich selbst überlassen. Blößen und ein kränkelnder Wurzelausschlag fanden sich an Stelle der vormals kräftigen Bestände. Der Viehstand war so heruntergekommen, daß die einzelnen Felder nur alle neun Jahre einmal Dünger erhalten konnten. Ihren Zustand kann man sich danach denken.

Nathusius führte eine bessere Administration ein und es wurde baldigst ein Stall für zwanzig Mastochsen gebaut, auch eine Schweinemästerei eingerichtet.

Dann legte er sofort eine Branntweinbrennerei mit Benutzung von Kartoffeln an. Bisher hatte man im Magdeburgischen nur Kornbranntwein gekannt, und Nathusius hatte anfangs ein großes Vorurteil gegen den Kartoffelspiritus zu bekämpfen, das sich erst nach und nach verlor. Dann verbreitete sich die Kartoffelbrennerei schnell in der Gegend, besonders als man später die Dampfapparate kennen lernte, welche ebenfalls erst durch Nathusius eingeführt wurden. Eine Brauerei hatte bisher schon im kleinen für den Privatgebrauch des Klosters bestanden, sie wurde nun bedeutend vergrößert, und die Abfälle von Brennerei und Brauerei kamen dem Viehstand zugute. So wurde er durch die noch so neue Verbindung von Industrie und Landwirtschaft zum Pfadfinder für die dadurch nachher so berühmt gewordene Magdeburger Gegend.

Da ihm für seine Tätigkeit immer England ein Vorbild war, versuchte er in der Brauerei auch Porter herzustellen, nachdem er sich die dazu nötigen Kenntnisse zusammengelesen hatte. Es gelang ihm, und der Porter fand um so mehr Beifall, als es damals in Norddeutschland noch sehr wenig gutes Bier gab. Die Asche, welche bei der Feuerung der beiden Gewerbe entstand, führte ihn, und zwar auch noch in demselben Jahre, dazu, eine Pottaschensiederei anzulegen. Da er nun einmal in Althaldensleben Hand ans Werk gelegt hatte, wurde er schnell von einem Unternehmen zum anderen geführt, und statt der erträumten Beschaulichkeit geriet er nach und nach in eine Tätigkeit, gegen die seine bisherige Vergangenheit ein Zustand der Ruhe genannt werden konnte. Sein Mut und seine Unternehmungslust in jenen Jahren ist um so bewundernswerter, als man nicht vergessen darf, daß bis nach den Befreiungskriegen Althaldensleben, die später erworbenen Güter und die Magdeburger Häuser fast nie frei von Einquartierung waren,

welche mit all ihren Lasten und Störungen ertragen werden mußte.

Seiner Gartenliebhaberei folgend, begann Nathusius sofort Anlagen zu machen. Die Nonnen hatten nur einen ummauerten Küchengarten gehabt, und um einen Park zu schaffen, mußte er den fremden Grund und Boden und die einzelnen Häuschen erst kaufen, welche in der Nähe des Klosters überall zerstreut lagen. Die Besitzer gaben alles willig her, nur ein altes, verfallenes Häuschen hat ihm hartnäckig widerstanden, die bejahrte Frau, welche es bewohnte, wollte sich durchaus nicht davon trennen. So hat das Häuschen noch lange zwischen den Anlagen gestanden und erst um einen hohen Preis hat er es erworben und abbrechen lassen. Eine Art Sumpf, von der Beber gebildet, ganz nah beim Kloster gelegen, wurde zum Teiche ausgehoben, der mit einem von Bäumen bepflanzten Inselchen dem Garten zur Zierde und einer Mühle zum Wasserreservoir diente. Der Wiesengrund, die benachbarten Höhen, auf denen die sagenhafte Burg Haldensleben gestanden hatte, der tiefe ehemalige Burggraben gaben mit der Zeit einen in der ganzen Gegend berühmten, großen Park, der sich allmählich immer weiter ausdehnte und für den die malerische Hundisburg auf ihrer steilen Höhe einen schönen Hintergrund abgab. Ein Teil des Wiesengrundes aber wurde zunächst als Tabaksplantage angelegt, und der Tabak, der Begründer von Nathusius' Glück, gleichsam aus Dankbarkeit königlich gepflegt. Ja, er sandte seinen Gärtner eigens nach Ammersfort in Holland, wo von alten Zeiten her die berühmteste Tabakskultur bestand. Dieser brachte Samen mit und hatte die mühsame und sorgfältige holländische Kulturweise gründlich studiert. Es sind auf diese Weise in Althaldensleben Blätter erzeugt, die nicht nur zwei Magdeburger Ellen Länge und eine Elle Breite hatten, sondern es auch zu der Schwere und Öligkeit brachten, die ihnen den eigentlichen Wert verleiht. Zu dem Tabak kamen dann noch andere Plantagen von Handels-

gewächsen, Hopfen, Krapp, Waid, Karden und dergleichen, die alle im großen angebaut wurden. Angesichts der Kontinentalsperre wurden auch viele Versuche gemacht mit Pflanzen, welche die ausländischen Waren und Gewürze, besonders auch den Kaffee ersetzen sollten.

Während Nathusius voll großer Schaffensfreudigkeit auf seinem neuen Eigentum weiter arbeitete, bereitete ihm das Verhältnis zu den ehemaligen Insassen des Klosters und der katholischen Geistlichen viel Schwierigkeiten und manches Ärgernis. Das große Inventar der Hauswirtschaft scheint ihm, gemäß dem Kaufkontrakt, ohne Anstand überliefert worden zu sein. Viel Silberzeug und Tafeltücher, in welche das Leiden Christi eingewebt war, haben sich noch auf Nathusius' Enkel vererbt. Allein für den Gebrauch des Klostergasthofs waren 760 Stück Servietten vorhanden, aber nur 84 Handtücher, und es wird danach wohl mit der Verpflegung besser bestellt gewesen sein als mit der Reinlichkeit. Auch die alten Bildnisse der früheren Äbtissinnen gingen in seinen Besitz über. Die Nonnen, meist ganz ungebildete Mädchen, hatte der Staat pensioniert, sie mußten das Kloster verlassen und waren gar nicht unzufrieden mit ihrem Lose. Da schon seit längerer Zeit keine neuen Nonnen mehr eingekleidet werden durften, so waren es alte Jüngferchen, welche nur beklagten, daß die Auflösung des Klosters nicht früher gekommen war, so daß sie noch beizeiten hätten heiraten können. Schon im voraus hatten sie sich weltliche Kleidung machen lassen und gefielen sich nun ausnehmend darin. Eine von ihnen war ganz und gar dem Trunke ergeben. Sie schmeichelten alle der neuen Gutsherrschaft und verlästerten sich untereinander. Nathusius beschenkte sie alle und mußte froh sein, als er sie los geworden war. Die meisten zogen ins Münsterländische, ihre Heimat, und fast alle sind bald gestorben, wohl in der Folge der veränderten Lebensweise und Kleidung. Eine von ihnen, Schwester Franziska, eine resolute und spekulative Person, legte sich auf den Leinen-

handel, und kam jedes Jahr aus Bielefeld mit einem feinen Gedeck, das sie ohne weiteres in Althaldensleben zurückließ und das Nathusius dann nolens volens bezahlen mußte. Eine Laienschwester, die „alte Stumpfen“, behielt er im Haus, und sie hat noch manches Jahr seine Kinder großziehen helfen. Sie war aus Lothringen gebürtig und die Witwe eines Kammermusikus vom Hofe eines mediatisierten Fürsten. Vor der französischen Revolution flüchtend, hatte sie im Kloster Zuflucht gefunden.

Die Geistlichen beider Konfessionen hatten das Recht behalten, in Nathusius' Hause wohnen zu bleiben. An Platz mangelte es nicht, es war dies doch aber eine große Unbequemlichkeit für den Besitzer. Die Äbtissin, eine alte Dame, die schon einmal der Schlag gerührt hatte, erhielt von ihm in gewohnter Großmut Wohnung und anständige Verpflegung auf einem Vorwerke des Gutes, wozu er gar nicht verpflichtet war, es geschah, weil sie von der Regierung nur eine sehr geringe Pension bekam. Sehr entrüstet war er natürlich, als man ihn bei der geistlichen Behörde verklagte, er habe seine Versprechungen in bezug auf die alte Dame nicht gehalten. Energisch wies er die Anklagen zurück. Wie bereits erwähnt, behielten beide Konfessionen das Recht, ihre Gottesdienste im Kloster abzuhalten. Zwar fehlte es zunächst nicht an Raum dazu, aber es gab doch die Gelegenheit zu mancherlei Unzuträglichkeiten und Übergriffen. So war im August 1811, als Nathusius gerade von Althaldensleben abwesend war, eine der letzten alten Nonnen gestorben, und der katholische Pfarrer Hoftoyte hatte sie in der Grabkapelle, in welcher seit drei Jahren niemand mehr begraben war, heimlich beisetzen lassen. Dies war um so unglaublicher, als über und neben der Kapelle bewohnbare Räume lagen, besonders der Saal, von welchem aus man bequem in die neuen Anlagen gelangen konnte. Nathusius' Zorn war berechtigt und begreiflich. Er wandte sich sofort an die Behörden und verlangte, daß die Leiche wieder ausgegraben und

auf dem Kirchhof beigesetzt würde. Da nun aber über die Verhandlungen einige Zeit verging, so verzichtete er schließlich auf die Überführung der Leiche, verlangte jedoch die Herausgabe der Kapelle. Lange, von Nathusius' Seite mit Erbitterung, von Hoftoyte mit Klugheit und Zähigkeit geführte Verhandlungen knüpften sich hieran. Zunächst wandten sich beide Teile an den Unterpräfekten des Bezirks, Herrn von Frohreich. Hoftoyte erklärte, die Kapelle sei ihm unentbehrlich für die Gottesdienste, da der katholische Kirchensaal nur durch eine dünne Mauer von den Evangelischen getrennt sei und die Katholiken zuzeiten durch den Gesang der letzteren sehr gestört würden. Zwar sei im Kaufkontrakt die Kapelle nicht erwähnt, aber Herr Nathusius habe ausdrücklich versprochen, ihm dieselbe zu überlassen. Nathusius dagegen berief sich darauf, daß er dem P. Hoftoyte bereits früher einen andern Raum neben dem Kirchensaal als Kapelle angeboten habe, was dieser auch angenommen und nun doch auf seinem Recht an die alte Kapelle bestehe. Als der Unterpräfekt hierauf anordnete, daß die Geistlichen die alte Kapelle räumen und sie Herrn Nathusius übergeben sollten, wandte sich Hoftoyte nach Kassel an Herrn von Sudenau, den Almosenier und Generalkommissarius für die Angelegenheiten der katholischen Kirche des Königreichs. Dieser war ein einflußreicher Mann, der mit Nathusius wohlbekannt war, und von ihm mannigfache Aufmerksamkeiten erfahren hatte. Aber er stellte sich, wie zu erwarten, auf die Seite der Geistlichen. Nach vielen und gewiß berechtigten Klagen über den Undank und die Übergriffe der Geistlichen, welchen er Wohnung in seinem Hause gegeben habe und welche doch sich durchaus nicht in die neuen Verhältnisse fügen wollten, schließt Nathusius seinen Brief an Sudenau: „Alle diese Umstände führen mich zur Idee, die genauen Verhältnisse meines Gutes mit dem Kultus womöglich, sei es auch mit vielen Kosten, aufzuheben und eine neue Kirche zu bauen.“

Nun schlug Gudenau als Vermittler den Pfarrer zu Huisburg bei Halberstadt, Herrn von Eß vor, der kürzlich fürstbischöflicher Kommissarius und als solcher Hoftoptes Vorgesetzter geworden war: „Mit Vergnügen nehme ich den Vorschlag wegen Herr von Eß an," antwortete Nathusius, „und habe denselben zu mir eingeladen, werde ihm auch meine Equipage entgegensenden. Ich hoffe zuversichtlich, daß die mündliche Konferenz mit diesem Manne, dem Sie ein so vorzügliches Zeugnis beilegen, eine völlige Ausgleichung zur Folge haben wird, wobei ich Kosten und Bauten nicht scheuen werde, um meine Achtung gegen den katholischen Kultus an den Tag zu legen."

Der Besuch des Herrn von Eß hatte den erwünschten Erfolg, wie es den Katholiken denn auch nicht wohl möglich war, Nathusius großmütiges Anerbieten abzulehnen. Die Kapelle wurde ihm im neuen Jahre übergeben, nachdem er den Geistlichen ihre Benutzung noch für die Weihnachtsfeierlichkeiten gestattet hatte. Eine neue Simultankirche wurde gebaut, ebenso Pfarrwohnungen für beide Konfessionen und „neue, anständige und geräumige Kirchhöfe" angelegt, an Stelle der alten, polizeiwidrigen Begräbnisstellen. Und dies alles von einem Manne, der selber ganz unkirchlich war, aber die religiösen Bedürfnisse anderer stets zu ehren und zu achten wußte. Freilich hatte er damit endlich auch erreicht, Herr im eignen Hause zu sein. Man hat später nie wieder von Differenzen mit der Geistlichkeit gehört.

In demselben Sommer 1811 brachte Frau Nathusius ihrer Gesundheit und besserer Pflege wegen fast drei Monate im Magdeburger Hause zu, wo Anfangs September ein Töchterlein geboren wurde. Während dieser Trennung waren Nathusius' Gedanken beständig in zärtlicher Sorgfalt mit seiner Frau beschäftigt. Aus der Ferne ist er um jede Kleinigkeit besorgt: „Richte den Haushalt ganz ein wie du willst, aber mach dir nicht zu viel mit der Wäsche zutun." Er schickt der Frau auf

ihren Wunsch sein Bild und allerlei aus der Althaldensleber Wirtschaft — Obst, Gemüse: „und auch ein Töpfchen Butter zum Morgenbrot.“ Er erinnert daran, daß „ja die kleine Treppentür immer zugemacht wird, damit der Hermann nicht herunterfällt.“ Nie vergißt er dem Kleinen Küsse zu senden und sich zu unterschreiben

Ewig der Deinige.

Am 29. September kann er ihr endlich nach der langen Trennung die Pferde zur Abholung schicken, ermahnt sie aber noch, daß sie sich ja nicht selbst mit dem Einpacken bemühen soll.

Hundisburg

An dieser Stelle muß Mutter Philippine Engelhard auch wieder einmal zu Worte kommen, die bis an ihr Ende fast jeden Sommer eine Zeitlang bei ihren Kindern weilte.

Zum Abschied an ihren lieben Schwiegersohn Nathusius

Althaldensleben im Juli 1811

So schwer als ein zu Glücklicher vom Leben
Scheid' ich, da mich der Abschied ruft.
Wo bald der Wälder Schauer mich umgeben
Und bald der Blumengärten Schmelz und Duft.
Hier, wo kein Name der Botanik fehlt,
Mit der umsonst sich mein Gedächtnis quält;
Daß, wenn das Schönste auch sich öffnet oder schließt,
Es mir ein namenloser Liebling ist.
Hier ist, was wechselnd Gärtnerfleiß erfand,
Was mutige Entdeckung uns gesandt;
Durch sie blüht auch in rosenroter Pracht
Die Pflanze, die dich reich und weit berühmt gemacht.
Der schöne Strauch, deß' Duft zum Weltmeer säuselt,
Wenn her vom Land der Wind die Wellen kräuselt.
Die Wunderstaude, die nur eine Nacht
Durch Glanz und Duft den Kenner glücklich macht.
Es stehn in Purpurglanz Granatenbäume da
Und ein fast gleicher Baum, den ich noch niemals sah.
Voll blüht die Myrte hier, Zypresse schwankt wie Fichte,
Und der Orangenbaum vereinet Blüt' und Früchte.
Die Pompelmuse und die goldene Zitrone —
Wie mancher Baum blüht hier von Südens heißer Zone.
In ihren Wipfeln hausen Papageien,
Die, schön von Federn, häßlich scheltend schreien.
Und lädt zum größern Saal des Hauses Kühlung ein,
So sehn wir, was in Sand und Wasser dräut,
Und manch' Naturgeheimnis, das die Kunst uns beut.
So vieles, das des Menschen Sinn erfand,
Und bunte Vögel aus Kolumbens Land. —

Im Hof und auf der Flur verschafft dein mächtig „werde"
So manches Hauptbedürfnis unsrer Erde.
Es brennt und kocht und formt da jedes Element,
Was frei dem Landmann wächst — was nur der Forscher kennt.
Und Tausenden verschafft dies Wirken Brot,
Wenn ihre Hand sich treu zur Hilfe bot.
Im innern Klosterhof, genährt von Frucht und Klee —
Hebt der gekrönte Hirsch sein Haupt stolz in die Höh'.
Und um die Mutter hüpft Hirschkalb und muntres Reh.
Wie um den Boulingrin, den Baum und Blum' umringt,
Die blanken Rinder gehn, manch' seltnes Füllen springt.
Es prangt der welsche Hahn bei niedrigem Gefieder,
Wo silberfarben auch das stille Perlhuhn schwirrt.
Im Garten weiß und bunt der Pfau durch Blumen irrt;
Es fliegt der Tauben Schwarm vom runden Turm hernieder,
Das feingelockte Schaf und die geringern Brüder
Ziehn zierlich käuend her — im Hain, an manchem Teich,
Durch Pflug und Hegung bald an Wald und Fischen reich.
Daß der Besitzer, der mit Wunderkraft
Jeden zu fremd- und eignem Nutzen schafft,
Seitdem durch Englands List kein Schiff mehr für ihn rollt,
Und er dem Ausland nicht Produkte zollt —
Daß *dieser* Mann mich sanft als Mutter liebt,
Scheint oft ein Traum, den leichter Schlummer gibt.
Doch jetzt hab' ich die Tochter froh erblickt,
Die hold sein Knäbchen an den Busen drückt,
Der nur für ihn sich hebt in stiller Glut,
Wenn lächelnd sie an seinem Herzen ruht.
Oh, daß der Zeiten Wechsel, der uns beugte,
Uns dunkle, steile Dornenwege zeigte,
Dich, Edlen, wunderbar uns zugeführt,
Das dank' ich oft dem Schicksal tief gerührt!
Der Baum, der sich dem Weinstock zugesellt,
Die Reben hoch mit starkem Arme hält,
Dem gleich' ich dich, der an die Brust uns drückt.
Oh, lebe lang und lebe hoch beglückt!

In solcher Weise besingt die Mutter das Althaldensleber Paradies, sogar der „niedern Brüder," d. h. der Schweineherde, wird in zarter Wendung freundlich gedacht. Wiewohl

ihr Lied stammelnd und überschwenglich lautet, ihre Kenntnisse der Landwirtschaft, der Zoologie und dergleichen etwas schwach sind, hat ihr lebhafter Geist doch ein Verständnis für den Mann und sein Werk, beider Seelen berühren sich sympathisch. „Die Naturgeheimnisse", die „bunten Vögel aus Kolumbiens Land im großen Saal" beziehen sich auf ein Naturalienkabinett mit ausgestopften Tieren, anatomischen Präparaten in Spiritus, Mineralien usw., das Nathusius kürzlich erworben hatte. Es waren die Sammlungen eines Grafen Matuschka in Schlesien, und ersetzten solche private Besitztümer damals noch die staatlichen Museen. Nathusius hatte sie nicht nur zu eignem Vergnügen und zur spätern Belehrung seines Sohnes angeschafft, sondern vor allem in der Idee naturwissenschaftliche Kenntnisse in weitern Kreisen zu verbreiten. Sie wurden jedermann gezeigt, der ein Interesse dafür hatte.

Als Frau Philippine im nächsten Sommer wiederkehrte, war Althaldensleben dem Schwiegersohn schon wieder zu eng geworden. Sie fand die Familie im alten Hundisburger Schlosse eingerichtet, für sie ein neuer Anlaß zur Begeisterung, aber für die Tochter, die ihrer Natur nach für einfache Verhältnisse geschaffen schien und die sich eben in den weiten Klosterräumen einzuleben begann, gewiß keine kleine Aufgabe.

Noch im Jahre 1811 hatte Nathusius aus dem Bankerott des letzten Besitzers das Nachbargut Hundisburg mit seinem fürstlichen Schlosse gekauft.

Nach dem Aussterben des alten Geschlechts der ursprünglichen Besitzer war die Hundisburg an die Familie von Alvensleben gefallen und der Mittelpunkt ihrer großen und weiten Besitzungen geworden. Bei dem Tode des vorletzten Hundisburger Alvensleben Johann Friedrich, im Jahre 1728, läuteten ihn die Glocken von zweiundsiebzig Dörfern der Umgegend zu Grabe, welche ihm alle dienstpflichtig und zinsbar waren. Er war ein hervorragender Mann, wissenschaftlich

gebildet, kunst- und prachtliebend. Die alte Burg ließ er niederreißen und durch einen italienischen Baumeister das neue mächtige Schloß im Stil der italienischen Spätrenaissance aufführen. Man sagte, daß Johann Friedrich nach der Vollendung des Baues die sämtlichen Rechnungen darüber in den Kamin geworfen habe, damit niemand erführe, wieviel es ihn gekostet. An den beiden Flügeln ragten zwei Türme auf, einer derselben noch auf den Resten der alten Burg erbaut, die beiden Flügel und der Mittelbau waren in italienischer Weise durch Arkaden verbunden und enthielten einen großen Saal und weite Zimmer mit Stuck, Deckengemälden und Parkettböden ausgestattet. Der Saal, welcher das ganze Mittelgebäude einnahm und zu dem eine breite, vornehme Doppeltreppe hinaufführte, mochte zu der Zeit wenig seinesgleichen im Besitz eines Privatmanns haben. Die Stufen der Treppe waren so breit und flach, daß später die Nathusiusschen Söhne mit aller Bequemlichkeit auf ihren Ponys heraufritten. Eine Sammlung von Gemälden, von Gipsabgüssen der antiken Meisterwerke in Florenz und eine schätzbare Bibliothek von 3500 Bänden waren im Innern des Schlosses aufgestellt. Letztere wurden beim Abzug der Familie auf Leiterwagen fortgeschafft und ist zum Teil auf der Landstraße verloren, zum Teil anderweitig verschollen. Gemälde und Gipsabgüsse behielt Nathusius. Vor dem Hause war eine großartige Gartenanlage, ebenfalls im italienischen, kunstreichen Stil. In der alten Glanzzeit sprangen Fontänen zwischen den Beeten, obwohl das ganze Wasser für den Schloßgebrauch nur mit Hilfe eines Pumpwerkes, von Pferden getrieben, den Berg hinaufgeschafft werden konnte. Künstliche Hügel waren aufgeführt und prächtige Linden- und Kastanienalleen zogen sich durch den Park. Der alte Schloßgraben war in die Anlagen mit hineinbezogen, und das Tor, welches in der alten Mauer den Ausgang zum Felde abschloß, war von geschmiedetem Eisen in Paris gearbeitet. Der Bauer, welcher dies Tor mit seinem

eignen Gespann von Paris abholte, erhielt dadurch Befreiung von allen Diensten und Abgaben.

Solch fürstlichen Aufwand konnte Johann Friedrich noch treiben, aber seine finanziellen Kräfte waren doch bei seinem Tode tief erschöpft. Seine Söhne verlosten die Güter unter sich, derjenige, welchem die Hundisburg zufiel, setzte den großartigen Aufwand seines Vaters auf eine minder edle Weise fort, und 1796 teilten seine Nachkommen, zwei Brüder, das Gut. Am 13. November 1811 kam es zur Versteigerung. Die Forsten waren zum Teil abgeholzt, die schöne Eichwaldung, der Grävig genannt — der Sage nach ein „Hain Wodans" verkauft. Sogar das Silbergeschirr und die Möbel waren zu Gelde gemacht oder versetzt, so daß die prächtigen Gemächer nur noch Gartenbänke enthielten. Was an Geld irgendwie aufgenommen werden konnte, war aufgenommen, und da Nathusius einer der Hauptgläubiger war, so verstand es sich für ihn eigentlich von selbst, daß er Hundisburg erwarb und mit Althaldensleben zu einem Besitz vereinigte.

Im Sommer 1812 zog er mit seiner Familie hinauf. Luise Kalisky, dieselbe, welche Frau Nathusius so schwärmerisch verehrte, schreibt in ihren Jugenderinnerungen: „Genau erinnere ich mich des trüben Herbsttages 1811, wo wir in einer Viertelstunde von Althaldensleben aus herüberfuhren und Madam Nathusius Hundisburg zuerst sah. Die Wege des Parkes waren mit Gras überwuchert, und die Rehe und Hirsche weideten bis dicht vor den Türen der großartigen Salons, was uns so entzückte, daß wir Hundisburg gleich liebten. Auch hat es seinen poetischen Zauber für uns nie verloren, während es eine Quelle des Unbehagens für die liebe Nathusius blieb, denn in diesem Schlosse konnte die von ihr so geliebte Einfachheit nicht beibehalten werden. Diese Räume erforderten einen fürstlichen Zuschnitt des ganzen Haushalts."

Es war diejenige Periode in Nathusius' Dasein, da sich sein Leben am reichsten und ganz aus dem Vollen gestaltete. Unechter

Prunk, Protzentum war ihm stets zuwider, aber Wohnung und Haushalt wurden doch jetzt den Verhältnissen entsprechend eingerichtet und seiner Neigung zu reicher, großartiger Gastfreundschaft Genüge getan. Er hielt sich einen Postzug, engagierte einen Koch mit der dazugehörigen Dienerschaft, und seine Frau mußte wohl oder übel ihrer Stellung gemäß repräsentieren lernen. In Liebe und völliger Hingabe an ihn löste sie diese Aufgabe doch in ihrer ganz eignen Weise. Ihr ganz ungewöhnlicher Verstand entwickelte sich immer weiter im Zusammenleben mit Nathusius und im Verkehr mit vielen interessanten und bedeutenden Menschen. Nüchtern, ja herbe und streng im Urteil, behielt sie doch immer eine große Anmut und Güte, eine ruhige Sicherheit im Verkehr mit den verschiedensten Menschen, und das erklärte die große Verehrung und Achtung, welche sie von allen Seiten genoß. Nicht vielen Frauen wird eine solche, ihr ganzes Leben hindurch bis ins hohe Alter, zuteil geworden sein. Es war, als hätte das Geschick für Luise Nathusius einen besondern Thron errichtet, den sie mit natürlicher, einfacher Würde einzunehmen wußte. Dabei blieb sie sich immer selber treu. Kinder und Familienglück machten stets den eigentlichen Mittelpunkt ihres Daseins aus, fleißige Handarbeit war ihr besondres Vergnügen, so daß ihr Gemahl manchmal scherzend berechnete, wieviel sie ihm durch selbstgestrickte Strümpfe ersparte. Für seinen unruhigen Feuergeist war sie eine ideale Ergänzung und Gehilfin. Ihre Ruhe, ihre häuslichen Tugenden schufen ihm den Hafen, den er bedurfte, in den er sich flüchten konnte aus dem bewegten Getriebe seines Lebens. In allem schenkte er ihr volles Vertrauen, und sie erwiderte dasselbe in großartiger Selbstlosigkeit.

Auch in der Ehe blieb er der liebenswürdige, aufmerksame Verehrer anderer Frauen, aber weder diese Eigenschaft noch die Bewunderung, welche der blonden Hausfrau zuteil wurde, hat jemals das tief gegründete Glück der beiden gestört oder auch nur getrübt.



Luise Nathusius als junge Frau

Im Jahr 1812 war Nathusius noch einmal in Kassel, wahrscheinlich wieder zu einer Sitzung der Reichsstände — dann wurde Bülow entlassen, und die Pläne zur Gründung einer Reichsbank zerschlugen sich, wie wir sahen, angesichts der Zeitereignisse. Damit hatte Nathusius' politische Tätigkeit im Königreich Westfalen ein Ende.

Die drohende Weltlage hinderte ihn jedoch nicht auf seinem Besitz mit heißem Eifer weiter zu arbeiten. Fast eine halbe Quadratmeile zusammenliegenden Landes gab ihm Raum, allmählich einen Staat im kleinen zu gründen und seine wirtschaftspolitischen Grundsätze und Ideen zu verwirklichen. Viele von diesen Ideen sind längst Gemeingut geworden, andere im Zeitalter des Verkehrs und der Teilung der Arbeit von der modernen Entwicklung überholt. Damals aber gehörte Nathusius noch zu den Pionieren, die das Alte zu überwinden und Neues zu gründen strebten. Drei Aufgaben stellte er sich dabei: Erstens den Betrieb der Gewerbe (Industrie war damals noch ein ungewohnter Ausdruck) auf Bodenkultur zu stützen und diese Kultur möglichst zu erhöhen. Zweitens seine Erzeugnisse zur höchst möglichen Verwertung durch immer gesteigerte und verfeinerte Verarbeitung zu bringen. Drittens auf diese Weise alle Materialien der einzelnen Gewerbe selbst zu gewinnen und von außen her durch den Handel nur das zu nehmen, was man nicht billig genug selbst erzeugen konnte. Das Ineinandergreifen von Landkultur und Gewerbe, der Grundsatz, auf den sich seine Unternehmungen aufbauten, wollte er für den ganzen Staat gelten lassen, seiner Ansicht nach beruhte darauf der eigentlich dauernde Wohlstand eines Gemeinwesens, wie der des einzelnen. „Im Handel" pflegte er zu sagen, „hat man selten Beispiele, daß ein Vermögen in die dritte Hand kömmt, der sicherste Besitz sind Grundeigentum und Fabriken."

Auf beiden Gütern wurden nun die ganzen Gebäude für beträchtliche Summen wieder instand gesetzt, die Gefälle und Dienste der Bauern auch in Hundisburg allmählich geordnet,

und eine neue und bessere landwirtschaftliche Administration eingerichtet, auch die Stallfütterung eingeführt. Schon damals trat er in Verbindung mit dem großen Reformator der deutschen Landwirtschaft, dem Staatsrat Thaer, und schaffte durch seine Vermittlung neue, verbesserte Ackergeräte an. Die Grävig, die Hundisburger Forst, wurde wieder angekauft, die Wege innerhalb der Grenzen beider Güter verändert und verbessert und die ersten Obstplantagen und Obstalleen angepflanzt, welche nachher eine große Ausdehnung gewannen. Natürlich beglückte es ihn auch, die schönen gärtnerischen Anlagen in Hundisburg wieder herzustellen, zu erweitern und zu vervollständigen, in dem er zwischen den langen Alleen Anlagen in freiem englischen Geschmack schuf.

Die Kontinentalsperre, welche Napoleon eingeführt hatte, um Englands Handel zu schädigen, gab dem Gewerbefleiße des Festlandes einen mächtigen Anstoß. Besonders galt es Ersatz schaffen für den Rohrzucker, der unerschwinglich teuer geworden war. In Frankreich war die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben schon in vollem Gange, und Nathusius hatte sich bereits während seiner Magdeburger Zeit lebhaft dafür interessiert. In der Stadt bestanden damals auch schon zwei Zuckerfabriken, aber die neue Fabrik, welche er plante, sollte nun die erste in Vollkommenheit der Leistungen werden. Anders wollte er es nicht. Vorläufig machte er in seinem Wohnzimmer zu Hundisburg die ersten Versuche dazu, die ganz zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Auf einem Blumentopfuntersatz in der Ofenröhre gewann er im Winter 1812 den ersten Zucker. Sogleich wurde nun beschlossen, Rüben im großen zu bauen und im Herbst 1813, mitten im Kriege, begann die Fabrikation. Später führte der Wunsch, die Abgänge der Rüben zu verwerten, auch zu den ersten Versuchen, Essig und Rum herzustellen.

Aber bei den Gewerben, welche sich direkt auf die Landwirtschaft gründen, blieb Nathusius nicht stehen, er forschte auch nach andern Schätzen, die ihm das Erdreich liefern konnte,

und wie sich diese verwerten ließen. Er ließ das Terrain durch Sachverständige untersuchen: eine schöne Grauwacke, die in der Nähe der Ausläufer des Harzes sich in der dortigen Gegend findet und ein vortreffliches Baumaterial bietet, lag an mehreren Stellen noch zutage. Ein Steinbruch wurde sogleich auf dem Terrain zwischen den beiden Gütern angelegt und die Steine nicht nur zu den bedeutenden Bauten verwandt, welche alljährlich bei der fortwährenden Ausdehnung der gewerblichen Betriebe errichtet wurden, sondern auch ein Gegenstand des Handels daraus gemacht.

In der Althaldensleber Forst fanden sich außerdem Lager von sandhaltigem Lehm, und daraufhin wurde alsbald eine Ziegelei begründet. Nah bei der Stelle, wo man noch die Spuren einer alten Tempelherrenburg findet, wurde gleich ein ganzes Gehöft mit mehreren Brennöfen dazu erbaut. Das Material war so günstig, daß es fast gar keiner weiteren Bearbeitung, Reinigung und Mischung bedurfte. Nathusius lieferte bald alle Sorten Mauer- und Dachsteine von größerer Güte, als man sie damals in der Gegend kannte, und sie fanden reichlichen Absatz, da nur wenige andere Ziegeleien sich in der Nähe befanden. Da er die Platten und Formen zur Rübenzuckerfabrik in Althaldensleben selbst verfertigen ließ, so gab dies Anlaß zur Anlage einer Töpferei, für die auf der Ziegelei ein eignes Gebäude und ein Ofen aufgeführt wurde. Zu manchen Zwecken in der Landwirtschaft und in der bereits angefangenen industriellen Tätigkeit wurde auch Gips gebraucht, also pachtete Nathusius einen Gipsbruch, etwa eine Meile weit entlegen, und fing an den Gips herauszufördern. Er legte eine Gipsbrennerei und Gipsmühle in Althaldensleben an, der gebrannte und gemahlene Gips wurde ein Verkaufsartikel und gestampft lieferte er Dünger für die Landwirtschaft. In dem Städtchen Neuhaldensleben war damals das Tuchmachergewerbe das einzige von Bedeutung. Um dies zu unterstützen und von der vorhandenen Wasser-

kraft noch mehr Nutzen zu ziehen, wurde mit der Gips- auch eine Walkmühle verbunden. Die zu den Gütern gehörigen Mühlen waren freilich noch fast alle in Erb- oder Zeitpacht vergeben. Die eine aber, welche am Althaldensleber Teich gelegen war, baute Nathusius neu aus und verband einen Gries- und Graupengang damit, sowie einen Ölgang. So wurde in dieser Zeit, noch ohne Kohlen und Dampf, das kleine Beberflüßchen zu starker Arbeit herangezogen. Da es aber diese nicht allein zu tun vermochte, so wurde sehr viel Nutz- und Brennholz gebraucht, und Nathusius kaufte ein ganzes Forstrevier in der Nachbarschaft „die Eiche" genannt und ließ den Bestand herunterschlagen, freilich sehr zum Jammer der Magdeburger, für die jenes Stück Wald ein beliebter Ausflugsort gewesen war. Nachdem der Wald verschwunden, verkaufte er den Grund und Boden aufs neue.

Sowohl in Magdeburg wie in Althaldensleben richtete er Handlungen ein, welche den Verkauf all seiner Produkte und Fabrikate übernahmen.

Die Blockade von Magdeburg

Während der Zeit von Napoleons russischem Feldzug wurde von Nathusius noch rüstig weiter gearbeitet, aber er hatte sich nie darüber getäuscht, daß des Kaisers Laufbahn früher oder später zu Ende gehen würde. Zu Weihnachten 1812 kam das Bulletin über den Rückzug der Franzosen zuerst unter das Publikum, und schon am 23. Januar erschien der westfälische Finanzminister Malchus in Magdeburg wegen der Verproviantierung der Festung. Die ersten Kosaken streiften am 20. Januar durch den Biederitzer Busch, einem Walde östlich von Magdeburg, und nun begannen die beständigen gegenseitigen Feindseligkeiten auf der rechten Seite der Elbe, bei denen auch der König von Italien vorübergehend erschien. Am 2. Februar wurde der Belagerungszustand in der Stadt erklärt und die Demontierung der Festung allmählich vollendet. Die Franzosen benahmen sich weniger rücksichtsvoll wie seiner Zeit der General von Kleist, und Nathusius' Park auf der Werderspitze war nun wirklich, wie er es damals gewollt, zu einem wüsten Platz geworden, alle Bäume niedergeschlagen und der Rosenberg in eine Schanze verwandelt.

Die Gegend links von der Elbe wurde zunächst noch von dem Kriegstreiben verschont, französische Marodeure waren das einzige Übel, worunter man zu leiden hatte. Wenn man sich bei den Befehlshabern über sie beklagte, so gaben diese selbst zur Antwort: „Schlagt sie tot, so seid ihr sie los!“ So wurde denn auch auf dem Althaldensleber Hof einer von ihnen durch die Knechte mit Mistgabeln erstochen, ein anderer bei einem benachbarten Pfarrer nachts über die Seite gebracht, den er schon wochenlang geplagt und belästigt hatte. Kein Huhn und kein Hahn krähte danach. Eine starke französische Kolonne,

die sich auf Hamburg werfen sollte, passierte einmal die Gegend und nahm zwei Tage lang Quartier bei Nathusius, hielt sich aber bescheiden und ordentlich.

Am 14. Mai streiften Kosaken von einem russischen Korps unter Tschernitschew zum erstenmal bis auf die linke Elbseite herüber, trotzdem erreichten Anfang Juni 2000 Franzosen, wenn auch auf Umwegen, die Festung.

Daß Nathusius nicht gleich von heller Begeisterung für den Freiheitskampf Deutschlands ergriffen wurde, war bei ihm natürlich, er war ein Mann der Friedensarbeit, und im Gegensatz zur Mehrzahl der Deutschen war die Zeit des westfälischen Königreichs für ihn ein glücklicher Lebensabschnitt gewesen. Aus beengenden inneren und äußeren Verhältnissen war ihm eine neue Freiheit des Geistes entstanden, seine Entwicklung hatte einen mächtigen Schritt vorwärts getan und ein geordnetes, reiches häusliches Glück war ihm zuteil geworden. Jetzt wurden alle Verhältnisse wieder so unsicher wie Schiffe im Sturm, und alle Gemüter von entgegengesetzten Leidenschaften und Besorgnissen erregt. Den ganzen Sommer über schwankte die Zunge an der Wage des Geschicks hin und her und mit ihr alle die vielfach geteilten Schicksale und Interessen der Menschen. Ihn mußte bangen um den Frieden seines Hauses, um die Zerstörung der werdenden kleinen Welt, an der sein ganzes Herz hing, sie konnte zugrunde gehen und mit ihm der größte Teil seines Vermögens. Er war ja auch Bürger von Magdeburg und mußte als solcher die großen Lasten tragen, welche die bald ganz abgeschnittenen Franzosen den Einwohnern auferlegten. Das Ende des Königreichs Westfalen war vorauszusehen, und wer konnte wissen, ob eine neue Regierung das unter Jérômes Herrschaft erworbene Grundeigentum, besonders den Kauf der Klöster, anerkennen würde?

Wenn er zu jener Zeit zuweilen unruhig und aufgeregt mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab ging, tröstete ihn die tapfere Frau, welche ihm mitten in dieser Kriegszeit das dritte

Kind geboren hatte. Er sprach davon, wenn alles zugrunde ginge, nach Amerika zu gehen und sich dort anzukaufen. „Aber wie — wenn wir nun alles verlieren und ganz ohne Vermögen dort ankommen?“ „Laß es nur gut sein,“ beruhigte sie ihn dann wohl, „so viel werden wir ja behalten, um uns ein Haus zu kaufen für den Anfang. Dann koche ich dir selbst. Du wirst sehen, wie gut dir das schmecken wird. Wir werden ebenso glücklich sein wie hier.“ Dann küßte er sie: „Du hast recht, Luischen, ich will mir keine Sorgen mehr machen.“

Während des Waffenstillstandes im Juni kam Frau Philippine wieder, um den jüngsten Enkel, Gottlob genannt, zu begrüßen:

So kam denn noch ein Kind herbei,
Nun sind der guten Dinge drei!
Und heißt wie du, der kleine Mann,
Der einst wie du, dein Ebenbild ganz werden kann,
Da er ja schon im Angesicht
Dem Vater gleich zu sein verspricht.
Sei, lieber Gottlob, auch an Schöpfergeist ihm gleich,
An guten Taten und an Großmut reich.
Und dir wünsch' ich, mein Freund und Sohn,
Als deines mühevollen Lebens Lohn,
Daß sich die Söhne einst mit voller Kraft
Ganz weihen deiner Wissenschaft.
Und „der“ vorzüglich ganz an deiner Seite
Dem spät'sten Alter gebe das Geleite.
Es blühe bald die liebliche Louise
Aufs neue voll nach dieser bösen Krise.
Du siehst sie bald vom Kleeblatt hold umringt,
Wie mütterlich sie Wiegenlieder singt.
Mit diesen süßen Wesen spielt und lacht
In himmlischer Umgebung Wunderpracht.
Siehst hoch entzückt sie sitzen, wandeln, stehn —
Wie Venus mit den Liebesgöttern schön.
Und was von Tausenden so keiner rühmen kann,
Nur schön, nur in der Welt — für ihren Mann!
Doch ach! Ihn, der dies All belebet und verschönt,
Ihn — von dem ganzen Erdkreis laut ersehnt —

Den Frieden geb' uns bald mitleidig das Geschick!
Dann, oh, dann kommen wir und teilen euer Glück.
Und feiern götterfroh mit euch ein hohes Fest,
Das nichts zu wünschen übrig läßt.
Wo Freud' und frommer Dank in edelm Busen wallt,
Und Volkes Lust empor zum Himmel schallt!
O du, der diesen Knaben uns gegeben,
Gib uns auch bald dies höchste Glück im Leben!

Noch ein harter Weg war zurückzulegen, ehe der fröhlichen Großmutter Hoffnungen sich erfüllten. Nach dem Waffenstillstand gab es erneute große französische Einquartierung, viel Vorspann zu leisten und Naturallieferungen nach Magdeburg. Zur ausgeschriebenen Kriegssteuer mußte die Stadt 138 000 Franken zahlen, außer einem Zuschuß für den Bau von Kasernen und Hospitälern. Kurz darauf verlangte der Gouverneur 1 Million Franken Vorschuß, und am 22. September wurden 13 der reichsten Kaufleute, die sich dessen weigerten, zum Generalpolizeikommissar beschieden und mußten dort die Nacht zubringen. Durch die Drohung erschreckt, zwei von ihnen, durchs Los bestimmt, zu erschießen, zeichneten sie am anderen Tage 600 000 Franken, in Terminen bis zum 18. November zu bezahlen. Die Kaufmannschaft schickte zwei Bevollmächtigte nach Wesel ins Hauptquartier, wo sie die Summe zurückerhielten, aber mit Verlust von 20 Prozent. Natürlich mußte Nathusius zu allen Kontributionen beitragen. Der treue Hillebrand vertrat ihn in Magdeburg. Zum Vorschuß von 600 000 Franken war er mit 84 000 Franken notiert, sein Freund Lekeeny, als der zweitreichste Bürger von Magdeburg, mit 39 000.

Später wurde eine Einkommensteuer ausgeschrieben, in Terminen zu bezahlen, und dann ein neuer Vorschuß von 600 000 Franken verlangt. Um diesen wenigstens teilweise wieder einzuziehen, wurden wiederum zwei Bevollmächtigte der Kaufmannschaft in das Hauptquartier zu Mainz gesandt. Am 11. Dezember wurde schließlich noch eine gezwungene Anleihe von 400 000 Franken von der Stadt verlangt. Ausfälle

wegen Verproviantierung der Festung in die Umgegend fanden öfter statt, wobei unter anderm in Wolmirstedt ein Pastor in seinem Zimmer erschossen wurde.

Nach der Schlacht bei Leipzig, deren Kanonendonner man in Althaldensleben vernahm, wenn man sich mit dem Ohr auf die Erde legte, griff nun auch der Krieg auf die westliche Seite der Elbe über. Am 27. Oktober machte ein Magdeburger Korps einen Ausfall, plünderte und trieb Vieh weg, kam aber nicht bis Althaldensleben. Gegen Ende November setzte sich ein Korps Russen in der Gegend fest. Von da an betrachtete sich Nathusius mit der übrigen Bevölkerung wieder als Preuße. Zum Schutz gegen Ausfälle wurde nach Kräften die Verteidigung organisiert. Berittene Wachen wurden aufgestellt, und Lärmstangen mit Strohwischen zum Anzünden der Alarmfeuer. Die waffenfähigen Männer wurden mit Piken ausgerüstet. Auch der Landsturm wurde allmählich gebildet, doch ging es damit langsam, erst Anfang März 1814 wurde er vereidigt.

Zu der Sorge um Hab und Gut kam für Nathusius jetzt auch die Sorge um seine persönliche Sicherheit. Man befürchtete, daß die Franzosen sich der reichsten und angesehensten Männer der Umgegend bemächtigen würden, um sie nach Magdeburg zu schleppen, gleichsam als Geiseln für die Treue des Landes und um Geld von ihnen zu erpressen. Da Magdeburg nicht belagert, sondern nur blockiert war, stand das Zernierungskorps in weiten Abständen um die Stadt her, und obwohl es nicht an vielen Durchzügen der Preußen und Russen fehlte, war von ihnen nicht immer Schutz zu erwarten. Da wurden nun alle Wertsachen möglichst verborgen, und Nathusius' Wagen stand wochenlang mit dem Nötigsten versehen, fertig gepackt zur Abreise bereit. Mehrmals flüchtete er denn auch, von Magdeburg aus gewarnt, bei Nacht und Nebel. Frau und Kinder mußten ihn begleiten, auch das Wickelkind, der kleine Gottlob. Sein Zufluchtsort war dann Stendal in der Altmark, die damals schon im festen Besitz der Preußen

war. Für den Fall eines plötzlichen Überfalls ließ er sich einmal zur Probe in einen großen eisernen Schrank einschließen, der in Hundisburg in die Wand eingelassen war, er wollte sehen, wie lange er es darin aushalten könne. In gewissen Lagen fehlte es ihm ja an physischem Mut, wenn ihn nicht Zorn und Leidenschaft übermannten und ihn jede Furcht vergessen ließen. Ein andermal fuhr er, um sich zu verbergen, in der Nacht herüber zu seinem Freunde, dem alten Herrn von Schenk auf Schloß Flechtingen. Bis der Morgen tagte, saßen beide beieinander in aufgeregtem Gespräch und schnupften dabei so eifrig, daß Schenks alter Diener erzählte, er habe eine ganze Schippe voll Tabak nachher aus dem Zimmer herauskehren müssen.

Die größte Gefahr aber drohte ihm Anfang des Jahres 1814 nach seiner eignen Beschreibung: „Es waren von den westfälischen Truppen eine Anzahl Schützen zu den Preußen übergetreten und man machte eine Abteilung freiwilliger Jäger daraus. Sie waren aber ohne Kleidung und ohne die nötigste Equipierung. Eines Tages kam der Major von Eisenhart (Adjutant Tauentziens, welcher das preußische Zernierungskorps befehligte) nach Hundisburg und sagte zu mir: „Nathusius, wir haben da eine Kompagnie Jäger, wollen Sie sich nicht das Verdienst erwerben, sie zu equipieren?“ „Herr Major,“ gab ich zur Antwort, „was verlangen Sie von mir? Herzlich gern würde ich es tun, aber ich bin noch westfälischer Untertan. Es kann mir den Hals kosten, wenn mich die Franzosen in die Hände kriegen.“ „Wenn Sie nur das Geld dazu hergeben,“ sagte er, „das übrige wollen wir schon besorgen.“ „Wieviel brauchen Sie denn?“ „1400 Taler.“ „Ja, ich kann es Ihnen nicht geben, ich habe keinen Pfennig Geld. Aber gehen Sie zu meinem Kassierer Lepke, Sie kennen ihn ja.“ „Er wird mir nichts geben, wenn ich nicht ein paar schriftliche Zeilen von Ihnen bringe.“ „Ei,“ sagte ich, „wozu haben Sie denn Ihren Degen da an der Seite, wenn er's nicht gutwillig gibt, so“ — und ich machte die

entsprechende Gebärde. Dieser Lepke war ein kleiner Mann, der immer in einem alten grauen Rocke einherging, er trug auch noch einen Zopf. Es war ein sehr pedantischer furchtsamer Mann. In großer Angst kommt er zu mir gelaufen und erzählt: Da wäre der Major Eisenhart und verlangte 1400 Taler von ihm. Ob er sie geben solle? „Nein, ums Himmels willen nicht“, versetzte ich und unterdrückte das Lachen, „das könnte uns kompromittieren und in die größte Verlegenheit bringen.“ „Aber er legt die Hand schon an den Degen!“ „Ja, das ist etwas anderes. Gegen Gewalt können wir nicht angehen. Ehe Sie Ihr Leben riskieren, schließen Sie ihm lieber die Kasse auf und lassen ihn sich selber nehmen was er will.“

So geschah es denn auch: die Jäger wurden sehr schön equipiert und ich war ganz gedeckt. Nun begeht der Major aber die Unvorsichtigkeit und schickt mir die ganze Kompagnie zu, um sich bei mir zu bedanken. Dadurch wurde natürlich die Sache ruchbar und kam selbst zu den Ohren des Gouverneurs von Magdeburg, Lemarrois. Ich war zwar von früher her gut mit ihm bekannt und hatte ihm manche Gefälligkeit erwiesen, denn er war ein großer Blumenfreund, und ich hatte ihm damals meinen Garten zur Disposition gestellt. Indes konnte er diese Sache doch nicht so ganz hingehen lassen. Wie ich nachher gehört habe, kam an seinem Tische die Rede auf mich und er sagte: „Könnten wir denn Nathusius nicht einen kleinen Denkzettel geben?“ „Warum nicht?“ erwiderte General Girard, der nachherige Marschall, „ich getraue mich mit einem Korps bis Hundisburg zu marschieren.“ „Gut,“ sagte der Gouverneur, „aber verstehen Sie mich wohl, ich will nicht, daß ihm selber etwas zuleid getan wird.“

Wir wohnten damals in Hundisburg, und ich war gerade in Althaldensleben, wo ich die Steingutfabrik einrichtete. Denselben Morgen (es war am 4. Januar) war das Korps des russischen Generals Bennigsen auf Hamburg durchmarschiert, und zu Mittag erwartete ich den General Tolstoi, der mit seinen

Russen in der Gegend stand und sich bei mir angemeldet hatte. Es wurde in Hundisburg ein Diner für ihn zugerichtet. Da kommt ein Offizier vom Landsturm auf den Hof und bringt mir die Nachricht, daß die Franzosen einen Ausfall machten und im Anmarsch wären. Ich sehe, daß die Menschen zusammenlaufen und das Vieh schon aus den Ställen treiben. „Es ist ein Irrtum," sage ich ganz ruhig, „es sind nicht die Franzosen, es sind die Russen, der Graf Tolstoi kommt zum Essen zu mir." „Nein, nein, man sieht sie schon auf den Höhen von Gutenswegen." In dem Augenblick kommt auch schon ein reitender Bote von Hundisburg, der mir dasselbe meldet. Sowie ich dies höre, mache ich mich zu Fuße auf, schicke einen reitenden Boten an meine Frau, und laufe selber spornstreichs quer durchs Holz. Als ich vors Dorf komme, war auch schon alles voll Leute, die mit ihren Habseligkeiten flüchteten und ihr Vieh in den Wald trieben. Ich ging ohne Aufenthalt immer weiter bis nach Süpplingen, eine gute Meile weit. Dort kehrte ich zuerst im Kruge ein und ging dann zu dem Pastor. Er bat mich zu Tisch, aber ich konnte nicht essen, es kamen immer neue Nachrichten, konfus durcheinander und ich war in großer Unruhe. Gegen Abend bat ich den Pastor, mich nach Haus fahren zu lassen, wie ich aber aus dem Holz komme, so höre ich: die Franzosen sind noch nicht fort, sie biwakieren rechts von Gutenswegen. Gleich kehrte ich wieder um, und brachte die Nacht bei dem Pastor zu. Die ganze Nacht ging ich im Zimmer auf und ab, der Pastor wollte mir immer Trost einsprechen, er sprach fortwährend von Gottes Willen und dergleichen, ich hörte aber kein Wort, ich dachte immer nur an meine Frau und Kinder.

Erst den andern Nachmittag, als die Gegend wieder ruhig war, fuhr ich nach Hause. Unterwegs fragte ich einen Mann: „Wie sieht es in Hundisburg aus?" „Ja, die Herrschaft haben sie mitgenommen." Es war schon Abend, als ich ankam. Der lahme Schloßkastellan war der erste, der mir begegnete. „Wo sind meine Frau und Kinder!" rief ich ihm entgegen. „Oh, die

liegen schon zu Bette und schlafen." „Verfluchter Kerl, belüge mich nicht," schrie ich, „es ist nicht wahr! Die Franzosen haben sie mitgenommen!" Damit lief ich gleich in die Wohnzimmer, die waren leer, als ich aber in die Schlafstube kam, da lagen sie wirklich in den Betten und schliefen ganz ruhig. Da fiel es mir mit einmal wie ein Stein von der Seele. Als ich aber Frau und Kinder erst alle ordentlich angesehen hatte, daß sie alle gesund waren und keines fehlte, da guckte ich denn auch unter mein Bette, wo ein Kasten stand mit mehreren tausend Talern in Golde. Und wirklich, auch dieser stand noch unberührt da.

Nun war alles gut, und jetzt stellte sich auch der Hunger bei mir ein, denn ich hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen. Da war aber auch nicht einmal ein Ei aufzutreiben, so rein hatten die Franzosen alles, was Lebensmittel waren, aufgezehrt. Das Vieh hatte man zum großen Teil gerettet. Nur das Jungvieh, das nicht zeitig genug ausgetrieben war, hatten sie weggenommen. Es waren so schöne Ostfriesen, die ich eben angeschafft hatte. Alles, was sie hatten kriegen können, hatten sie weggetrieben, und waren unversehrt damit nach Magdeburg gekommen. Die Festung war nun auf längere Zeit wieder verproviantiert. Und dabei standen 30 000 Russen und Preußen in der ganzen Gegend. Auch nicht ein Franzose hätte wieder nach Magdeburg hereinkommen dürfen."

So erzählt Nathusius. Indes war doch dabei die ganze Gegend in Alarm geraten. Der neuorganisierte Landsturm rottete sich zusammen, die Neuhaldensleber Schützen rückten mit Waffen und Proviant, Gewehren und Würsten aus. Sie zogen sich durchs Holz hinter Althaldensleben gegen Hundisburg und schossen von einer Waldecke aus auf die plündernden Franzosen im Dorf, worauf diese alles zusammenrafften, was sie an Beute erwischt hatten, und sich zurückzogen. „Ja, und das war uns damals eine heilige Sache," erzählte später ein dicker, alter Philister, „ich weiß selber nicht warum." Der General des Landsturms, Graf Schulenburg-Altenhausen, ein alter Ehren-

mann, stieg gleich zu Pferde, aber bis er Hundisburg erreicht hatte, waren die Franzosen schon auf dem Rückzug. Er traf einen Haufen Baschkiren, die führte er den Franzosen nach. Aber da diese nirgends ernstlich angegriffen wurden, biwakierten sie ganz ruhig zwei Meilen vor Magdeburg. Tolstoi war gleich benachrichtigt, aber es dauerte zu lange, bis er sich aufmachte.

Erst am andern Nachmittag stieß er eine kleine Meile vor Magdeburg mit den Franzosen zusammen, es kam zum Gefecht, sie verloren einige Mann, schlugen sich aber durch und waren bald mit ihrer Beute unter den Kanonen der Festung angelangt.

Inzwischen hatte Frau Nathusius ihre Ruhe und Tapferkeit wieder glänzend bewährt. Ihre beiden ältesten Kinder hatten die Windpocken, und sie kam auf die gute Idee, dadurch die Franzosen, welche immer große Angst vor Hautkrankheiten hatten, abzuschrecken. Sie verständigte sich mit Herrn Kalisky, dem Freund ihres Mannes, welcher damals ganz mit seiner Familie in Hundisburg wohnte. Er mußte den General Girard artig am Schloßtor empfangen und ihm berichten, daß der Besitzer des Schlosses abwesend und Frau Nathusius beschäftigt sei, ihre kranken Kinder zu pflegen, welche die Blattern hätten. Als der General hierzu ungläubig lächelte, führte ihn Kalisky an die Fenster der Kinderstube, wo Frau Nathusius und die Wärterin standen, jede ein Kind im Arm, in Betten gehüllt und mit hochroten, von Windpocken bedeckten Gesichtern. Nun war der General überzeugt, und die Familie wurde nicht mehr belästigt. Nur ein paar Kerle drangen ins Wohnzimmer ein und verlangten Geld. Frau Nathusius sagte, sie hätte keins bei sich, und schickte die Magd zum Kassierer. Diese begegnete einem Adjutanten und machte sich ihm durch Zeichen verständlich. Er hieb sofort mit dem Degen auf die Kerle ein, welche aus dem Fenster sprangen und davon liefen. Das feine Frühstück, welches für Tolstoi bestimmt gewesen, ließen sich die Offiziere trefflich schmecken, etwas verwundert, daß man sich so gut auf ihren

Empfang vorbereitet hatte. Girard ließ sich in einem besonderen Zimmer servieren. Aus dem Dorfe wie aus dem Schlosse wurden alle Lebensmittel weggeschleppt. Aber während man im Schlosse strenge Mannszucht hielt, ging es im Dorfe wüst her. Wahrscheinlich aus Wut, daß kein Vieh zu finden, welches fast alles in den Wald getrieben war, zerschlugen die Franzosen des Pastors schönen Flügel, verbrannten ihm die Bibel, stampften die gestickten Sonntagsmützen der Bauernmädchen in die Butterfässer, nahmen die Betten fort usw. Das geraubte Vieh aber wurde beim Rückzug nach Magdeburg überhitzt, es brachen Seuchen unter den Tieren aus und blieb schließlich nur ein geringer Bruchteil zur Verwendung übrig.

Nach diesem Überfall flüchtete Nathusius für eine Zeitlang, wahrscheinlich nach Kassel, Frau und Kinder brachte er nach Stendal. Am 20. Januar war er aber bereits wieder in Hundisburg und fand dort neue schwere Sorgen. Er schreibt von dort aus nach Stendal: „Gute Luise, ich bin gestern Nachmittag glücklich hier angekommen. Sowie ich in Althaldensleben vorfahre, ist der Medizinalrat Voigtel und Herr Steinbrück begriffen, in den Wagen zu steigen und nach Magdeburg zurückzufahren. Beide waren schon den Tag zuvor angekommen, um mir bekannt zu machen, daß mein Warenlager in Magdeburg versiegelt und verkauft werden soll. Sie waren auf Ordre des Gouverneurs gereist. Der Medizinalrat Voigtel lebt jetzt mit ihm auf freundschaftlichem Fuß, ist täglich mit ihm in Umgang und speiset auch täglich mit ihm.

Dies gibt mir einigen Trost. Man hatte, ehe ich kam, in Althaldensleben eine zehn Stunden lange Konferenz gehalten, den Notarius Müller und mehrere zugezogen und Beschlüsse gefaßt, um das Warenlager zu retten. Ich habe mein Viat nicht dazu gegeben, sondern nur gesagt, „Macht was ihr wollt," und habe auch keine Zeile unterschrieben. Indessen kann ich Dir die Versicherung geben, daß ich doch jetzt viel ruhiger als vorher bin und daß ich jetzt beinahe glaube, man hat auf meine

Person keine Absichten. Wir werden nun, wie ich hoffe, ganz ruhig hier wieder leben können und bald die erlittenen Verluste wieder verschmerzen. Das Tauentziensche Korps ist größtenteils angekommen und der Rest im Marsch nach der Magdeburger Gegend (Tauentziens Hauptquartier war zunächst Quedlinburg). Fast in allen Dörfern liegen preußische Truppen, auch in Althaldensleben. Wir haben jetzt keine Einquartierung. Vorigen Sonntag haben wir aber in Hundisburg einen harten Druck von russischer Einquartierung gehabt. Ich fand gestern noch Alles in Unordnung. Du sollst es aber wieder in Ordnung finden. Selbst kann ich nicht kommen, gute Luise. Ich schicke Dir hierbei die Pferde und übermorgen wird Herr Hillebrand kommen und Dich abholen, so daß ich Dich nächsten Sonnabend wieder umarmen werde. Die Kinder sind doch sämmtlich gesund? Sollten die Kinder nicht gesund oder schlechtes Wetter sein, so wirst Du doch nicht reisen? Ich bin ewig der Deinige

Nathusius."

Das Warenlager wurde freigegeben und nicht verkauft, wahrscheinlich infolge der Schritte, welche die preußische Verwaltung, an die sich Nathusius' Freunde gewandt hatten, zum Schutz seiner Person und seines Vermögens tat. Es findet sich in Nathusius' Papieren die Abschrift eines Briefes vom 22. Januar, von Kalbe a. S. aus datiert:

„Infolge des von einem p. Gruner an mich erlassenen Schreibens vom 17. d. M., welches ich mit den Beilagen den 21. zu erhalten die Ehre gehabt, habe ich keinen Anstand genommen, dem französischen Gouverneur zu Magdeburg, Grafen Lemarrois, zu eröffnen, daß dem Bankier Nathusius zu Stendal die Erfüllung der von ihm von seiten des französischen Gouverneurs geforderten Geldvorschüsse nach Maßgabe der Gesetze gemessenst untersagt worden sey, und daß allen Gewalttätigkeiten gegen denselben oder gegen andre preußische Untertanen, sey es nun rücksichtlich der Personen oder des

Eigentums derselben, bei der einstigen Übergabe von Magdeburg, die nach Lage der Dinge über kurz oder lang erfolgen müsse, auf das nachdrücklichste begegnet werden sollte, und der Gouverneur dieserhalb persönlich verantwortlich gemacht würde. Was übrigens das Gut Althaldensleben und die daselbst etablierten Fabriken des p. Nathusius anbelangt, so ist daselbst wegen der Position der Truppen keine Gewalttätigkeit vom Feinde zu befürchten. Schließlich bemerke ich noch, wie die Communication zwischen Magdeburg und den diesseitigen Provinzen durch die neugetroffene Dislokation und die diesfalls erlassenen Befehle nicht allein bei Wolmirstedt und Rothensee, sondern auch überall aufs angemessenste gesperrt gehalten wird.

Wobeser."

Ob Nathusius zu den weiteren Kriegssteuern in Magdeburg doch noch herangezogen wurde, geht aus den hinterlassenen Papieren nicht hervor, aber am 25. Februar wurden abermals 8000 Franken ausgeschrieben, unter dem Vorwande, daß die letzten 400 000 Franken nicht vollständig eingegangen seien. Und am 2. April wird dem ganzen Elbdepartement eine Steuer von 100 000 Franken auferlegt, welche Magdeburg vorschießen sollte. Der Gouverneur drohte mit Hängen und stellte einen nahen Entsatz der Festung in Aussicht! Aber nun war die Erlösung nahe — am 23. April 1814 trat der Waffenstillstand ein und am 18. Mai zogen die Franzosen ab.

Im Januar war Nathusius in die Kommission für die Bildung und Bekleidung der Landwehr gewählt worden, nicht allein für den Kreis Neuhaldensleben, sondern auch für die Altmark, die Kreise Stendal und Gardelegen. Diese Kommission hatte sich mit den für die Landwehr bestimmten Offizieren zu verständigen. Zum Generalkommissarius für diese Kreise war Graf Schulenburg-Angern ernannt worden, Vorsitzender der Neuhaldensleber Kommission war Staatsrat von Schulenburg-

Emden, früher Präfekt des Elbdepartements, für die Altmark waren es Domherr von Bismarck-Briest und Herr von Kröcher. Nathusius und Staatsrat von Schulenburg reisten umher, um die Beiträge zu den Kosten der Einrichtung aufzutreiben und mit Lieferanten und Handwerkern wegen der Bekleidung zu akkordieren. Nathusius war am 24. Januar zu diesem Zweck in Berlin, also ganz kurz nach seiner Rückkehr von der Flucht, dann noch einmal am 11. Februar. Es findet sich in seinem Nachlaß ein umfangreiches Aktenstück mit den Listen der gelieferten Gegenstände, den Kostenanschlägen und den Rechnungen. Dazu auch viele Briefe, denn die Sache kostete eine große Menge von Hinundherschreiberei. Die Kostenanschläge sind interessant für die Preise und Ansprüche der damaligen Zeit. Nur die Waffen sind nicht einbegriffen, diese wurden von der Regierung geliefert. Die vollständige Ausrüstung für einen Kavalleristen und sein Pferd kostete 49 Taler 5 Groschen, dabei sind Säbelkoppel, Pistolenhalfter und dergleichen mit einbegriffen. Die Wäsche mußten sich die Kavalleristen selbst beschaffen. Bei der Ausrüstung für einen Infanteristen wird Wäsche mit geliefert. Ein Hemd kostete 23 Groschen, ein Paar Strümpfe 9, ein Paar Handschuh 10 Groschen. Das Ganze 25 Taler 7 Groschen.

In Berlin wurde die ganze Sache einem Armeelieferanten namens Philipp Mollard übergeben, nur das Schuhwerk für den Neuhaldensleber Kreis wurde in der Stadt selber verfertigt. Herr Mollard bewährte sich, aber er wollte natürlich auch sein Geld haben, und damit hatte es seine großen Schwierigkeiten in dem ausgesogenen Lande, wie wir nachher sehen werden. Das gibt gereizte Briefe von beiden Seiten, und dazu kommen noch die Verhandlungen mit den Offizieren. Zum Beispiel sollen aus Sparsamkeit die Leute leinene Brotbeutel statt der Tornister bekommen, die Offiziere dagegen sagen mit Recht, daß dies für schlechtes Wetter und Regen unmöglich sei. Zuletzt werden mit Leinen überzogene Tor-

nister gemacht, die mit Ölfarbe angestrichen sind. Natürlich passierten bei den großen Lieferungen auch Irrtümer: 775 schwarze Halsbinden zuviel kommen an, sie sollen zurückgegeben werden, aber wo sind sie geblieben? Die Kommission schreibt an die Offiziere, diese schweigen sich aus, und die Halsbinden sind und bleiben verschwunden. Dann fehlen die Kehlriemen an den Landwehrmützen; Herr Mollard versichert, er habe sie abgesandt, aber es müssen schließlich neue bestellt werden. Die vielen Geschenke an Sachen, welche für die Landwehr eingesandt werden, vermehren noch die Konfusion und die Mühsal für die Kommissionen. Anfangs war nur ein Hemd für jeden Infanteristen bestimmt, da bittet man dringend um ein zweites. Von dem Schuhwerk, das in Neuhaldensleben verfertigt wird, sind 20 Paar viel zu eng. Es ist das alles sehr ungewohnte Arbeit für die Herren und nicht zu verwundern, daß Schulenburg-Emden beim Abschluß seiner Tätigkeit an Nathusius schreibt: „Alles noch übrige werde ich besorgen und danke dem Himmel von Herzen, daß wir von so einem unangenehmen Geschäft befreit sind.“ — Das Folgende ist aus Nathusius' Bericht an die Regierung über den Erfolg der Reise der Kommission zur Erlangung freiwilliger Beiträge im Neuhaldensleber Kreise entnommen: „Die Kommission hatte große Erwartungen von hohen Beiträgen, sie bekam aber bald eine andre Ansicht. Die Kapitalisten scheinen verschwunden zu sein und von bedeutenden Kaufleuten und Fabrikanten fand sie in dem Neuhaldensleber Distrikt fast gar nichts. Um desto größer wurde ihr Eifer, einen jeden, der sich zu einem finanziellen Beitrag qualifizierte, dazu aufzumuntern. Anliegendes Verzeichnis ist das Resultat unserer Bemühungen. Wir fühlen nun gar zu sehr, daß dies den Erwartungen eines hohen Gouvernements nicht entsprechen wird. Wir müssen auch bekennen, daß die Mehrzahl wenig Neigung hatte, der guten Sache ein Opfer zu bringen, dagegen hatten wir aber auch das Vergnügen zu bemerken, daß viele, besonders Gutsbesitzer,

deren Güter mit Schulden beladen, die durch die Zeitumstände schon große Aufopferungen machen mußten, und ihrer Last fast erliegen, doch freiwillig nicht unbedeutende Opfer brachten. Diesen haben wir im Namen eines hohen Gouvernements Dank gesagt, dagegen denjenigen, welche wenig oder gar keinen guten Willen zeigten, mit Nachdruck zugeredet, und da sie besorgten, daß der freiwillige Beitrag künftig zur Norm einer Besteuerung dienen würde, ihnen das Gegenteil versichert. Diejenigen, welche alles Zuredens ohnerachtet sich zu keinem, ihres Kapitals- und Betriebsvermögens angemessenem Beitrag verstehen wollten, haben wir zu einem billigen Beitrag angesetzt, nachdem wir zuvor, wo unser Ermessen nicht hinreichte, von den Kreisbeamten, Friedensrichtern und Notarien ihre Verhältnisse und Vermögensumstände erforscht hatten. Die Ortsschulzen wurden zwar auch mit zugezogen, welche aber gewöhnlich den Beitragsfähigen das Wort redeten.

Wir haben diese von uns in Vorschlag gebrachten Beiträge nie höher als höchstens zu 1 Prozent vom Kapital und Betriebsvermögen in Ansatz gebracht. So glauben wir dem Willen eines hohen Gouvernements genügt und zuvorgekommen zu sein". Hierauf folgen noch längere Auseinandersetzungen über die finanziellen Zustände des ehemaligen westfälischen Reiches und wie es ganz unmöglich sei, den Vermögenszustand bei einzelnen sicher festzustellen. Die Vermögenssteuern der westfälischen Regierung hatten zur Folge gehabt, daß viele ihr Vermögen verheimlichten, es ungenutzt liegen ließen oder es im Auslande unterbrachten. Die Kommission bittet daher dringend, ihre Listen zu verbrennen, damit sie nicht später als Norm für eine Besteuerung benutzt werden könnten. Dann fährt der Bericht fort: „Die Kommissarien sind nicht ohne Eifer, den Wünschen eines hohen Gouvernements zu genügen, zu Werke gegangen, sie sind aber auch nicht ohne Besorgnis, daß der Kreis, den sie bereiset, in guten Erfolgen nachstehen wird. Sie bitten daher, es nicht ihrem Eifer und Bemühungen zur Last

zu legen, sondern Rücksicht darauf zu nehmen, daß ein großer Teil ihres Kreises durch die Kriegscalamitäten mehr gelitten hat als andre Kreise, nämlich durch Einquartierungen und Verpflegungen, früher der französischen und später der russischen Truppen, durch die Ausfälle der französischen Garnison aus Magdeburg, durch Viehsterben, durch große Lieferungen zur Verproviantierung der Festung Magdeburg und nunmehr zur Verpflegung der Blockadecorps dieser Festung. Wir können auch nicht unbemerkt lassen, daß einige der Eingesessenen unsres Kreises schon vor der Schlacht bei Leipzig dem Vaterlande Opfer gebracht haben, welche einem hohen Gouvernement unbekannt geblieben sind, und daß viele ihre Söhne oder andre unvermögende Freiwillige zum Militair equipiert oder doch mit Pferden versehen haben."

Im Mai reiste der Major von Tippelskirch, einer der betreffenden Landwehroffiziere, nach Paris ins Hauptquartier, um dem König über das Geschehene Bericht zu erstatten. Er schrieb an Nathusius, daß er glücklich in Paris angekommen und noch denselben Tag zur Tafel geladen sei. Der König hätte ihm seine höchste Zufriedenheit über die Organisation der Landwehr und über die Führung der Geschäfte ausgesprochen und sei überhaupt sehr gnädig gegen ihn gewesen.

Der Friede

Das 4. preußische Armeekorps, welches Graf Tauentzien kommandierte, und das zur Belagerung der Elbfestungen zurückgeblieben war, hatte sich nach der Einnahme von Torgau und Wittenberg allmählich in die Magdeburger Gegend gezogen. Anfangs war Tauentziens Hauptquartier in Quedlinburg, im März aber kam der General nach Hundisburg und Magdeburg wurde nun enger eingeschlossen. Das Hauptquartier, das bis zur Übergabe der Festung in Hundisburg blieb, brachte ein neues, sehr buntes Leben mit sich. Die ganzen Stabsoffiziere aßen täglich an Nathusius' Tisch. Truppen aller Waffengattungen und vieler Nationen gingen ab und zu. Unter anderm gab's auch Baschkiren aus dem asiatischen Rußland zu sehen. Diese waren Mohammedaner, und einer der höheren Offiziere fragte den Hausherrn eines Tags, ob er denn nur eine einzige Frau habe. Als Nathusius dies bejahte, klopfte er ihm auf die Schulter: „Armer Mann, armer Mann, ich habe viere." Voll Mitleid, da sich bei den Mohammedanern die Zahl der Frauen nach dem Vermögen richtet. Die Baschkiren hatten eine ungemeine Fertigkeit im Bogenschießen, und zum Andenken an sie wurde einer ihrer Bogen nebst Köcher und Pfeilen in Hundisburg lange aufbewahrt. Die Kosaken mußten zuweilen nach Tisch durch ihre eigentümliche Musik und ihren Tanz die Gesellschaft erheitern. Es waren äußerst gutmütige, kindliche Menschen; von ihren Vorgesetzten wurden sie schmählich behandelt und hatten gegen alles Vornehme eine sklavische Demut. Besonders liebten sie die Kinder sehr. Eine Schaukel, die sich im Hundisburger Garten befand, war ihr größtes Vergnügen. Sie war beständig in Bewegung, und eines Tages hatte sich einer von ihnen so hoch

geschleudert, daß sich die Schaukel überschlug und er herabstürzte. Seine Kameraden brachten ihn auf den Hof und legten ihn dort in eine Ecke. „Er ist tot,“ sagten sie seelenruhig. Nach ein paar Stunden aber wurde der Tote wieder lebendig, stand auf und ging gesund davon.

Tauentzien selbst war ein ernsthafter, aber sehr verbindlicher und im Grunde wohlwollender Mann. Sehr viel galt bei ihm sein Adjutant von Eisenhart, ein sehr gescheiter Mensch, derselbe, welcher damals Nathusius um das Geld zur Equipierung der Jäger gebeten hatte. Während seines Aufenthaltes in Hundisburg starb sein einziges Kind, und Nathusius hatte solches Mitleid mit ihm, daß er seine Frau einlud, ihn von Berlin aus zu besuchen. Sie blieb von da an mit im Hauptquartier. Auch andere Gäste und Flüchtlinge nahm Nathusius monatelang bei sich auf. Seine Schwägerin Hillebrand wohnte während der ganzen Zeit der Belagerung in Althaldensleben, und sein Freund Kalisky hauste ebensolange in einem Nebengebäude des Hundisburger Schlosses. Er war ein glühender Franzosenhasser, und im geheimen gewarnt, gelang es ihm, noch zur rechten Zeit durch einen besonderen Glückszufall mit einem fremden Paß sich und die Seinen aus Magdeburg herauszuretten. Seine Tochter gibt in ihren Kindererinnerungen ein vergnügliches Bild des damaligen Zustandes, für sie und ihre Schwester eine Wonnezeit. „Nach und nach kamen Reiterzüge an, die sich auf Hundisburg erfrischen wollten. Da gab es dann eine neue Tätigkeit für uns, und da solche Truppenzüge manchmal zu drei- und viermal die Woche kamen, faßten wir Posto in unserm Eßzimmer, von wo wir den Schloßberg und die weitere Umgebung überschauen konnten, und kaum entdeckten wir die Reiter von fern, so läuteten wir an einer Glocke oder riefen dem Torwart zu, es zu tun. Sobald diese nun ertönte, so begann reges Leben auf dem inneren Schloßhofe: Haufen von Brot und Weißkraut wurden hingeschleppt, Stroh und Heu, Bier, Butter und

Käse auf den Tisch gestellt. Während dies alles geschah, flogen wir beide den Berg hinab, und wenn die müden Soldaten dann einzogen in das erste Tor, so riefen wir ihnen den Willkommen entgegen und das Versprechen auf gute Pflege. Dann klammerten wir uns mit den Händen an die Sattelgurten und so hängend zwischen zwei Pferden ließen wir uns mit hinauftragen bis in den Hof, schnell so schön belebt durch die vielen Pferde und Soldaten. Uns interessierten aber besonders die ersteren, wir durften sie füttern helfen, sie erhielten geschnittenes Weißkraut, Brot in Bier getaucht und hernach Heu. Die Soldaten blieben meist nur eine Stunde und zogen dann, freundlich dankend, davon. Einzelne Male kam aber auch eine gut gepflegte Truppe, die dann, wenn sie abzog, schöne vierstimmige Lieder sang, dazu das Pferdegetrappel, oh, das klang herrlich! Auch brachte uns manchmal eine Truppe von der andern Grüße, denn nach und nach waren die beiden kleinen Mädchen in dem ganzen Korps bekannt geworden. Als General Tauentzien erschien, um mit 72 Offizieren auf Hundisburg zu wohnen, fürchteten wir beiden, daß uns unser freies Herumschweifen sehr gehemmt sein würde, aber es kam anders: General Tauentzien fragte gleich nach den beiden kleinen Mädchen, die so treu für seine Truppen gesorgt hätten und hätschelte uns als wären wir seine Enkel."

Magdeburg wurde jetzt nicht mehr ernstlich behelligt, da man ja doch dem Ausgang des Krieges entgegensah, und dann erschien der Tag, wo ein Kurier mit der Friedensnachricht und mit Depeschen der neuen französischen Regierung an den Gouverneur Lemarrois in Althaldensleben anlangte und mit jubelnder Eile in das Hauptquartier befördert wurde. „Es ist Friede!" Wenn einer dem anderen begegnete, war dies das erste Wort, mit dem man sich begrüßte. Laut weinend umarmten sich die Menschen, es war, als riefe der ganze Erdkreis „Friede! Friede!", ein erlösender, wonnevoller Klang für jedes Herz.



Schloß Hundisburg. Vorderseite

Am 1. Mai wurde in Hundisburg im großen Saale ein Mittagsmahl gegeben, zu dem alle höheren Offiziere, der ganze Adel der Nachbarschaft, der Magdeburger Magistrat usw., mehrere hundert Personen, sich versammelten. Abends war ein glänzender Ball, das ganze Schloß, der ganze Garten mit den prächtigen alten Alleen war erleuchtet durch bunte Lampen, Transparente, Inschriften und Namenszüge, und von den Freudenschüssen stürzten Teile der Gartenmauer ein. — Lemarrois in Magdeburg aber machte noch viele Umstände, ehe er sich entschloß, die neue französische Regierung anzuerkennen und zu kapitulieren. Eine Zusammenkunft zwischen ihm und Tauentzien blieb ohne Erfolg. Endlich vermittelte sein Hausarzt, Sanitätsrat Voigtel, Nathusius' naher Freund, die Übergabe, wozu er öfters ins Hauptquartier nach Hundisburg kam. Die Franzosen erhielten freien Abzug mit Gepäck, doch ohne Waffen und Munition.

Die ersten Preußen, welche sich als Unterhändler in Magdeburg sehen ließen, wurden mit ungestümem Drange empfangen. Das Volk hing sich an ihre Pferde, an ihre Stiefel. Eine Deputation der Stadt erschien in Hundisburg, nachdem die Kapitulation abgeschlossen war, um Tauentzien zu begrüßen, und wurde natürlich von Nathusius bewirtet. Dann wurde der Einzug der preußischen und russischen Truppen in die Stadt vorbereitet. Nathusius bot seinen Staatswagen mit vier schönen Isabellen dazu an; nun verlangte man aber auch noch, daß er seinen Kutscher und Vorreiter in königliche Livree stecken und das königliche Wappen an den Wagen setzen sollte. Da gab er ihnen zur Antwort: „Wenn ihr königliche Wappen und Livreen haben wollt, so laßt sie euch selber machen," und so wurde der Einzug in seinen eignen Livreen gehalten. Er selbst zog sich still davon zurück, denn so sehr er glänzende Gastfreiheit im eignen Hause liebte, so sehr war alle öffentliche Repräsentation und jeder Prunk dabei seiner Natur zuwider. Tauentzien aber bestand darauf, daß Frau Nathusius den

Einzug und alle die Feierlichkeiten mitmachte — Ehrenpforten, Tedeum, Kanonendonner, Glockengeläut und weißgekleidete Jungfrauen. Feierlichkeiten, die diesmal wirklich dem tiefsten Herzensgefühl entsprachen. Ein Geldgeschenk hatte Tauentzien abgelehnt, aber die Stadt führte ihm ein schönes Pferd mit kostbarem Geschirr entgegen, Söhne und Töchter der Bürger brachten Silbergeschenke, zuletzt auch die Fischertöchter einen lebendigen Elblachs. Dann folgten glänzende Feste — Bälle, Diners, Illumination und Revue der Truppen. Alles schwelgte in einem Taumel dankbaren Glückes.

Im harten Gegensatz zu dem Jubel und dem Glanz stand das Elend und die Verarmung des Landes nach den sieben Kriegsjahren. Zunächst war an eine völlige Ruhe und Erholung, an eine Heilung der großen Schäden noch nicht zu denken. In England hatte man eine große Sammlung veranstaltet, um damit den Ländern des Festlandes, welche am meisten gelitten hatten, zu Hilfe zu kommen. Dem Bankier Splittgerber in London und den Gebrüdern Schickler in Berlin waren die Summen anvertraut, und Schicklers ersuchten Nathusius, die Verteilung des für Magdeburg und Umgegend bestimmten Geldes zu übernehmen. Er hatte viel Arbeit davon, ein großer Stoß Akten zeugt von dem Umfang der Aufgabe. Während die Geschäftsleute, welche sonst an der Verteilung beteiligt waren, Provision erhielten, übernahm er die Sache ganz ohne Vergütung.

Um die Freude der Magdeburger Jubeltage zu erhöhen, ließ Nathusius zugleich mit der Beschreibung des Einzugs folgende Anzeige in der Zeitung einrücken: „Die Engländer haben aus edlem Mitleid, zur Milderung des durch den Krieg über Deutschland und andre Gegenden des vesten Landes eingebrochenen Elends eine Sammlung unter sich veranstaltet, zu welcher Personen aller Stände und Religionspartheyen Großbritanniens mit Freuden Beyträge eingesandt haben. Das Londoner Hilfscommittee, welchem die Beyträge übergeben

worden sind, haben davon für Magdeburg und die umliegende Gegend 2500 Pfund Sterling (nach dem jetzigen Cours ungefähr 12 000 Thlr. Courant) bestimmt, und mir die Verteilung derselben anvertraut. Nach deren ausdrücklichen Vorschrift sind es aber nicht die Armen überhaupt, für welche diese Liebesgabe bestimmt ist, sondern nur solche, die durch die letzten traurigen Folgen dieses jetzt glücklich beendeten Krieges in die äußerste Armut und Not gestürzt worden sind. Um diese mit der mir obliegenden strengsten Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit ausmitteln zu können, habe ich für Magdeburg mich an den Herrn Bürger-Obersten Helle gewendet, um die Herrn Bürger-Offiziere, welche vermöge ihres Amtes genaue Kenntnis der in ihrem Bezirk wohnenden Personen besitzen, zu ersuchen, Listen von denen anzufertigen, die dieser Unterstützung am meisten bedürftig und würdig sind. Außerhalb Magdeburgs sind es für die umliegende Gegend (folgen die Namen von fünf Vertrauenspersonen), welche sich diesem Geschäft zu unterziehen die Güte hatten und dergleichen Listen anfertigen werden.

Auf eine Unterstützung aus diesem Fond können, nach dem Sinne der Vorschrift des Londoner Committees, Anspruch machen: 1) Diejenigen Magdeburger, die während der eigentlichen Blockade der Stadt durch die von den Feinden den Einwohnern zugefügten Drangsale und auferlegten Lasten aller Mittel zu ihrer Erhaltung beraubt worden sind und in diesem elenden Zustande entweder die Stadt verlassen oder darin ausharren mußten. 2) Die Bewohner der umliegenden Gegend, welche durch die räuberischen Ausfälle der Garnison Hab und Gut verloren und dadurch in die hülfloseste Armut gestürzt worden sind. Diejenigen Armen, die überzeugt und mit Beweismitteln versehen sind, daß sie zu einer dieser beiden Klassen gehören, können sich, wenn sie in Magdeburg wohnen, an die Herren Bürger-Offiziere ihres Bezirks, und wenn sie sich außerhalb Magdeburgs befinden, an einen der oben genannten, ihnen zunächst wohnenden Herren wenden.

Sobald die Listen überall angefertigt sind, werde ich nach Vorschrift des Londoner Committees obrigkeitliche Personen, Prediger, Kaufleute und andre Männer, die durch ihre Einsichten und Rechtschaffenheit allgemeine Achtung genießen, ersuchen, ein Verteilungscommittee zu bilden, um die Listen zu prüfen und zu vollziehen, worauf denn sogleich mein Comtoir in Magdeburg die Gelder auf das schleunigste auszahlen wird.

Hundisburg, den 23. Mai 1814. Gottlob Nathusius."

Die Unterstützung kam sehr zu rechter Zeit, denn das Elend in Stadt und Umgebung war groß, besonders auch durch die Zerstörung der Neustädter Vorstadt, wodurch sehr viel Menschen um Obdach und Brot gekommen waren und die Stadt verlassen mußten. Es wurden verteilt: An Ausgewanderte 500 Pfund Sterling, an die Verarmten in der Stadt 1000, für die Umgegend links von der Elbe 500 Pfund Sterling und ebensoviel für die rechtsseitige Bevölkerung. Im Januar 1815 wurden noch einmal 1400 Pfund Sterling geschenkt und im Jahre 1816 erhielt Nathusius noch einmal 100 Pfund Sterling für die Kriegswaisen in Magdeburg. Natürlich konnte bei gewissenhafter und unparteiischer Verteilung und dem großen Mangel nicht allen Gesuchen entsprochen werden, aber er tat, was er konnte. Er verschaffte auch seiner Heimat, der Grafschaft Baruth, eine besondere Unterstützung von 400 Pfund Sterling, wofür ihm die Stadt Baruth und die Gräfin Witwe Solms ihren Dank sagten. Um diese Unterstützung zu erlangen, schrieb ihm sein Bruder, der Bürgermeister von Baruth:

„Wahrscheinlich hast Du meinen Brief vom Dezember v. J. nicht erhalten, sonst würdest Du mich gewiß darauf geantwortet haben. Ich befinde mich nach allen erlittenen Drangsalen wohler als seit 20 Jahren, und ich wünsche Dir und den lieben Deinigen ein ähnliches. Du wirst besonders jetzt sehr zufrieden sein, daß alles wieder in seinen vorigen Stand zurück-

kommt, und dann vielleicht nunmehro sagen müssen: Der Bruder aus Baruth hatte recht, da er das bei der Althaldensleber Ziegelscheune mir vorhersagte. Nichts gewisses will man behaupten, als daß wir bis Torgau und Wittenberg (also auch in Baruth) auch preußisch werden. Mir soll es lieb sein, vielleicht kann ich dadurch auch gewinnen, wenn Du mir Deine Empfehlung nicht versagst. Unsre Stadt und Landschaft ist ganz verarmt, und es ist besonders, daß, da so viel Gegenden die Unterstützung von Engelland genießen, wir ganz vergessen werden. Der hiesige Hilfsausschuß sieht sich daher genötigt, selbst nach London zu schreiben und um Unterstützung zu bitten. Nun hat man das Zutrauen zu Dir, als einem geborenen Baruther, daß Du die Liebe für Deine Vaterstadt haben und das beiliegende Schreiben bestens und mit einer guten Empfehlung besorgen wirst. Ich soll Dich im Namen des Hilfsausschusses dringend darum bitten. Und damit Du dasselbe auch lesen mögest, so erhältst Du dasselbe offen, mit der Bitte, es beim Abgang versiegeln zu lassen.

Bald wird nun unsre Not wieder angehen, denn die ganzen Russen gehen durch Sachsen und die französischen Gefangenen aus Rußland ebenfalls. Es sind in unsrer Gegend bereits 150 Ochsen, 5000 Scheffel Hafer, 5000 Ctr. Heu ausgeschrieben worden, welche für 35 000 Russen bestimmt sind, und ich glaube nicht, daß in der ganzen Herrschaft 20 Ochsen und 50 Scheffel Hafer aufzutreiben sind. Du kannst Dich von der elenden Zeit, die hier ist, gar keinen Begriff machen."

Zu den Nachwehen des Krieges gehörte leider auch, daß die Anmaßung der rückkehrenden Deutschen als Einquartierung zuweilen die der Franzosen überstieg. So hatte in Hundisburg der Koch einem preußischen Offizier irgend etwas nicht recht gemacht, und dieser verfolgte den Mann mit gezogenem Degen bis ins Zimmer der Hausfrau, wohin er sich, Hilfe suchend, geflüchtet hatte. Frau Luise trat dem Unverschämten entgegen und sagte ihm ruhig und ernsthaft: „Was wollen

Sie, mein Herr? Wer heute mittag etwas zu essen haben will, von dem verlange ich Anstand und Ruhe." Der Offizier war verblüfft, bat verlegen um Verzeihung und zog sich zurück.

Als die Verteilung der englischen Hilfsgelder beendet war, legte Nathusius dem Londoner Committee natürlich genaue Rechenschaft ab. Im Jahr 1816 sandte der Magistrat von Magdeburg den beiden Vorsitzenden des Committees, Mr. Marten und Mr. Luke Howard, die Ehrenbürgerbriefe der Stadt in silbernen Kapseln, und Mr. Marten richtet dafür ein Dankschreiben an Nathusius: „An Herrn Gottlob Nathusius, Esquire! Ich bin geehrt durch Ihren Brief vom 3. Juni, welcher eine Sendung von zwei silbernen Kapseln begleitete, enthaltend das Certifikat über Erteilung des Bürgerrechts von Magdeburg an meinen Freund Luke Howard und mich. Dem verehrten Bürgermeister und den Ältesten der Stadt habe ich meinen Dank abgestattet für die uns erwiesene Ehre, welche zur Folge haben wird, daß ich bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, meinem Wunsche folgen werde, das Glück und das Wohlergehen dieser alten Stadt zu fördern. Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen auszusprechen, wie schmeichelhaft es für mich ist, mit einem so hochgeehrten Gentleman, wie Sie es sind, in direkte Verbindung zu kommen und Ihnen zu versichern, daß ich, wenn es in meinen Kräften steht, Herrn Neubauer einen Dienst zu erweisen, ich es mit Eifer und Bereitwilligkeit tun werde. Möge es Ihnen gefallen, meine innigen Wünsche anzunehmen in Bezug auf Ihre Gesundheit und Ihr Glück, wie für Ihre Familie und Ihre Freunde. Möchte Deutschland und Großbritannien die Bande wahrer Freundschaft unversehrt erhalten durch einen dauernden Frieden, gestärkt durch unaufhörliche Zeichen gegenseitiger Wohltaten."

Den hier erwähnten Neubauer, den Nathusius nach England geschickt hatte, werden wir später noch gründlich kennen lernen.

Bei dieser Gelegenheit entspann sich auch ein Briefwechsel zwischen Nathusius und dem berühmten englischen Kunstverleger R. Ackermann, einem geborenen Deutschen, welcher später noch viel angenehme Folgen für beide haben sollte.

In jener Zeit sandte auch die Londoner Bibelgesellschaft eine Summe Geld an die Cansteinsche Bibelgesellschaft in Halle mit der Bitte, dafür den Armen zwischen Elbe und Weser, welche im Kriege ihre Bibeln verloren hatten, dieselben zu ersetzen. Mit diesem Geschäft wurde Nathusius ebenfalls betraut, und knüpfte sich daran noch einmal ein großer Briefwechsel, besonders mit den betreffenden Geistlichen. 218 Bibeln wurden verteilt, 2000 bis 3000 später eingehende Petitionen konnten nicht mehr berücksichtigt werden.

Im Dezember 1814 war Nathusius in Berlin und wurde natürlicherweise dort sehr gefeiert. Er schreibt an seine Frau: „Ich lebe in großer Zerstreuung. Täglich werde ich zu Tisch gebeten und manche Tage an mehreren Orten. Ich werde in Häuser gebeten, die ich gar nicht kenne, z. B. beim Generalfeldmarschall von Kalckreuth bin ich schon zweimal gewesen. Man sagt mir so viele schöne Worte, daß ich mich schämen muß, sie Dir wieder zu sagen, weil es Stolz verraten würde. Man wundert sich, daß ich noch keine Titel und Orden habe usw. — Ich bin fest entschlossen, dergleichen nicht anzunehmen, und ich glaube, es wird auch Deine Meinung sein, daß *es besser ist, man zeichnet sich aus, als daß man sich auszeichnen läßt.*“

Bald darauf wurde ihm freilich ein Orden zugesandt, den er *nicht* zurücksandte, nämlich das nur in besonderen Fällen verliehene Eiserne Kreuz am weißen Bande, für bürgerliche Verdienste im Kriege. Ebenso nahm er später den Roten Adlerorden dritter Klasse an, welcher ihm besonders für die guten Ratschläge verliehen wurde, mit denen er nach dem Kriege das Finanzministerium unterstützt hatte. Allerdings trug er diese Orden nicht wie jener andere bescheidene Mann in der Hosen-

tasche, sondern sie hingen im Kleiderschrank. Selten, nur wenn es die Schicklichkeit in Gegenwart vornehmer preußischer Beamter und Offiziere erforderte, tat er sie an, zuweilen auch um sich einen Spaß zu machen. So trat er einst auf der Reise nach seiner Gewohnheit in einen Laden, besah sich die Waren und wollte mit dem Kaufmann ein Gespräch anknüpfen. Dieser sah den Mann in der schlichten Kleidung groß an und wies ihn kurz und grob ab. Den andern Tag legte Nathusius seinen Leibrock mit den Orden an und ging noch einmal in den Laden. Da wollte der Mann vergehen vor Höflichkeit, und Nathusius hatte Gelegenheit, wieder einmal recht herzlich zu lachen.

Neue Tätigkeit nach dem Kriege

Wie auf die Zeit der Erhebung, der berechtigten Hoffnungen und der unpraktischen Träume nur zu bald in Deutschland eine Periode der Ernüchterung und der Enttäuschungen folgte, das gehört der Geschichte an. Auch Nathusius hatte an diesem Rückschlag im politischen Leben zu tragen. Er wurde allerdings auch in Zukunft von der preußischen Regierung vielfach hinzugezogen, wenn es die Lösung finanzieller und volkswirtschaftlicher Fragen galt, dafür sorgte schon sein alter Freund Bülow, der nach dem Kriege zum preußischen Finanzminister ernannt wurde. Etwa im Jahre 1817 erhielt Nathusius auch den Besuch des Fürsten Hardenberg, der vierspännig von Magdeburg abgeholt und auch sonst seinem Range gemäß empfangen wurde. Aber Nathusius hatte damals gerade üble Erfahrungen mit der Regierung gemacht und nahm dem Fürsten gegenüber kein Blatt vor den Mund. „Es geht schlimmer bei uns zu wie bei den Türken," soll er gesagt haben, „bei denen kann man doch noch sein Recht kriegen!" — „Grob ist der Nathusius," äußerte Hardenberg nachher, „er räsoniert, aber er ist ein guter Bürger." Auch Bülows Nachfolger im Finanzministerium, von Motz und Maaßen, waren ihm von Magdeburg her bekannt und befreundet. Als er 1817 in Berlin war, wurde ihm unter der Hand der Adel angeboten, aber er lehnte ihn ab. Das, was er schmerzlich entbehrte, das Recht, sich am öffentlichen Leben wie damals in Kassel zu beteiligen, konnte ihm doch jetzt niemand wiedergeben. Er sah voraus, daß zum mindesten Jahre vergehen würden, ehe die Regierung das Versprechen einlöste, eine ständische Verfassung einzuführen. Dazu kam, daß der preußische Adels- und Soldatenstand nach dem Frieden wieder in seine alten Rechte eingesetzt

wurde. Persönlich stand er sich mit allen bedeutenden und rechtschaffenen Mitgliedern dieser Stände sehr gut, auch war er kein enger politischer Parteimensch, aber er fühlte sich nun einmal als Repräsentant des Bürgertums im besten Sinne des Wortes und er hatte eine starke Abneigung gegen manche Vorrechte des Adels, die jetzt wieder geltend gemacht wurden. So kam es, daß er immer eine gewisse Vorliebe für die westfälische Zeit behielt, die sich um so mehr ausbildete, je weiter diese Zeit den Jahren nach zurücklag. Sie blieb für ihn immer die Blütezeit seiner öffentlichen Tätigkeit, und je öfter er Ursache hatte, mit den Zuständen der Gegenwart unzufrieden zu sein, je mehr verklärte sich ihm die Vergangenheit.

Dagegen traten nun seine alten wirtschaftlichen und gewerblichen Pläne wieder kräftig in den Vordergrund, der Krieg und die ungewissen Zeiten hatten seine Schaffensfreude gehemmt, jetzt sollte alles Wirklichkeit werden, was er an schöpferischen Ideen hatte unterdrücken müssen. Stillgestanden hatte sein Werk auch damals nicht, und in manchen Zweigen der Althaldensleber Industrie war gerade während des Krieges sehr mit Erfolg gearbeitet. So in der Brennerei und Brauerei, wo man gar nicht so viel Branntwein und Bier schaffen konnte, wie begehrt wurde. Auch mit dem Rübenzucker wie mit allen denjenigen Sachen, welche während der Kontinentalsperre die englische Einfuhr ersetzen mußten, war es sehr gut gegangen.

Nun kam gleich nach dem Pariser Frieden das Gut Schrikke, abwärts an der Elbe, etwa zwei Meilen von Magdeburg gelegen, zur Subhastation. Es hatte, wie schon gesagt, dem Prinzen Louis Ferdinand gehört und war hoch verschuldet. Als der Prinz bei Saalfeld fiel, legte Napoleon Beschlag auf sein Vermögen und seine Besitzungen, sobald aber der Friede geschlossen war, trugen die Gläubiger des Prinzen, unter denen sich Nathusius befand, auf eine Subhastation von Schrikke an. Es wurde aber beim ersten Termin, angesichts der schlechten Zeiten, zu wenig dafür geboten. Nun kaufte es Nathusius

für 28 000 Taler. Es hatte zwar damals keinen sehr einträglichen Boden, aber eine gut bestandene Forst und ein schönes, bequem eingerichtetes Schloß. Seine lebhafte Phantasie betrachtete das Gut gleich als zukünftiges Erbteil seiner kleinen dreijährigen Tochter. Bis 1815 war es noch verpachtet, dann übernahm es Nathusius, kaufte dem Pächter das Inventar ab und setzte einen Administrator auf das Gut. Es war sehr vernachlässigt, wie die meisten verpachteten Privatgüter damals, bei dem langen Mangel an genügender Aufsicht. Er suchte es sogleich in besseren Zustand zu bringen, eine Brennerei wurde angelegt, die sumpfigen Wiesen entwässert, die Anger mit Kirschbäumen bepflanzt und andere bedeutende Veränderungen gemacht.

Unter den Magdeburger Einwohnern, welche vor der Blockade aus der Stadt getrieben wurden, weil sie sich nicht verproviantieren konnten, befanden sich auch eine Anzahl Arbeiter aus einer Steingutfabrik. Sie wandten sich an Nathusius, und dieser beschäftigte sie in seiner Töpferei. Aus einigen spielenden Versuchen entstand ein Plan zu einer eignen Steingutfabrik, der auch sogleich ins Werk gesetzt wurde. Im Althaldensleber Gelände wurde ein Ofen dazu erbaut, besonders aber hatte er Schritte ins Auge gefaßt zu einer größeren derartigen Anlage. Die Lage des Orts an der Elbe und nah den großen königlichen Forsten war dazu besonders günstig. Auf dem Wasserwege konnte der Ton aus der Halleschen Gegend, den man für das Steingut bedurfte, beschafft und die fertige Ware nach allen Seiten hin versandt werden. Ebenso hatte man das Holz für die Öfen bei der Hand, denn noch heizte man die Fabriköfen aller Betriebe ohne Kohlen.

Schon aber zogen sich über die Pläne, welche sich an Schritte knüpften, schwere Wolken zusammen. Nathusius hatte gleich beim Untergang des westfälischen Staates die Befürchtung gehabt, daß die preußische Regierung den Verkauf von Althaldensleben für ungültig erklären würde; diese Befürchtung ging

zum Glück nicht in Erfüllung, wohl aber wurde die Erwerbung von Schrikke, nachdem er es vier Jahre lang besessen, angefochten. Der Kauf des Gutes war 1814 zu einer Zeit geschehen, als in der Magdeburger Gegend noch westfälisches Recht galt. Nach demselben wurden Güter, welche subhastiert werden sollten, nicht taxiert, sondern von einem Huissier (Gerichtsvollzieher) in Beschlag genommen und dabei eine Beschreibung und eine ungefähre Größenangabe geliefert, welche dem Verkauf zugrunde gelegt wurde. So war es auch mit Schrikke geschehen. Der damalige Pächter aber hatte dem Huissier falsche Angaben über die Größe des Gutes gemacht, so daß es in Wirklichkeit um ein Drittel größer war, als man es bei dem Verkauf angegeben hatte. Dies wußte niemand als der Pächter selber, der im stillen gehofft hatte, das Gut selbst zu erwerben. Auf diesen Umstand hin traten nun die Gläubiger des Prinzen, welche durch die Verkaufssumme nicht völlig befriedigt waren, mit einer Nichtigkeitsanklage gegen Nathusius auf. In den beiden ersten Instanzen wurden sie abgewiesen, aber in der dritten erhielten sie vor dem Obertribunalsgericht in Berlin recht. Durch ein Urteil vom 11. März 1818 wurde das Erkenntnis, infolgedessen Nathusius im Jahre 1814 der Zuschlag erteilt war, umgestoßen und er zur Herausgabe des Gutes verurteilt. Dies traf ihn sehr hart, erregte und erbitterte ihn aufs tiefste. Zwar sollte ihm ein finanzieller Verlust dadurch nicht entstehen, denn es mußte ihm alles ersetzt werden, was er hineingesteckt hatte. Im Grunde war das sogar ein Vorteil für ihn, denn das Gut hatte ihm bis dahin durchaus nichts eingebracht, teils durch Mißernte und Viehsterben, teils durch die hohen Kosten, welche die Reformation der Wirtschaft veranlaßt hatte. Dazu kam noch das Sinken der Korn- und Viehpreise, welche in den Kriegszeiten sehr hoch getrieben waren. Aber was ihn so sehr erregte, war die vergebliche Liebe und Sorgfalt, die er daran verschwendet, die zerstörte Hoffnung auf die Früchte seiner Arbeit, das Zusammenbrechen seiner

Pläne für die Zukunft. Am meisten aber empörte ihn die Ungerechtigkeit, die er seiner Meinung nach erlitt. Wie konnte man auf Zustände, die nach westfälischem Gesetz rechtmäßig geworden waren, nachträglich das preußische Gesetz anwenden? Waren doch nach dem ersteren alle, die beim Verkauf des Gutes interessiert waren, ehe er zum Abschluß kam, aufgefordert, sich zu melden, wenn sie etwas gegen die Verhandlungen einzuwenden hätten.

Der eigentliche Grund des Urteils lag wohl in der Auffassung, welche nach dem Kriege bestand, daß nämlich die Zeit des Königreichs Westfalen als ein Zustand der Gesetzlosigkeit und der Willkür zu betrachten sei, und daß alles, was aus ihr stammte, womöglich wieder aufgehoben werden müsse. Besonders klagten die adligen Grundbesitzer, daß sie durch die Härte der westfälischen Gesetze und den Kriegsdruck um ihr Eigentum gebracht seien. Dies traf aber für die Magdeburger Gegend nicht zu, denn außer Schricke und Hundisburg war nur noch ein adliges Gut verkauft worden, und diese drei waren so hoch verschuldet, daß sie sich unter allen Umständen nicht hätten halten können.

Zu dieser Zeit begann auch ein neuer Prozeß in bezug auf den Kauf von Hundisburg. Da reiste Nathusius nach Berlin und beschwerte sich laut und öffentlich. Er ging bis zum Staatskanzler Fürsten Hardenberg, der ihn aufs freundlichste empfing und zu Tisch einlud. Ihm stellte er vor, daß, wenn man so weiter verfahren wolle, eine allgemeine Unsicherheit des Eigentums eintreten und der Mißmut der ruhigen und wohlhabenden Bürger erweckt würde. Nach Hause schreibt er von Berlin aus: „Es ist allgemein anerkannt, daß eine Rechtsverletzung vorgegangen ist und daß es wieder abgeändert werden muß." Aber er hatte zu früh gehofft; bald darauf zeigte die Angelegenheit wieder ein anderes Gesicht, und so brachte er Wochen schwankend zwischen Mißmut und besseren Aussichten in Berlin zu. „Ich habe Langeweile," schreibt er zuletzt an

seine Frau, „und so große Sehnsucht nach Dir und den Kindern, daß ich es unmöglich länger aushalten kann. Es mag auch gehen wie es will. Ich komme vielleicht ganz unerwartet nach Hause. Es kann auch sein, ich denke morgen wieder anders. Ich bin wankelmütig und nicht wie sonst: entschlossen."

Schrikke blieb ihm verloren. Denn das Erkenntnis der höchsten Instanz konnte selbst der König nicht umstoßen, doch war es Nathusius' Auftreten zu danken, daß dies der erste und einzige Fall dieser Art blieb. Das übrige in westfälischer Zeit erworbene Grundeigentum wurde nicht angetastet, und er gewann auch den Prozeß über Hundisburg, obgleich dieser, wie sein Sohn schreibt, eigentlich besser begründet war, als derjenige über Schrikke.

Wie bei jeder Unternehmung, die ihm nicht gelungen war, mochte er auch von Schrikke nachher am liebsten gar nichts mehr hören. Er bot auch nicht darauf, als es 1820 wieder zum Verkauf kam. Was nun die Erstattung dessen anging, was er in das Gut hineingesteckt hatte, so glaubte er anfangs, daß es ohne weiteres genügen würde, wenn er seine Bücher vorlegte, aus denen klar hervorging, inwieweit die Kosten den Gewinn, welche er aus dem Gute gezogen, überstiegen. Statt dessen entstand aus der Angelegenheit durch den damaligen schleppenden Gang der Justiz ein neuer, unendlich langer, verwickelter Prozeß, der Nathusius selbst lange überlebt hat. Seine Söhne erbten ihn und nach 24 Jahren schwebte er noch in der ersten Instanz. Einer seiner Söhne erzählte unter anderm von dem tragikomischen Schicksal eines Schimmels, von dem nicht nachzuweisen war, ob er zum Inventar gehörte, das Nathusius angeschafft hatte, oder ob er den Gläubigern zukam. Der Schimmel hatte längst das Zeitliche gesegnet, als er immer noch in den Akten weitergeführt wurde. Wann der Prozeß schließlich entschieden wurde, kann ich nicht angeben. Als einzige sichtbare Erinnerung daran blieb in Althaldensleben der große, eigenartige Schreibtisch des Prinzen Louis Ferdinand.

Nathusius fühlte zuweilen selbst die Gefahr, die ihm in jener Zeit des Aufschwungs nach den Kriegen drohte: sie lag in seiner rastlosen Phantasie und Unternehmungslust, und um sich selbst und seinen ins schrankenlose gehenden Ideen einen Damm zu setzen, schrieb er im Jahre 1815 das Gelübde nieder: „Es sollen schlechterdings keine neuen Pläne zur Anlegung von irgend etwas gemacht werden." Aber dies Wort war nur der Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung, und es war ihm unmöglich, einen solchen Vorsatz einzuhalten. Schon zur Zeit, da er dies Gelübde niederschrieb, waren die Fäden zu weiterem Fortschritt gesponnen. Aus den schon bestehenden Anlagen entwickelten sich immer wieder neue Versuche und bildeten sich neue Industriezweige. Die bedeutendste der schon begonnenen Unternehmungen und die wichtigste für die Allgemeinheit war die Rübenzuckerproduktion. Abgesehen von der Tabaksfabrikation hat er keine Sache so wie diese praktisch selbst betrieben, da er die ungeheure Wichtigkeit derselben erkannte. Indessen war die Fabrikation damals noch sehr zurück, und es gab eine Menge Schwierigkeiten zu lösen. Zuerst die Frage wegen der Aufbewahrung der Rüben, da Nathusius schon 1813 11000 Zentner gebaut hatte. Die Verluste waren groß, bis man sich entschloß, nur einen kleinen Teil des Jahres zu arbeiten und die Rüben möglichst frisch zu verwerten. Auch die Versuche, aus den Abgängen der Rüben Essig, Likör und Rum zu gewinnen, bewährten sich nicht. Trotzdem ging, wie schon gesagt, das Geschäft sehr gut, bis die Kontinentalsperre aufgehoben wurde, dann aber änderte sich die Lage, sollte die Fabrik fortbestehen, so mußte sie noch bedeutend vervollkommnet werden. Nathusius gab die Hoffnung nicht auf, mit Mut und Energie arbeitete er weiter an der Sache und stellte Versuche über Versuche an. Ein Plantageninspektor aus Surinam, der Althaldensleben 1817 besuchte, gab neue Anregung in bezug auf Klärung des Saftes, und Nathusius trat mit dem Chemiker Professor Hermstädt in Verbindung,

der damals eine Berühmtheit in bezug auf technische Gewerbe war. Acht Tage hielt sich auch Thaer mit anderen Männern, welche bei der Sache interessiert waren, in Althaldensleben auf und nahm an den verschiedenen Versuchen teil.

Aber je weiter Nathusius auf dem betretenen Wege weiter schritt, um so mehr erkannte er, daß es ihm in zwei Punkten erheblich mangelte. Ihm fehlte es an genügendem Beistande, erstens was die Chemie, zweitens was die Mechanik betraf, zwei der mächtigsten Hebel, welche ihm zu seinen Unternehmungen unentbehrlich waren. Beide Wissenschaften wurden bisher in Deutschland wenig zu einer rationellen Förderung der Industrie angewandt — das sah er in seinem weitblickenden, gemeinnützigen Sinn ein. Mit der Mechanik sich zu beschäftigen, hatte er gar nicht Gelegenheit gehabt, und dieser Mangel ist bis zuletzt ein Hindernis gewesen, mit dem er bei seinen Anlagen schwer zu kämpfen hatte. Von der Chemie besaß er allerdings allgemeine Kenntnisse, die er auf seine geniale Weise benutzte, doch vermißte er auch hier eine eigentlich systematische und praktische Ausbildung und sah sich daher nach Leuten um, welche ihm hierin zur Seite stehen konnten. Für die Chemie fand sich denn auch ein tüchtiger Mitarbeiter, namens Lohman, dem ein Laboratorium eingerichtet wurde. Mit seiner Hilfe plante Nathusius eine vollständige chemische Fabrik, in welcher nicht nur Liköre, Essige, aller Art Parfüms, französische Mostriche, sondern auch medizinische Präparate und ätherische Öle fabriziert werden sollten. Allein schon der Anfang belehrte ihn, daß er mit seiner Phantasie diesmal wieder zu weit gegangen war. Diese Fabrikation mit ihren schwierigen Prozessen erforderte eine große Anzahl geübter Gehilfen des Direktors und das Personal der Althaldensleber Betriebe war schon so bedeutend, daß eine Vermehrung nicht rätlich schien. Nur die Essig- und Likörfabrikation blieb eine Zeitlang bestehen, auch Mostrich wurde gemacht, im übrigen

diente das Laboratorium ferner nur zur wissenschaftlichen Unterstützung der übrigen Industrien.

Mit dem chemischen Verfahren zur Zuckergewinnung war Nathusius nun im reinen, aber der finanzielle Erfolg blieb trotzdem aus, die Gewinnung des Zuckers im großen entsprach nicht den Versuchen, welche er im kleinen angestellt hatte. Da erkannte er, daß es ihm an den rechten mechanischen Hilfsmitteln zum Zerkleinern und Auspressen der Rüben fehlte. Bei den bisher gebrauchten Apparaten blieb ein großer Teil des Zuckers aufgelöst in den Rückständen, selbst den Saft bekam man nicht vollständig heraus.

Im Juli 1815 war Nathusius in Berlin, wo er jetzt eine Menge Verbindungen besaß, und lernte bei dem Berghauptmann Gerhard einen jungen Mann namens Neubauer kennen, der, aus Königsberg gebürtig, eine Reihe von Jahren in England als Mechaniker gearbeitet hatte und dem Staate seine Dienste zur Gründung einer Maschinenfabrik antrug. Der Staat aber verlangte Proben seiner Tätigkeit zur Sicherung des Erfolges, und die konnte er ohne Anlagekapital nicht geben. Man machte Nathusius auf die Projekte des Mannes aufmerksam, und die Persönlichkeit Neubauers gefiel ihm. Er war ein stattlicher junger Mann, der über seine Angelegenheiten mit der größten Geläufigkeit zu reden wußte, die schönsten Zeichnungen machte und einen so hohen Grad von Selbstvertrauen besaß, daß er dadurch auch andere von seinem Werte überzeugte. Nathusius nahm ihn mit nach Althaldensleben, um gleich die besseren Reibe- und Preßanstalten für die Rüben einzurichten. Zu gleicher Zeit wurde ein großer Dampfapparat angeschafft, für den ein eignes Gebäude errichtet werden mußte, und eine neue Vorrichtung zum Sieden des Zuckers bei vermindertem Luftdruck. Er nahm auch zwei gelernte Zuckersieder an, welche ein hohes Gehalt erhielten. Als ein Hindernis der ganzen deutschen Zuckerfabrikation erkannte Nathusius, daß Rohzuckerbereitung und Raffinerie damals noch

in einer Fabrik verbunden sein mußten. Sein Zukunftsplan für die Verbreitung der Zuckergewinnung war folgender: „Wie jeder Landwirt sein Brotkorn selbst baut, sein Pflaumenmus selbst kocht, so muß er auch seinen Rohzucker und Sirup selbst kochen, wie in Frankreich, wo jeder Bauer seine Vorrichtung dazu hat und den eingekochten Saft an die Fabriken abliefert. Nur auf diese Weise kann die Rübenzuckerfabrikation wohltätig auf die Landeskultur wirken, indem jeder Landwirt die Abfälle behält und die Fabriken in der gehörigen Größe das ganze Jahr hindurch arbeiten." Er versuchte einen Teil seines Zuckers in Berlin raffinieren zu lassen, wo sich eine große Raffinerie indischen Zuckers befand, aber das Resultat war weniger gut wie das in Althaldensleben erreichte. Er mußte nun nach wie vor seinen Zucker selbst raffinieren, und auf seine Veranlassung entstanden in der Gegend mehrere Rohzuckerfabriken, deren Fabrikate er gleichfalls verarbeitete. Er hoffte auf diese Weise eine Musterfabrik für Deutschland zu gründen und zeigte gern seinen vielen Besuchern die ganze Fabrik, teilte ihnen auch seine Erfahrungen mit.

Der Zucker, den er lieferte, war jetzt so gut, daß er in den Verdacht kam, indischen Zucker zu raffinieren und sich damit der Steuerdefraudation schuldig zu machen. Neujahr 1816 kamen zwei Herren von der Magdeburger Regierung, sich die Althaldensleber Gewerbeanstalt — so nannte jetzt Nathusius seine Schöpfung — anzusehen. Bei den vielen Gästen, die sich zu gleichem Zweck einstellten, fiel ihr Besuch nicht weiter auf, doch bemerkte Nathusius bald, daß sie mit besonderer Sorgfalt und Heimlichkeit die Fabrikation des Zuckers beobachteten. Er befragte sie geradezu nach dem Grunde, und mit etwas umständlicher Höflichkeit gaben sie sich als Kommissare zu erkennen, die wegen dieses Verdachtes von der Regierung abgesandt waren. Das kränkte Nathusius bitter, der sich doch bewußt war, mit so großer Anstrengung für das allgemeine Beste zu arbeiten. Er ließ ihnen sogleich alles zeigen und vor-

legen und bestand darauf, daß sie nun bei dem ganzen Prozeß von A bis Z zugegen wären. Er dauerte 24 Stunden. Als es Nacht wurde, erklärten sie sich hinreichend überzeugt, daß in der Fabrik alles mit rechten Dingen zugehe und wünschten sich schlafen zu legen. Aber das duldete Nathusius nicht, sie mußten bis zu Ende aushalten, und er blieb mit ihnen die ganze Nacht auf, bis sie den fertigen Zucker in der Hand hielten.

Leider aber waren die mechanischen Verbesserungen, die Neubauer mit so viel Kosten eingeführt hatte, nicht gelungen, 1820 gab Nathusius der schlechten finanziellen Resultate wegen die Fabrik ganz auf und verwandelte sie in eine Raffinerie von indischem Zucker. Alle anderen preußischen Fabriken waren schon vor der seinigen eingegangen, er blieb der letzte auf dem Kampfplatz. Als nun nach Jahren die Fabrikation mit besseren mechanischen Vorrichtungen wieder aufgenommen wurde, hatte er den Glauben an die Sache verloren und blieb bei der Behauptung, daß bei der niedrigen Besteuerung des indischen Zuckers sie nicht mit Gewinn bestehen könne. Er verkaufte noch kurz vor seinem Tode die alten Geräte an eine neu entstandene Fabrik.

Ich gehe hier zurück auf Neubauers fernere Tätigkeit, welche zwei bis drei Jahre dauerte und einen tragischen Abschluß fand. Seine Pläne übten auf Nathusius eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und jener wußte sich einen unbeschränkten Einfluß auf ihn zu verschaffen. Wenn er einen Wunsch aussprach oder auch nur andeutete, so war Neubauers zuversichtliche Antwort stets: „Warum nicht? Das mache ich." So war der Entwurf zu einer Maschinenfabrik, wie sie in Norddeutschland noch nicht bestand, bald fertig und die Vorbereitungen dazu wurden mit der größten Energie betrieben. Nathusius bestimmte 12 000 Taler dazu, aber darüber hinaus sollte nicht gegangen werden. Um Neubauer noch mehr für die Sache zu interessieren, machte er mit ihm einen Sozietätskontrakt, wodurch dieser einen Anteil am Gewinn des Geschäfts erhalten

sollte. Eine Wassermühle, die gleich unter dem Hundisburger Schloß im Tal lag, wurde niedergerissen, um dort einen Kupferhammer und eine Eisengießerei aufzuführen. Die Hämmer und Bälge trieb das Wasser. Die Familie Nathusius wohnte damals wieder in Althaldensleben, doch wurde wahrscheinlich noch öfter hin und her gezogen, erst zu Anfang der zwanziger Jahre wurde Althaldensleben ganz dauernder Wohnort. Das halbe Hundisburger Schloß wurde nun zum Arbeitslokal der Fabrik bestimmt, und Nathusius ergriff die Sache mit so leidenschaftlichem Eifer, daß alles geschah, was nur Neubauer zu ihrem Gedeihen forderte. Im Frühjahr 1816 wurde er nach England geschickt und vorher lernte Nathusius in eigner Person noch von ihm die Stahlfabrikation, damit während seiner Abwesenheit die Arbeit fortgesetzt werden konnte. Ein Mechaniker aus Berlin wurde auf seine Empfehlung hin verschrieben, um während dieser Zeit als Werkmeister zu dienen, und um ihn zu bekommen, wurde ihm seine ganze Werkstatt gleich mit abgekauft. Aus England brachte nun Neubauer Drehbänke, Modelle usw. mit, was damals alles noch enorm teuer war, und zugleich zwölf englische Maschinenarbeiter. Ein Buchhalter, den Nathusius gar nicht bestellt hatte und der kein Wort Deutsch verstand, wurde mit 500 Talern abgefunden und nach England zurückgeschickt.

Nun sollte die Arbeit erst recht beginnen. In den prächtigen Zimmern mit gepreßten Ledertapeten und Decken von kostbarem Stuck aus der Alvenslebenschen Zeit rasselten die Drehbänke und sprühten die Feilspäne, das ganze Schloß ertönte vom Hammerschlag und Lärm der Werkstätten, die fremde, breite Sprache der englischen Kolonie mischte sich unharmonisch mit der deutschen. Die fremden Arbeiter brachten die Ansprüche Altenglands mit herüber in die bescheidenen Gewohnheiten des deutschen Dorfes und nichts war ihnen gut genug. Jede Woche wurde für sie ein Ochse geschlachtet, denn sie aßen nichts als Fleisch, und nicht einmal alle Stücke vom

Rinde. Mit der deutschen Küche waren sie so unzufrieden, daß schließlich einer von ihnen zum Koch für sie ernannt wurde, der weiter nichts zu tun hatte, als ihnen das Essen nach ihrem Geschmack zu bereiten. Aus Althaldensleben wurde der Porter tonnenweise herübergeschafft — Nathusius gewährte alles, denn wenn der Erfolg kam, auf den er bestimmt rechnete, so war die Aussicht auf Gewinn freilich enorm. Er hatte das erwachende Bedürfnis der Zeit ganz richtig erschaut und getroffen. Kaum war die Sache bekannt geworden, als auch Bestellungen im großen und kleinen einliefen. Für mehrere Jahre im voraus gab es zu tun. Man fragte gar nicht: „Was kostet es?“ sondern nur: „Wie bald kann ich's haben?“ Einer überbot den andern, um nur die bestellten Maschinen früher zu erhalten.

Solche Resultate mußten Nathusius zu allem ermutigen. Es war ein großartiges Treiben damals in Hundisburg, und Fremde von nah und fern fanden sich ein, um diese neue große Unternehmung kennen zu lernen. Aber schon als er den Plan zu der Fabrik faßte, hatten sich warnende Stimmen erhoben. Auch solche, die gar nicht zu den Scharfsinnigsten gehörten, wollten in Neubauer einen Schwindler erkennen. Gleich im Anfang wollte ihm auch manches nicht glücken: das Gußeisen war spröde und brach — es fand sich, daß nicht einmal die rechten Kohlen dazu genommen waren. Um keine Zeit zu verlieren, wurden die großen Stücke gleich in den Gießereien im Harz bestellt. Daß Neubauer nichts weniger als ein genauer Rechner war, zeigte sich immer deutlicher, an die Arbeiter zahlte er, was sie verlangten, obwohl Nathusius ausdrücklich bestimmt hatte, daß alles stückweise in Akkord gehen sollte. Aber: „Laßt ihn nur,“ war seines Gönners Antwort auf solche Bedenken, „macht ihn nicht irre, er muß es am besten verstehen.“ Zwei bis drei Jahre war nun die Fabrik im Gang und noch hatte Neubauer kein größeres Werk geliefert, da endlich wurde eine Dampfmaschine fertig und in Hundisburg aufgestellt. Sie ging vortrefflich. Von allen Seiten kam man

herbei, sie zu sehen, auch der Regierungspräsident aus Magdeburg stellte sich ein und was da sonst noch von leitenden und bedeutenden Persönlichkeiten war. Nathusius wollte die Maschine für sich behalten, um etwas Fertiges zu haben, mehrere andere waren noch in Arbeit. Aber ein Fabrikant aus der Umgegend bot ihm noch 1000 Taler über den Preis, wenn er sie ihm überlassen wollte, statt der noch unfertigen, die er bestellt hatte, und Nathusius ging aus Gefälligkeit darauf ein. Neubauer stellte sie am Orte ihrer Bestimmung auf, aber als man mit dem Betrieb anfangen wollte, versagte sie vollständig. Der Käufer schrieb, mahnte, machte Entschädigungsansprüche. Nathusius hielt sich an Neubauer, und dieser erklärte, er müsse gleich noch ein neues Stück für die Maschine bei der Harzer Gießerei bestellen. So reiste er ab, nahm Nathusius' Wagen mit und noch ein paar hundert Taler, die er sich auf dessen Namen unterwegs geben ließ. Damit war er verschwunden. Wäre er ein ausgemachter Betrüger gewesen, so hätte er noch viel mehr mitgehen heißen, so nahm er nur so viel, um sich aus dem Staube machen zu können. Denn er sah jetzt endlich ein, daß er der Sache nicht gewachsen war. Wahrscheinlich ist er über Hamburg nach Amerika gegangen, man hat nie wieder etwas von ihm gehört noch gesehen.

Jetzt erst gingen seinem Gönner die Augen auf über den Mann, dem er ein so felsenfestes Vertrauen geschenkt hatte: er war eben nur ein sehr geschickter Arbeiter und Zeichner gewesen, aber kein wissenschaftlich gebildeter Mechaniker. Ein großartiger Renommist, der sich einbildete, wirklich das leisten zu können, was man von ihm erwartete. Nathusius war wie zerschmettert. Mit glänzenden Hoffnungen angefangen, von aller Welt bewundert, hatte er über 100 000 Taler in das Unternehmen hineingesteckt, das nun wie eine Seifenblase zerplatzt war. Von einem Schwindler betrogen — die Demütigung war für ihn über die Maßen furchtbar. Man kann sich einen Begriff von seinem Seelenzustand machen, wenn man weiß,

daß er seinem besten Freunde später einmal beichtete, er hätte sich in ähnlichen Lebenslagen mit dem Gedanken getragen, Gift zu nehmen. Er blieb mehrere Tage in seinem Zimmer, wo er nichts tat, als beständig auf und ab zu gehen. „Ich kann mich doch nun vor keinem Menschen wieder sehen lassen!" rief er aus, und ein paarmal blieb er stehen und fragte: „Hab' ich denn meinen Verstand wohl noch?" Bange Tage gingen vorüber, bis auch diese Wunde allmählich zu heilen begann. Aber es lag in seiner Natur, daß Narben wie diese für seine ganze übrige Lebenszeit empfindlich blieben und die Berührung nicht vertrugen. Er wollte von der ganzen Sache nichts mehr wissen, die Fabrik stand von Stund' an still, und er übergab die Angelegenheit den Gerichten auf Grund des Sozietätskontrakts mit Neubauer. Die Türen der Lokale wurden versiegelt, dahinter blieb alles, wie es gerade lag und stand, und die Arbeiter mußten über Hals und Kopf davon. Neubauer wurde steckbrieflich verfolgt und Nathusius setzte in seinem Zorn einen Preis von 100 Louisdor auf seinen Kopf. Umsonst — nur in Schlesien wurde ein armes Schulmeisterlein, auf das der Steckbrief paßte, ergriffen und bis zur nächsten großen Stadt transportiert. Da klärte sich der Irrtum.

So scheiterte das ohne Zweifel richtig berechnete große Unternehmen an einem einzigen Menschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte es sonst einen Erfolg gehabt, wie kein anderes von Nathusius' Anlagen. Er hatte sich nicht in der Sache, sondern in der Person geirrt. Sein schrankenloses Zutrauen zu einigen Persönlichkeiten, die seiner Phantasie in idealem Lichte erschienen, hat ihm mehr als einmal in dieser Periode seines Lebens schweres Lehrgeld gekostet. Seit er aufhörte, nur Kaufmann zu sein und diese engeren Grenzen durchbrochen hatte, ging er überhaupt nicht mehr mit der früheren kaltblütigen Sicherheit und Berechnung zu Werke.

Man riet ihm, sogleich einen anderen Direktor kommen zu lassen, die Sache nicht aufzugeben, das Kapital nicht ohne

seine Frau, „und so große Sehnsucht nach Dir und den Kindern, daß ich es unmöglich länger aushalten kann. Es mag auch gehen wie es will. Ich komme vielleicht ganz unerwartet nach Hause. Es kann auch sein, ich denke morgen wieder anders. Ich bin wankelmütig und nicht wie sonst: entschlossen."

Schrikke blieb ihm verloren. Denn das Erkenntnis der höchsten Instanz konnte selbst der König nicht umstoßen, doch war es Nathusius' Auftreten zu danken, daß dies der erste und einzige Fall dieser Art blieb. Das übrige in westfälischer Zeit erworbene Grundeigentum wurde nicht angetastet, und er gewann auch den Prozeß über Hundisburg, obgleich dieser, wie sein Sohn schreibt, eigentlich besser begründet war, als derjenige über Schrikke.

Wie bei jeder Unternehmung, die ihm nicht gelungen war, mochte er auch von Schrikke nachher am liebsten gar nichts mehr hören. Er bot auch nicht darauf, als es 1820 wieder zum Verkauf kam. Was nun die Erstattung dessen anging, was er in das Gut hineingesteckt hatte, so glaubte er anfangs, daß es ohne weiteres genügen würde, wenn er seine Bücher vorlegte, aus denen klar hervorging, inwieweit die Kosten den Gewinn, welche er aus dem Gute gezogen, überstiegen. Statt dessen entstand aus der Angelegenheit durch den damaligen schleppenden Gang der Justiz ein neuer, unendlich langer, verwickelter Prozeß, der Nathusius selbst lange überlebt hat. Seine Söhne erbten ihn und nach 24 Jahren schwebte er noch in der ersten Instanz. Einer seiner Söhne erzählte unter anderm von dem tragikomischen Schicksal eines Schimmels, von dem nicht nachzuweisen war, ob er zum Inventar gehörte, das Nathusius angeschafft hatte, oder ob er den Gläubigern zukam. Der Schimmel hatte längst das Zeitliche gesegnet, als er immer noch in den Akten weitergeführt wurde. Wann der Prozeß schließlich entschieden wurde, kann ich nicht angeben. Als einzige sichtbare Erinnerung daran blieb in Althaldensleben der große, eigenartige Schreibtisch des Prinzen Louis Ferdinand.

Nathusius fühlte zuweilen selbst die Gefahr, die ihm in jener Zeit des Aufschwungs nach den Kriegen drohte: sie lag in seiner rastlosen Phantasie und Unternehmungslust, und um sich selbst und seinen ins schrankenlose gehenden Ideen einen Damm zu setzen, schrieb er im Jahre 1815 das Gelübde nieder: „Es sollen schlechterdings keine neuen Pläne zur Anlegung von irgend etwas gemacht werden.“ Aber dies Wort war nur der Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung, und es war ihm unmöglich, einen solchen Vorsatz einzuhalten. Schon zur Zeit, da er dies Gelübde niederschrieb, waren die Fäden zu weiterem Fortschritt gesponnen. Aus den schon bestehenden Anlagen entwickelten sich immer wieder neue Versuche und bildeten sich neue Industriezweige. Die bedeutendste der schon begonnenen Unternehmungen und die wichtigste für die Allgemeinheit war die Rübenzuckerproduktion. Abgesehen von der Tabaksfabrikation hat er keine Sache so wie diese praktisch selbst betrieben, da er die ungeheure Wichtigkeit derselben erkannte. Indessen war die Fabrikation damals noch sehr zurück, und es gab eine Menge Schwierigkeiten zu lösen. Zuerst die Frage wegen der Aufbewahrung der Rüben, da Nathusius schon 1813 11000 Zentner gebaut hatte. Die Verluste waren groß, bis man sich entschloß, nur einen kleinen Teil des Jahres zu arbeiten und die Rüben möglichst frisch zu verwerten. Auch die Versuche, aus den Abgängen der Rüben Essig, Likör und Rum zu gewinnen, bewährten sich nicht. Trotzdem ging, wie schon gesagt, das Geschäft sehr gut, bis die Kontinentalsperre aufgehoben wurde, dann aber änderte sich die Lage, sollte die Fabrik fortbestehen, so mußte sie noch bedeutend vervollkommnet werden. Nathusius gab die Hoffnung nicht auf, mit Mut und Energie arbeitete er weiter an der Sache und stellte Versuche über Versuche an. Ein Plantageninspektor aus Surinam, der Althaldensleben 1817 besuchte, gab neue Anregung in bezug auf Klärung des Saftes, und Nathusius trat mit dem Chemiker Professor Hermstädt in Verbindung,

der damals eine Berühmtheit in bezug auf technische Gewerbe war. Acht Tage hielt sich auch Thaer mit anderen Männern, welche bei der Sache interessiert waren, in Althaldensleben auf und nahm an den verschiedenen Versuchen teil.

Aber je weiter Nathusius auf dem betretenen Wege weiter schritt, um so mehr erkannte er, daß es ihm in zwei Punkten erheblich mangelte. Ihm fehlte es an genügendem Beistande, erstens was die Chemie, zweitens was die Mechanik betraf, zwei der mächtigsten Hebel, welche ihm zu seinen Unternehmungen unentbehrlich waren. Beide Wissenschaften wurden bisher in Deutschland wenig zu einer rationellen Förderung der Industrie angewandt — das sah er in seinem weitblickenden, gemeinnützigen Sinn ein. Mit der Mechanik sich zu beschäftigen, hatte er gar nicht Gelegenheit gehabt, und dieser Mangel ist bis zuletzt ein Hindernis gewesen, mit dem er bei seinen Anlagen schwer zu kämpfen hatte. Von der Chemie besaß er allerdings allgemeine Kenntnisse, die er auf seine geniale Weise benutzte, doch vermißte er auch hier eine eigentlich systematische und praktische Ausbildung und sah sich daher nach Leuten um, welche ihm hierin zur Seite stehen konnten. Für die Chemie fand sich denn auch ein tüchtiger Mitarbeiter, namens Lohman, dem ein Laboratorium eingerichtet wurde. Mit seiner Hilfe plante Nathusius eine vollständige chemische Fabrik, in welcher nicht nur Likröe, Essige, aller Art Parfüms, französische Mostriche, sondern auch medizinische Präparate und ätherische Öle fabriziert werden sollten. Allein schon der Anfang belehrte ihn, daß er mit seiner Phantasie diesmal wieder zu weit gegangen war. Diese Fabrikation mit ihren schwierigen Prozessen erforderte eine große Anzahl geübter Gehilfen des Direktors und das Personal der Althaldensleber Betriebe war schon so bedeutend, daß eine Vermehrung nicht rätlich schien. Nur die Essig- und Likörfabrikation blieb eine Zeitlang bestehen, auch Mostrich wurde gemacht, im übrigen

diente das Laboratorium ferner nur zur wissenschaftlichen Unterstützung der übrigen Industrien.

Mit dem chemischen Verfahren zur Zuckergewinnung war Nathusius nun im reinen, aber der finanzielle Erfolg blieb trotzdem aus, die Gewinnung des Zuckers im großen entsprach nicht den Versuchen, welche er im kleinen angestellt hatte. Da erkannte er, daß es ihm an den rechten mechanischen Hilfsmitteln zum Zerkleinern und Auspressen der Rüben fehlte. Bei den bisher gebrauchten Apparaten blieb ein großer Teil des Zuckers aufgelöst in den Rückständen, selbst den Saft bekam man nicht vollständig heraus.

Im Juli 1815 war Nathusius in Berlin, wo er jetzt eine Menge Verbindungen besaß, und lernte bei dem Berghauptmann Gerhard einen jungen Mann namens Neubauer kennen, der, aus Königsberg gebürtig, eine Reihe von Jahren in England als Mechaniker gearbeitet hatte und dem Staate seine Dienste zur Gründung einer Maschinenfabrik antrug. Der Staat aber verlangte Proben seiner Tätigkeit zur Sicherung des Erfolges, und die konnte er ohne Anlagekapital nicht geben. Man machte Nathusius auf die Projekte des Mannes aufmerksam, und die Persönlichkeit Neubauers gefiel ihm. Er war ein stattlicher junger Mann, der über seine Angelegenheiten mit der größten Geläufigkeit zu reden wußte, die schönsten Zeichnungen machte und einen so hohen Grad von Selbstvertrauen besaß, daß er dadurch auch andere von seinem Werte überzeugte. Nathusius nahm ihn mit nach Althaldensleben, um gleich die besseren Reibe- und Preßanstalten für die Rüben einzurichten. Zu gleicher Zeit wurde ein großer Dampfapparat angeschafft, für den ein eignes Gebäude errichtet werden mußte, und eine neue Vorrichtung zum Sieden des Zuckers bei vermindertem Luftdruck. Er nahm auch zwei gelernte Zuckersieder an, welche ein hohes Gehalt erhielten. Als ein Hindernis der ganzen deutschen Zuckerfabrikation erkannte Nathusius, daß Rohzuckerbereitung und Raffinerie damals noch

in einer Fabrik verbunden sein mußten. Sein Zukunftsplan für die Verbreitung der Zuckergewinnung war folgender: „Wie jeder Landwirt sein Brotkorn selbst baut, sein Pflaumenmus selbst kocht, so muß er auch seinen Rohzucker und Sirup selbst kochen, wie in Frankreich, wo jeder Bauer seine Vorrichtung dazu hat und den eingekochten Saft an die Fabriken abliefert. Nur auf diese Weise kann die Rübenzuckerfabrikation wohltätig auf die Landeskultur wirken, indem jeder Landwirt die Abfälle behält und die Fabriken in der gehörigen Größe das ganze Jahr hindurch arbeiten." Er versuchte einen Teil seines Zuckers in Berlin raffinieren zu lassen, wo sich eine große Raffinerie indischen Zuckers befand, aber das Resultat war weniger gut wie das in Althaldensleben erreichte. Er mußte nun nach wie vor seinen Zucker selbst raffinieren, und auf seine Veranlassung entstanden in der Gegend mehrere Rohzuckerfabriken, deren Fabrikate er gleichfalls verarbeitete. Er hoffte auf diese Weise eine Musterfabrik für Deutschland zu gründen und zeigte gern seinen vielen Besuchern die ganze Fabrik, teilte ihnen auch seine Erfahrungen mit.

Der Zucker, den er lieferte, war jetzt so gut, daß er in den Verdacht kam, indischen Zucker zu raffinieren und sich damit der Steuerdefraudation schuldig zu machen. Neujahr 1816 kamen zwei Herren von der Magdeburger Regierung, sich die Althaldensleber Gewerbeanstalt — so nannte jetzt Nathusius seine Schöpfung — anzusehen. Bei den vielen Gästen, die sich zu gleichem Zweck einstellten, fiel ihr Besuch nicht weiter auf, doch bemerkte Nathusius bald, daß sie mit besonderer Sorgfalt und Heimlichkeit die Fabrikation des Zuckers beobachteten. Er befragte sie geradezu nach dem Grunde, und mit etwas umständlicher Höflichkeit gaben sie sich als Kommissare zu erkennen, die wegen dieses Verdachtes von der Regierung abgesandt waren. Das kränkte Nathusius bitter, der sich doch bewußt war, mit so großer Anstrengung für das allgemeine Beste zu arbeiten. Er ließ ihnen sogleich alles zeigen und vor-

legen und bestand darauf, daß sie nun bei dem ganzen Prozeß von A bis Z zugegen wären. Er dauerte 24 Stunden. Als es Nacht wurde, erklärten sie sich hinreichend überzeugt, daß in der Fabrik alles mit rechten Dingen zugehe und wünschten sich schlafen zu legen. Aber das duldete Nathusius nicht, sie mußten bis zu Ende aushalten, und er blieb mit ihnen die ganze Nacht auf, bis sie den fertigen Zucker in der Hand hielten.

Leider aber waren die mechanischen Verbesserungen, die Neubauer mit so viel Kosten eingeführt hatte, nicht gelungen, 1820 gab Nathusius der schlechten finanziellen Resultate wegen die Fabrik ganz auf und verwandelte sie in eine Raffinerie von indischem Zucker. Alle anderen preußischen Fabriken waren schon vor der seinigen eingegangen, er blieb der letzte auf dem Kampfplatz. Als nun nach Jahren die Fabrikation mit besseren mechanischen Vorrichtungen wieder aufgenommen wurde, hatte er den Glauben an die Sache verloren und blieb bei der Behauptung, daß bei der niedrigen Besteuerung des indischen Zuckers sie nicht mit Gewinn bestehen könne. Er verkaufte noch kurz vor seinem Tode die alten Geräte an eine neu entstandene Fabrik.

Ich gehe hier zurück auf Neubauers fernere Tätigkeit, welche zwei bis drei Jahre dauerte und einen tragischen Abschluß fand. Seine Pläne übten auf Nathusius eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und jener wußte sich einen unbeschränkten Einfluß auf ihn zu verschaffen. Wenn er einen Wunsch aussprach oder auch nur andeutete, so war Neubauers zuversichtliche Antwort stets: „Warum nicht? Das mache ich." So war der Entwurf zu einer Maschinenfabrik, wie sie in Norddeutschland noch nicht bestand, bald fertig und die Vorbereitungen dazu wurden mit der größten Energie betrieben. Nathusius bestimmte 12 000 Taler dazu, aber darüber hinaus sollte nicht gegangen werden. Um Neubauer noch mehr für die Sache zu interessieren, machte er mit ihm einen Sozietätskontrakt, wodurch dieser einen Anteil am Gewinn des Geschäfts erhalten

sollte. Eine Wassermühle, die gleich unter dem Hundisburger Schloß im Tal lag, wurde niedergerissen, um dort einen Kupferhammer und eine Eisengießerei aufzuführen. Die Hämmer und Bälge trieb das Wasser. Die Familie Nathusius wohnte damals wieder in Althaldensleben, doch wurde wahrscheinlich noch öfter hin und her gezogen, erst zu Anfang der zwanziger Jahre wurde Althaldensleben ganz dauernder Wohnort. Das halbe Hundisburger Schloß wurde nun zum Arbeitslokal der Fabrik bestimmt, und Nathusius ergriff die Sache mit so leidenschaftlichem Eifer, daß alles geschah, was nur Neubauer zu ihrem Gedeihen forderte. Im Frühjahr 1816 wurde er nach England geschickt und vorher lernte Nathusius in eigner Person noch von ihm die Stahlfabrikation, damit während seiner Abwesenheit die Arbeit fortgesetzt werden konnte. Ein Mechaniker aus Berlin wurde auf seine Empfehlung hin verschrieben, um während dieser Zeit als Werkmeister zu dienen, und um ihn zu bekommen, wurde ihm seine ganze Werkstatt gleich mit abgekauft. Aus England brachte nun Neubauer Drehbänke, Modelle usw. mit, was damals alles noch enorm teuer war, und zugleich zwölf englische Maschinenarbeiter. Ein Buchhalter, den Nathusius gar nicht bestellt hatte und der kein Wort Deutsch verstand, wurde mit 500 Talern abgefunden und nach England zurückgeschickt.

Nun sollte die Arbeit erst recht beginnen. In den prächtigen Zimmern mit gepreßten Ledertapeten und Decken von kostbarem Stuck aus der Alvenslebenschen Zeit rasselten die Drehbänke und sprühten die Feilspäne, das ganze Schloß ertönte vom Hammerschlag und Lärm der Werkstätten, die fremde, breite Sprache der englischen Kolonie mischte sich unharmonisch mit der deutschen. Die fremden Arbeiter brachten die Ansprüche Altenglands mit herüber in die bescheidenen Gewohnheiten des deutschen Dorfes und nichts war ihnen gut genug. Jede Woche wurde für sie ein Ochse geschlachtet, denn sie aßen nichts als Fleisch, und nicht einmal alle Stücke vom

Rinde. Mit der deutschen Küche waren sie so unzufrieden, daß schließlich einer von ihnen zum Koch für sie ernannt wurde, der weiter nichts zu tun hatte, als ihnen das Essen nach ihrem Geschmack zu bereiten. Aus Althaldensleben wurde der Porter tonnenweise herübergeschafft — Nathusius gewährte alles, denn wenn der Erfolg kam, auf den er bestimmt rechnete, so war die Aussicht auf Gewinn freilich enorm. Er hatte das erwachende Bedürfnis der Zeit ganz richtig erschaut und getroffen. Kaum war die Sache bekannt geworden, als auch Bestellungen im großen und kleinen einliefen. Für mehrere Jahre im voraus gab es zu tun. Man fragte gar nicht: „Was kostet es?“ sondern nur: „Wie bald kann ich's haben?“ Einer überbot den andern, um nur die bestellten Maschinen früher zu erhalten.

Solche Resultate mußten Nathusius zu allem ermutigen. Es war ein großartiges Treiben damals in Hundisburg, und Fremde von nah und fern fanden sich ein, um diese neue große Unternehmung kennen zu lernen. Aber schon als er den Plan zu der Fabrik faßte, hatten sich warnende Stimmen erhoben. Auch solche, die gar nicht zu den Scharfsinnigsten gehörten, wollten in Neubauer einen Schwindler erkennen. Gleich im Anfang wollte ihm auch manches nicht glücken: das Gußeisen war spröde und brach — es fand sich, daß nicht einmal die rechten Kohlen dazu genommen waren. Um keine Zeit zu verlieren, wurden die großen Stücke gleich in den Gießereien im Harz bestellt. Daß Neubauer nichts weniger als ein genauer Rechner war, zeigte sich immer deutlicher, an die Arbeiter zahlte er, was sie verlangten, obwohl Nathusius ausdrücklich bestimmt hatte, daß alles stückweise in Akkord gehen sollte. Aber: „Laßt ihn nur,“ war seines Gönners Antwort auf solche Bedenken, „macht ihn nicht irre, er muß es am besten verstehen.“ Zwei bis drei Jahre war nun die Fabrik im Gang und noch hatte Neubauer kein größeres Werk geliefert, da endlich wurde eine Dampfmaschine fertig und in Hundisburg aufgestellt. Sie ging vortrefflich. Von allen Seiten kam man

herbei, sie zu sehen, auch der Regierungspräsident aus Magdeburg stellte sich ein und was da sonst noch von leitenden und bedeutenden Persönlichkeiten war. Nathusius wollte die Maschine für sich behalten, um etwas Fertiges zu haben, mehrere andere waren noch in Arbeit. Aber ein Fabrikant aus der Umgegend bot ihm noch 1000 Taler über den Preis, wenn er sie ihm überlassen wollte, statt der noch unfertigen, die er bestellt hatte, und Nathusius ging aus Gefälligkeit darauf ein. Neubauer stellte sie am Orte ihrer Bestimmung auf, aber als man mit dem Betrieb anfangen wollte, versagte sie vollständig. Der Käufer schrieb, mahnte, machte Entschädigungsansprüche. Nathusius hielt sich an Neubauer, und dieser erklärte, er müsse gleich noch ein neues Stück für die Maschine bei der Harzer Gießerei bestellen. So reiste er ab, nahm Nathusius' Wagen mit und noch ein paar hundert Taler, die er sich auf dessen Namen unterwegs geben ließ. Damit war er verschwunden. Wäre er ein ausgemachter Betrüger gewesen, so hätte er noch viel mehr mitgehen heißen, so nahm er nur so viel, um sich aus dem Staube machen zu können. Denn er sah jetzt endlich ein, daß er der Sache nicht gewachsen war. Wahrscheinlich ist er über Hamburg nach Amerika gegangen, man hat nie wieder etwas von ihm gehört noch gesehen.

Jetzt erst gingen seinem Gönner die Augen auf über den Mann, dem er ein so felsenfestes Vertrauen geschenkt hatte: er war eben nur ein sehr geschickter Arbeiter und Zeichner gewesen, aber kein wissenschaftlich gebildeter Mechaniker. Ein großartiger Renommist, der sich einbildete, wirklich das leisten zu können, was man von ihm erwartete. Nathusius war wie zerschmettert. Mit glänzenden Hoffnungen angefangen, von aller Welt bewundert, hatte er über 100 000 Taler in das Unternehmen hineingesteckt, das nun wie eine Seifenblase zerplatzt war. Von einem Schwindler betrogen — die Demütigung war für ihn über die Maßen furchtbar. Man kann sich einen Begriff von seinem Seelenzustand machen, wenn man weiß,

daß er seinem besten Freunde später einmal beichtete, er hätte sich in ähnlichen Lebenslagen mit dem Gedanken getragen, Gift zu nehmen. Er blieb mehrere Tage in seinem Zimmer, wo er nichts tat, als beständig auf und ab zu gehen. „Ich kann mich doch nun vor keinem Menschen wieder sehen lassen!" rief er aus, und ein paarmal blieb er stehen und fragte: „Hab' ich denn meinen Verstand wohl noch?" Bange Tage gingen vorüber, bis auch diese Wunde allmählich zu heilen begann. Aber es lag in seiner Natur, daß Narben wie diese für seine ganze übrige Lebenszeit empfindlich blieben und die Berührung nicht vertrugen. Er wollte von der ganzen Sache nichts mehr wissen, die Fabrik stand von Stund' an still, und er übergab die Angelegenheit den Gerichten auf Grund des Sozietätskontrakts mit Neubauer. Die Türen der Lokale wurden versiegelt, dahinter blieb alles, wie es gerade lag und stand, und die Arbeiter mußten über Hals und Kopf davon. Neubauer wurde steckbrieflich verfolgt und Nathusius setzte in seinem Zorn einen Preis von 100 Louisdor auf seinen Kopf. Umsonst — nur in Schlesien wurde ein armes Schulmeisterlein, auf das der Steckbrief paßte, ergriffen und bis zur nächsten großen Stadt transportiert. Da klärte sich der Irrtum.

So scheiterte das ohne Zweifel richtig berechnete große Unternehmen an einem einzigen Menschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte es sonst einen Erfolg gehabt, wie kein anderes von Nathusius' Anlagen. Er hatte sich nicht in der Sache, sondern in der Person geirrt. Sein schrankenloses Zutrauen zu einigen Persönlichkeiten, die seiner Phantasie in idealem Lichte erschienen, hat ihm mehr als einmal in dieser Periode seines Lebens schweres Lehrgeld gekostet. Seit er aufhörte, nur Kaufmann zu sein und diese engeren Grenzen durchbrochen hatte, ging er überhaupt nicht mehr mit der früheren kaltblütigen Sicherheit und Berechnung zu Werke.

Man riet ihm, sogleich einen anderen Direktor kommen zu lassen, die Sache nicht aufzugeben, das Kapital nicht ohne

weiteres fortzuwerfen. Aber er wollte nun nicht mehr und solange er lebte, durfte man in seiner Gegenwart dies Erlebnis nicht berühren, ohne ihn schwer zu verstimmen. Nur die Eisengießerei und der Kupferhammer blieben für sich bestehen und wurden tüchtig weitergeführt. Dennoch hat Nathusius auch durch diese Sache der Industrie genützt, indirekt, indem dadurch das Bedürfnis nach Maschinen und verbesserten Geräten deutlicher wie bisher zutage trat, und direkt, weil er die englischen Arbeiter herübergezogen hatte. Einer von ihnen, der die Sache besser verstand als Neubauer, obgleich er nicht einmal schreiben konnte, legte in der Folge eine Maschinenfabrik für eigne Rechnung in Magdeburg an, die sehr gute Geschäfte machte, und später vom Grafen Stolberg-Wernigerode übernommen wurde.

Einige Jahre waren vergangen, da lebte das Schmerzenskind, die Maschinenfabrik, doch noch einmal auf. Es kam auf Besuch nach Althaldensleben ein Kopenhagener Mechaniker namens Winstrup, der in seiner Heimat eine eigne kleine Fabrik besaß. Bei dem Überfall von Kopenhagen durch die Engländer 1802 hatte er sich sehr verdient gemacht, indem er in einem kleinen Kahn eine kühne Rekognoszierung der englischen Flotte ausführte und später bei der Beschießung mit einigen tapfern Gesellen eine Menge Bomben durch Schnelligkeit und Geistesgegenwart unschädlich machte. Dafür war ihm der Danebrogsorden verliehen und der Staat hatte ihm ein Kapital zur Anlage seiner Fabrik gegeben. Winstrups Persönlichkeit war das völlige Gegenteil des schwindelhaften Neubauers. Ein ehrlicher nordischer Biedermann mit breitem Haupt und festen Kinnladen, struppigem Haar und einem starken Barte ums ganze Gesicht herum. Ein Mann von wenig Worten und Bewegungen. Nun wurden die Siegel von den ehemaligen Werkstätten abgenommen, und Winstrup sah mit den enthusiastischen Augen eines Kundigen voll Bedauern die schönen und großartigen Trümmer der Fabrik an. Da entschloß



Hundisburg

sich Nathusius, ihm alles, was von Anfängen und Resten vorhanden war, zu einem billigen Preis anzubieten. Winstrup ging auf die vorteilhaften Bedingungen ein, kehrte noch einmal nach Kopenhagen zurück, um seine dortigen Verhältnisse zu ordnen, und etablierte sich dann selbständig in der Hundisburger Werkstatt, während Nathusius eine Bekanntmachung erließ, um ihn in der Gegend einzuführen. Winstrup war ein tätiger und geschickter, aber kein spekulativer Mann. Er verstand seine Sache sehr wohl und lieferte schöne Maschinen, besonders auch landwirtschaftliche Geräte, nach denen damals schon viel Nachfrage war. Nathusius empfahl ihn nachdrücklich, aber trotzdem wollte die Sache nicht gedeihen. Er hatte keine kaufmännischen Talente und forderte zu viel für seine Fabrikate. So ging er nach einigen Jahren wieder in seine Heimat zurück, und damit war die Sache für Nathusius abgeschlossen.

Unbesiegt

Nathusius kräftiger Geist hatte sich nach dem großen Schlage, der ihn durch Neubauer getroffen, wieder ermannt und er warf sich nun um so lebhafter auf die anderen Betriebe. Der Plan zu einer Glashütte, der schon fix und fertig war, wonach sie einen jährlichen Gewinn von 6000 Talern abwerfen sollte, wurde indes wieder aufgegeben, weil die Kosten des Feuerungsmaterials zu hoch waren. Bei dem Mangel an Kohlen legte man damals die Glashütten nur auf Torfmooren und in Gebirgswäldern an. Statt dessen wurde die Steingutfabrikation sehr eifrig betrieben. Um die dazu nötige Feuerung auszunutzen, wurde eine Malzdarre damit verbunden. War der Ofen ausgebrannt, so wurde nach einiger Zeit der Schornstein geschlossen und die ganze, im Ofen und in den glühenden Kapseln der Geschirre enthaltene Hitze über die Darre geleitet. Durch Schieber konnte der Wärmestrom reguliert werden, und die Einrichtung bewährte sich vortrefflich. Was die Brauerei und Brennerei anlangte, so ließ es ihm keine Ruhe, er mußte noch Verbesserungen anbringen, hier wie überall genügte es ihm nicht, die alten, einfachen Wege zu gehen. Alles sollte mit Hilfe der Wissenschaft durch gesteigerte Heranziehung der Naturkräfte besser, schneller und wohlfeiler hervorgebracht werden. Als Neubauer nach England reiste, sollte er dort auch die neuesten Einrichtungen der Brauereien studieren. Er kam auch in dieser Beziehung voll glänzender Hoffnungen und sicherer Zuversicht zurück: Neue Pressen zum Extrahieren des Malzes durch Luftdruck wurden in der Maschinenfabrik gebaut, auch Kessel nach neueren Prinzipien. Aber wieder mußte Nathusius erfahren, daß vieles, was sich bei kleinen Versuchen bewährt, bei der Anwendung im großen versagt, und so ging es auch

mit diesen neuen Einrichtungen. Ebenso ließ er für die Brennerei einen Apparat nach dem anderen bauen und war dann nah daran, sie ganz aufzugeben. Inzwischen hatte man aber auch im übrigen Deutschland andere Apparate erfunden, und nun versuchte er es auch mit diesen. Die besten davon wurden behalten, die anderen wieder beiseite gesetzt. Althaldensleben und Hundisburg waren sozusagen große Versuchsanstalten, und die Tag für Tag ab- und zugehenden Besucher hatten in vieler Beziehung mehr Vorteile davon als Nathusius selbst. Was die Brennerei anging, so blieb man zuletzt bei einem einfachen, nach den mancherlei Erfahrungen selbst zusammengesetzten Dampfapparat stehen, auf dem man durch zweimalige Destillation ein zwar etwas kostspieliges, aber gutes Produkt zog, für das von den Schankwirten auch ein etwas höherer Preis gezahlt wurde. Am meisten Glück hatte Nathusius damals mit den Mühlen der Güter, welche in einen Zustand hoher Leistungsfähigkeit versetzt wurden, und zwar mit Einrichtungen englischer Art, wie sie später in Deutschland allgemein wurden. Sein Weizenmehl fand bis nach Berlin hin reißenden Abgang. Im Ölgang wurden selbstgebaute Ölfrüchte verarbeitet, aber auch massenhaft dazu gekauft. Vom Mohnöl wurde das feinste, die Vorpresse, auf Flaschen mit Etiketten gefüllt und als begehrtes Salatöl verkauft. Gerade beim Absatz des Öls, dessen Preise durch die auswärtigen Verhältnisse, die Olivenernte, das russische Hanf- und Leinöl usw. bestimmt wurden, kam Nathusius' Verbindung mit der Handelswelt, sein kaufmännischer Scharfblick, seine Übung in der Spekulation ihm wieder sehr zu statten.

Seine großen Obstanpflanzungen fingen an zu tragen und in der Gegend gab es in guten Jahren auch sonst viel Obst billig zu kaufen. Das brachte ihn auf die Idee, sich auf die Obstweinfabrikation zu legen. Im Jahre 1820 wurde im Hundisburger Schlosse damit begonnen, und im folgenden Jahre preßte man schon 200 Oxhoft Saft aus verschiedenen Obstsorten. Nathu-

sius wollte damit kein Sommergetränk wie den damaligen rheinischen Apfelwein, sondern wirklich haltbare Weine erzeugen. Dies stimmte zu seinem Grundsatz, möglichst alle Bedürfnisse im Lande selbst zu fabrizieren. So stellte er eine Menge Versuche an, teils im Laboratorium, teils im großen. Die Chemie war damals noch in den Kinderschuhen, aber er traf mit seinem genialen Instinkt für diese Wissenschaft doch zuweilen wie zufällig den Nagel auf den Kopf. Er arbeitete an dieser Fabrikation mehrere Jahre lang fort und steckte ansehnliche Summen hinein. Eine Plantage von 30 000 Beerenobststräuchern wurde angelegt und Apfelkerne von guten Sorten gleich wieder ausgesät, um neue Zuzucht zu erhalten. Schon seine kleinen Kinder wurden angehalten, bei Tisch die Apfelkerne zu sammeln.

Die Sache machte ihm große Freude und er hoffte einen ganz neuen Erwerbszweig für das ganze nördliche Deutschland damit zu eröffnen, wenn nur erst das Vorurteil derjenigen, welche sich allem neuen zu widersetzen pflegen, überwunden sein würde. Der Zeitpunkt für das Unternehmen war auch günstig, es gab noch keinen Zollverein, ausländische Weine gaben 100 Prozent Konsumtionssteuer, und der indische Zucker war sehr billig. Sogenannte fette oder süße Weine ließen sich wirklich durch einen Zusatz von reinem Zucker sehr schön darstellen und besonders durch Mischungen verschiedener Obstsorten wurden z. B. Malaga und Ungarwein täuschend nachgeahmt. Nathusius feierte hier wirklich einen Triumph. Das Schönste, was er geliefert hat, war ein Wein, zur Hälfte aus Apfelsinen, zur Hälfte aus dem Saft weißer Kalvillen bereitet. Dieser Wein wurde nicht verkauft, er brachte ihn nur auf seinen eignen Tisch mit dem Bemerken, dies sei der echte Falerner, von dem Horaz gesungen. Von dem Johannisbeersaft, mit Wasser verdünnt, wurde auch ein leicht moussierender Wein bereitet, der, billig verkauft, einen reißenden Absatz fand. Um mit gutem Beispiele voranzugehen, trennte er sich von seinem gewohnten

feinen, echten Bordeaux und trank weiter nichts als Obstwein, ja eine Zeitlang kam nichts anderes auf seinen Tisch, und die Gäste mußten trinken und loben, mochten sie nun ein süßes oder saures Gesicht dazu machen. Indessen hatte Nathusius manchen Spaß davon. So war eines Tages ein bedeutender ungarischer Weinhändler bei ihm zu Besuch und er setzte ihm einen schon mehrere Jahre alten Wein aus Äpfeln und Stachelbeeren vor, als einen Ungarwein, dessen nähere Abstammung er selbst nicht kenne, und bat ihn, denselben darauf zu prüfen. Nachdem jener ihn lange genug auf der Zunge umgespült hatte, sagte er, daß man deutlich die Gespannschaft, aus der das Gewächs stamme, herausschmecke, es sei ein sehr guter Ruster Ausbruch. Mit dem innigsten Wohlbehagen ließ ihn Nathusius eine Zeitlang in dieser Täuschung, zuletzt rückte er schmunzelnd mit der Wahrheit heraus: „Ich will's Ihnen nur sagen, es ist Äpfelwein." Es ist ihm die Täuschung nicht einmal, sondern oft gelungen. Selbst Bekannte, die schon Bescheid wußten und sich's ausdrücklich verbaten: „Nathusius, nur keinen Obstwein! Ich kann das Zeug nicht vertragen" — fielen doch wieder herein, wenn er ihnen versicherte, sie sollten diesmal keinen Obstwein, sondern eine gute Sorte, die er eben vom Weinhändler erhalten habe, kosten. „Ipse fecit!" rief er dann mit einem Male, wenn er sich lange genug an ihrem Irrtum geweidet hatte.

Eigentlich leichte, sogenannte trockene Weine herzustellen, wie man sie gewöhnlich trinkt, ist ihm aber nie gelungen. Er suchte sich über die Mängel hinweg zu täuschen und schob sie zunächst immer auf andere Gründe, die nicht Stich hielten, bald auf den Zucker, bald auf unreine Fässer usw. Was nun den Verkauf der wohlgelungenen, schweren Weine anging, so zeigte sich schließlich doch, daß sie durch den Zusatz von Zucker viel zu teuer wurden, und daß man die ausländischen Weine ebenso billig oder noch billiger haben konnte. Nathusius mußte die seinigen meistens unter dem Produktionspreise absetzen.

Er hatte mit der Obstweinfabrik wieder ein Opfer gebracht. Seine leitende Idee war auch hier, dem allgemeinen Besten zu dienen, aber er war doch zu sehr Geschäftsmann, um seinen eignen Vorteil ganz außer acht zu lassen. Es folgten nun auch einige Obstmißernten, und es zeigte sich, daß der Boden für die Plantagen des Beerenobstes vor der Pflanzung nicht genügend bearbeitet und gedüngt gewesen war. Wo er nun einmal eine Idee nicht vollkommen realisieren konnte, da erlahmte auch sein Interesse, die Liebe zur Sache hörte auf, und so kam es, daß er, nachdem er mehrere Jahre lang, etwa bis 1824, die Weinfabrikation mit dem größten Eifer betrieben, sie ganz liegen ließ und sich den anderen Geschäftszweigen wieder mehr zuwandte.

Bei seiner Neigung, in seiner kleinen Welt möglichst alles selbst zu fabrizieren, was zu den verschiedenen Betrieben notwendig war, richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Steindruckerei, denn es gab in seinen verschiedenen Geschäften viel Gelegenheit, dieselbe anzuwenden. In München und Wien wurden Anfang des Jahrhunderts schon die ersten Anstalten für Steindruck errichtet, die Erfindung war auch schon bis Kassel gedrungen, aber in ganz Norddeutschland existierte noch keine Steindruckerei. Im Jahre 1815 ließ Nathusius einen Lithographen aus Kassel kommen mit dem nötigen Material und einer Partie Solnhofer Steine, um einen seiner Angestellten im Schreiben und Zeichnen auf Stein zu unterrichten. Da dieser sich aber nicht die nötige Fertigkeit aneignen konnte, so schlug Nathusius einem betriebsamen jungen Manne, namens Eyraud, der eben ohne Beschäftigung war, vor, sich darauf zu legen. Er ließ ihn die Steindruckerei lehren, baute ihm eine Presse in der Maschinenfabrik, streckte ihm das Anlagekapital vor und überließ ihm die notwendigen Steine. Später ließ Nathusius seine eigne Druckerei eingehen, Eyraud etablierte sich in Neuhaldensleben, und die Arbeiten für Nathusius Betriebe wurden ihm übergeben. Seine Druckerei kam bald in

Flor und war eine von den manchen Ablegern der Althaldensleber Anstalten, welche tüchtigen Menschen zur Selbständigkeit verhalfen.

Eine zweite Druckerei ließ Nathusius auf Wunsch der Regierung in Halberstadt einrichten und eine dritte legte einer seiner Beamten in Berlin an. So war er es, der die Steindruckerei in Norddeutschland einführte, und wohl alle der damals bestehenden Anstalten sind auf die seinige zurückzuführen. Noch muß ein Versuch erwähnt werden, künstlichen Marmor aus Gips herzustellen. Eins der vielen fahrenden Genies, die damals zu Nathusius kamen, machte den Vorschlag dazu. Unter seiner Leitung wurden wirklich schöne Tischplatten, Fußböden und dergleichen hergestellt und auch verkauft. Der Haken war nur, daß das Schleifen der Platten sehr mühsam war und so viel Zeit kostete, daß die Herstellungskosten zu groß wurden und der Preis sich zu wenig vom echten Marmor unterschied. Das bewirkte nach einiger Zeit die Aufgabe der Fabrik.

Aus jenen Jahren nach dem Kriege, da Nathusius' Tätigkeit auf der Höhe stand, als die Maschinenfabrik noch im Gang war und die Obstweinbereitung eben angefangen hatte, existiert noch eine tabellarische Übersicht der sämtlichen Betriebe und Anstalten in Magdeburg, Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig mit den Namen ihrer Direktoren und Verwalter. Es waren nicht weniger als 33 Kassen zu führen, einschließlich der Zentralkasse, welche sich damals in Hundisburg befand.

Da ist genannt:

1. Das Zentralbureau und die Bauinspektion.
2. Tabaksfabrik in Magdeburg.
3. Steingutfabrik zu Althaldensleben mit Gipsbrennerei, Gips-, Ton- und Walkmühle.
4. Ökonomie zu Althaldensleben mit Branntweinbrennerei, Schmiede und Stellmacherei.

5. Ökonomie zu Hundisburg mit Schweizerkäsefabrik.
6. Ökonomie zu Glüsig mit Stärkefabrik.
7. Forsten zu Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig.
8. Mehl-, Grieß- und Graupenmühlen mit Nudelfabrik, auch Ölmühlen mit Ölraffinerien zu Althaldensleben und Hundisburg.
9. Plantagen und Gärten zu Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig.
10. Brauerei, Mälzerei und Bieressigfabrik, auch Böttcherei zu Althaldensleben.
11. Zuckerraffinerie zu Althaldensleben.
12. Obstweinkelterei zu Hundisburg.
13. Weinessig, Likör und Mostrichfabrik zu Althaldensleben.
14. Kupferhammer, Ziegeleien und Steinbrüche bei Althaldensleben und Hundisburg.
15. Eisengießerei und Maschinenfabrik zu Hundisburg.
16. Verwaltung der Vorräte, der Warenschulden, der Detailhandlung und der Niederlage in Magdeburg.

Zum Schluß folgt noch: Wissenschaftliche Anstalt zum rationellen Betrieb fürs Ganze. Dazu gehören: Laboratorium, Bibliothek, Steindruckerei, botanischer Garten, Kabinett von physikalischen und mathematischen Instrumenten, Modellkabinett. Zuletzt Naturalien- und Kunstkabinett, wie auch Sammlungen von Kupferstichen, Gemälden und Zeichnungen.

Wahrlich eine Welt für sich! Und der Gedanke, daß sie von einem einzigen Menschen geschaffen und geleitet wurde, erregt fast ein Gefühl von Schwindel. Die Tabaksfabrik allein war selbständig und bei Hillebrand und Steinbrück in guten, sichern Händen. Die Sorgen und Mißerfolge, welche bei der Leitung der übrigen Betriebe nicht ausblieben, entstanden viel weniger dadurch, daß Nathusius selbst die Dinge nicht beherrschte, sondern dadurch, daß er die rechten Helfer nicht fand, und sie ihm in ihren Stellungen nur zu oft versagten. Man bewunderte mit Recht die Organi-

sation des Ganzen. Für den großen Geldverkehr der Kassen untereinander und mit den Arbeitern sowie für die Warenlager gab Nathusius eigens Papiergeld heraus, das sehr künstlich und akkurat in der Steindruckerei hergestellt wurde und bei der Zentralkasse eingelöst werden konnte. Ein Wachtdienst war für alle Fabriken eingerichtet, ebenso eine Feuerwehr.

Fast der einzige Luxus, den er sich ganz persönlich gestattete, waren seine Gärten und Treibhäuser, aber auch hier war es ihm unmöglich, eine Sache nur der Annehmlichkeit und des Vergnügens halber zu betreiben, und so nahm die Handelsgärtnerei bald eine bedeutende Stelle unter den übrigen Anlagen ein. Für seine Samenbeete und Baumschulen ließ er amerikanische Sämereien kommen von Bäumen, die damals noch wenig bekannt waren. Neben seinem eignen Verbrauch an Pflanzen für Wald, Gärten und Plantagen zog er nun auch Bäume und Sträucher im großen für den Verkauf. Allerdings tat ein harter, schlimmer Winter Anfang der zwanziger Jahre den Baumschulen ungeheuren Schaden, an 100 000 veredelte Obstbäumchen gingen zugrunde. Aber mit neuem Mut und Eifer wurde der Schaden ersetzt und im Herbst 1825 wurde der erste Katalog über Bäume und Sträucher der Althaldensleber Gewerbeanstalt herausgegeben. Zwei Jahre darauf wurde er durch eine Liste von Obstbäumen, Stauden und Blumen vervollständigt. Zu diesem Katalog schrieb er eine charakteristische Vorrede, in der es heißt: „Einige größere und kleinere Städte haben angefangen, ihre Umgebung durch Anpflanzungen von nutzbaren und zierenden Baum- und Straucharten zu verschönen und Volksgärten anzulegen, die neben dem Nutzen nicht allein den Einwohnern Vergnügen gewähren, sondern auch die Sittlichkeit befördern. Das Allgemeinwerden solcher Anlagen ist daher sehr wünschenswert und ihre Nachahmung verdienstlich, und wir werden dazu nach unseren Kräften beitragen, indem wir in der Folge, wenn die Anpflanzungen erst heranwachsen, die Preise noch niedriger stellen als es schon

geschehen ist. Es ist dabei auf keinen großen Erwerb abgesehen, sondern vielmehr darauf, den Garten- und Forstbesitzern ihre Anlagen zu erleichtern und zur Bildung des immer allgemeiner werdenden Sinnes für schöne Gartenkunst und Obstkulturen, die dem allgemeinen Wohlstande so förderlich sind, beizutragen. Es soll uns daher genügen, wenn der Boden, der dazu verwendet wird, nur eine mäßige Rente jährlich bringt.“

Die Preise waren auch wirklich sehr niedrig gestellt, aber der Absatz wurde so groß, daß trotzdem die Einnahme auf 5000—6000 Taler stieg. Im Jahre 1826 war ein ungefährer Vorrat vorhanden von 14000 Ahornen verschiedner Art, 36000 Akazien, 20000—30000 verschiedenen Tannen, 18000 amerikanischen Eschen, 9000 Tulpenbäumen, 7000 Gleditschien und 350000 Obstsämlingen. Bei dem Verkehr mit Amerika kam es zu allgemeiner Heiterkeit vor, daß ein Brief von dort einlief mit der Adresse: „An die Herren Bäume und Sträucher in Althaldensleben“ — da der Absender den Titel des Katalogs mißverstanden hatte. Der erwähnte harte Winter, in dem selbst alte Nußbäume erfroren und der die Rinde der Obstbäume bersten machte, ließ die jungen amerikanischen Bäumchen fast unbeschädigt. Diese Beobachtung regte bei Nathusius die Hoffnung an, daß sich die Bäume auch in die deutschen Forsten verpflanzen lassen würden. Seine Phantasie sah bereits Wälder von Ahorn, amerikanischen Eichen, Eschen und Akazien entstehen, ja er hoffte sogar auf Zuckergewinst im großen von dem Acer dasycarpus, aus dessen Saft in Amerika Zucker bereitet wird. Aber im Lauf der Jahre stellte sich doch heraus, daß die meisten der Fremdlinge in den ersten Jahren zwar sehr rasch in die Höhe wuchsen, später aber zurückblieben und sich dadurch für Forstkulturen als ungeeignet erwiesen. Als gepflegte Garten- und Alleebäume unter günstigen Bedingungen hielten sie sich, und er hatte das Verdienst, zu ihrer Verbreitung viel beigetragen zu haben. Vorzüglich liebte er auch seine Ge-

müse, von denen nicht unbedeutende Mengen in die Stadt geliefert wurden. Kam irgendwo ein neues Gewächs auf, so mußte er es damit versuchen, bald Riesenkohl oder Riesenmais, auch vielversprechende Pflanzen für die Landwirtschaft. Mehrere hundert Sorten Kartoffeln wurden versucht und durchkostet, bis man schließlich doch bei den alten Sorten blieb. Er erfand auch einige neue Gemüsegerichte, z. B. fanden die Blütenknospen des Rhabarbers Beifall, ebenso die Strünke einiger Kohlarten. Solche Gerichte, welche er seinen Damengästen als chinesische Rüben oder dergleichen auftischte, machten ihm sehr viel Spaß. Ein ganzes Treibhaus wurde für Ananas gebaut, aber da man damals noch keine Treibhäuser nur von Glas und Eisen hatte, so verfaulte das Holzwerk zu bald in der notwendigen, feuchtwarmen Luft, und das Haus mußte eingerissen werden. Das Palmenhaus aber wurde sehr bewundert, und die Pflanzen gediehen, obwohl man damals die modernen Heizungsanlagen noch nicht kannte.

Obgleich Nathusius kein praktisch gebildeter Gärtner war und nicht einmal einen Baum selbst veredeln konnte, so hatte er doch für die Kultur der Gewächse einen besondern, feinen Sinn, ein Verständnis ihrer Natur und ihrer Bedürfnisse, das aus seiner Liebe zu ihnen hervorging. Sein Verhältnis zu ihnen hatte etwas Poetisches, er setzte bei den Pflanzen sogar etwas wie Seele und Vernunft voraus, und obwohl er als konsequenter Rationalist alle Märchen und Sagen zu verachten glaubte, kehrte er im Umgang mit seinen Bäumen und Blumen unbewußt zu den Pflanzensagen und -märchen zurück. Er studierte die Physiologie der Gewächse soweit es damals möglich war, die Bedingungen ihres Gedeihens und ihrer Vermehrung. Dadurch kannte er nicht nur die darauf bezüglichen gärtnerischen Regeln und schärfte sie seinen Gärtnern immer wieder ein, sondern er erfand auch neue Regeln und machte neue Versuche, die zum Teil gut ausschlugen. Zweiundzwanzig Gärtner und Gehilfen waren auf seinen Gütern beschäftigt.

Von den Knaben des Ortes, welche als Lehrlinge angestellt wurden, nahm er kein Lehrgeld, sondern sie erhielten gleich von Anfang an einen kleinen Lohn, der sich bei steigenden Leistungen erhöhte. Eine Menge Einwohner von Althaldensleben, besonders Kinder, fanden in den Anlagen Beschäftigung und Verdienst. Jeder andere Geschäftszweig hatte einen Direktor, „aber für meine Gärten bin ich selbst der Vorsteher," pflegte er zu sagen, und diese Arbeit und Sorge war zugleich sein innigstes Vergnügen. Wenn die Lustgärten und das Gewächshaus sein persönlicher Luxus waren, so mochte er doch nichts allein genießen. Die Gemeinnützigkeit war ein Zug, der zu tief in seiner Natur lag und ihn recht eigentlich zu einem Bürger eines idealen Freistaats gemacht hätte. Es freute ihn, wenn Tausende die Früchte seiner Wirksamkeit mit genossen, sein eigner Genuß verdoppelte sich dabei. Es war auch natürlich, daß es ihn beglückte, wenn seine Güte und Weitherzigkeit anerkannt und sein Name dankend genannt wurde. Seine Gärten standen jedermann offen. Die Bauern der benachbarten Dörfer, die Bürger, die jungen Burschen und Töchter der kleinen Städte, die vergnügungslustige Welt von Magdeburg, alle machten Althaldensleben zu ihrer gewöhnlichen Lustpartie. Des Sonntags früh schon rasselte ein Wagen nach dem anderen über den Hof, und an schönen Sommertagen wimmelten die Gärten von allerlei Volk und bunten Kleidern. Es freute ihn, seinen Mitmenschen nach durcharbeiteten Wochen und dumpfem Stubensitz einen freundlichen Genuß bereiten zu können. Da wurden in der Kirschenzeit die Früchte der verpachteten Plantagen genossen, da schmeckte eine Flasche des leichten, billigen Fruchtweins oder das gute Bier. Die Fabriken wurden neugierig betrachtet, die Maschinen oder andere unerhörte Dinge mit scheuen Augen bestaunt und jedes Jahr fand das schaulustige Publikum Neues zu begaffen. Zuletzt, wie sich immer solche finden, welche mit jeder Art Freiheit Mißbrauch treiben und die große Menge mit sich fortreißen, wurden die Gärten

völlig wie eine öffentliche Vergnügungsanstalt benutzt und lärmende Trinkgesellschaften darin abgehalten, so daß Nathusius, um sich selbst und bessere Elemente nicht ganz aus seinem Eigentum vertreiben zu lassen, den öffentlichen Besuch nur noch mit Einschränkungen und Bedingungen gestatten konnte. Wieder die alte Erfahrung, die er im Leben so hundertfach machen mußte, daß die Menschen nicht allzuviel Vertrauen und Freiheit vertragen können.

Beschränkung

Zum Anfang der zwanziger Jahre trat ein allmählicher Wechsel in Nathusius' Tätigkeit und Lebensweise ein. Seine Ausgaben waren zu jener Zeit ins Riesenhafte gewachsen. und der Gewinn entsprach im großen und ganzen nicht mehr den Verlusten und Kosten, obwohl die Tabaksfabrik und einige andere der Betriebe fortdauernd einen sicheren und guten Gewinn abwarfen. Dazu kamen andauernde allgemeine ungünstige Wirtschaftsverhältnisse, welche auch seine Unternehmungen stark beeinflußten. Da gebot er sich selber einen Halt, im Gegensatz zum Schwindler konnte er umkehren, sobald er empfand, daß sein Weg begann abschüssig zu werden. Aber es waren das schwere Zeiten für ihn. Sein kaufmännisches Ehrgefühl litt entsetzlich bei dem Gedanken, daß er in den Ruf kommen könne, er habe ganz falsch spekuliert und seine Unternehmungen seien als verfehlt anzusehen.

Vor allem schränkte er nach und nach seinen Haushalt ein. An sich selbst konnte er nicht gut sparen, denn seine Bedürfnisse waren und blieben die einfachsten. Aber der schöne Postzug wurde abgeschafft, ebenso der Koch. Die Familie zog jetzt ganz nach Althaldensleben, wo in den kleineren Zimmern eine einfachere, bürgerliche Existenz begann, wenn auch große Räume und Säle noch immer einer weitgehenden Gastfreundschaft dienten. Diese zu beschränken, war ihm zunächst noch nicht möglich, schon als Geschäftsmann konnte er das nicht. Kamen doch die meisten Gäste, um seine Anstalten zu sehen, bei ihm zu lernen und Bestellungen zu machen. Gerade in der Zeit von 1820—30 war die Geselligkeit in Althaldensleben am regsten, doch war die Bewirtung nicht mehr so großartig wie früher. Das schwerste Jahr scheint für ihn 1826 gewesen, wo er zu allen

übrigen Widerwärtigkeiten sich genötigt sah, einen großen Wechsel in seinem Beamtenpersonal vorzunehmen. Besonders in der Landwirtschaft scheint von den Angestellten viel gesündigt worden zu sein. Aus jener Zeit stammt ein Aufsatz, in dem er wie in einem Spiegel seinen eignen Zustand und seine Verhältnisse darzulegen sucht und der eine strenge Selbstprüfung enthält. Aber der Aufsatz bleibt nur Bruchstück, weil es ihm doch allzu schwer wird, aus seiner damaligen tief melancholischen und beinahe verzweifelten Stimmung heraus das ganze Bild zu geben und auszumalen: „Habe ich nicht," so schreibt er, „seit drei Jahren, seitdem meine Revenuen so abgenommen haben, das Beispiel zur Ersparung für mich und meine Familie gegeben? Und meine Frau ist darauf eingegangen. Wie splendide habe ich sonst gelebt und wie jetzt? Mein Tisch ist wahrscheinlich schlechter besetzt als die der unter mir arbeitenden Beamten — hier und in Hundisburg. Kurz, ich spare überall, wo es mir nur möglich ist, und glaube dadurch meinen Kindern und auch anderen ein gutes Beispiel zu geben."

An einer anderen Stelle heißt es in bezug auf die Geschäftslage: „Da die Resultate so schlecht sind, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß es in der Organisation liegt, aber nachdem ich die Sache wochenlang von allen Seiten betrachtet, so finde ich dies nicht. Man macht mir den Vorwurf, daß ich zu vielerlei unternommen habe. Ich gebe zu, ich habe mehr unternommen, als die Kräfte eines Menschen zu leiten und zu übersehen vermögen, aber gerade darum organisierte ich es so, daß an der Spitze jeder Branche einer stehen sollte, der meine Stelle vertrat, und den ich dadurch beglückte, daß er nicht nur sein Auskommen hatte, sondern sich auch Vermögen erwerben konnte. Und wenn seit fünf Jahren nicht die unglücklichen Konjunkturen gekommen wären, so würde mancher sich bedeutendes Vermögen erworben haben, ohne es seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit zu verdanken. Aber auch bei den nachteiligen Konjunkturen konnte noch alles gut rentieren

Er hatte mit der Obstweinfabrik wieder ein Opfer gebracht. Seine leitende Idee war auch hier, dem allgemeinen Besten zu dienen, aber er war doch zu sehr Geschäftsmann, um seinen eignen Vorteil ganz außer acht zu lassen. Es folgten nun auch einige Obstmißernten, und es zeigte sich, daß der Boden für die Plantagen des Beerenobstes vor der Pflanzung nicht genügend bearbeitet und gedüngt gewesen war. Wo er nun einmal eine Idee nicht vollkommen realisieren konnte, da erlahmte auch sein Interesse, die Liebe zur Sache hörte auf, und so kam es, daß er, nachdem er mehrere Jahre lang, etwa bis 1824, die Weinfabrikation mit dem größten Eifer betrieben, sie ganz liegen ließ und sich den anderen Geschäftszweigen wieder mehr zuwandte.

Bei seiner Neigung, in seiner kleinen Welt möglichst alles selbst zu fabrizieren, was zu den verschiedenen Betrieben notwendig war, richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Steindruckerei, denn es gab in seinen verschiedenen Geschäften viel Gelegenheit, dieselbe anzuwenden. In München und Wien wurden Anfang des Jahrhunderts schon die ersten Anstalten für Steindruck errichtet, die Erfindung war auch schon bis Kassel gedrungen, aber in ganz Norddeutschland existierte noch keine Steindruckerei. Im Jahre 1815 ließ Nathusius einen Lithographen aus Kassel kommen mit dem nötigen Material und einer Partie Solnhofer Steine, um einen seiner Angestellten im Schreiben und Zeichnen auf Stein zu unterrichten. Da dieser sich aber nicht die nötige Fertigkeit aneignen konnte, so schlug Nathusius einem betriebsamen jungen Manne, namens Eyraud, der eben ohne Beschäftigung war, vor, sich darauf zu legen. Er ließ ihn die Steindruckerei lehren, baute ihm eine Presse in der Maschinenfabrik, streckte ihm das Anlagekapital vor und überließ ihm die notwendigen Steine. Später ließ Nathusius seine eigne Druckerei eingehen, Eyraud etablierte sich in Neuhaldensleben, und die Arbeiten für Nathusius Betriebe wurden ihm übergeben. Seine Druckerei kam bald in

Flor und war eine von den manchen Ablegern der Althaldensleber Anstalten, welche tüchtigen Menschen zur Selbständigkeit verhalfen.

Eine zweite Druckerei ließ Nathusius auf Wunsch der Regierung in Halberstadt einrichten und eine dritte legte einer seiner Beamten in Berlin an. So war er es, der die Steindruckerei in Norddeutschland einführte, und wohl alle der damals bestehenden Anstalten sind auf die seinige zurückzuführen. Noch muß ein Versuch erwähnt werden, künstlichen Marmor aus Gips herzustellen. Eins der vielen fahrenden Genies, die damals zu Nathusius kamen, machte den Vorschlag dazu. Unter seiner Leitung wurden wirklich schöne Tischplatten, Fußböden und dergleichen hergestellt und auch verkauft. Der Haken war nur, daß das Schleifen der Platten sehr mühsam war und so viel Zeit kostete, daß die Herstellungskosten zu groß wurden und der Preis sich zu wenig vom echten Marmor unterschied. Das bewirkte nach einiger Zeit die Aufgabe der Fabrik.

Aus jenen Jahren nach dem Kriege, da Nathusius' Tätigkeit auf der Höhe stand, als die Maschinenfabrik noch im Gang war und die Obstweinbereitung eben angefangen hatte, existiert noch eine tabellarische Übersicht der sämtlichen Betriebe und Anstalten in Magdeburg, Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig mit den Namen ihrer Direktoren und Verwalter. Es waren nicht weniger als 33 Kassen zu führen, einschließlich der Zentralkasse, welche sich damals in Hundisburg befand.

Da ist genannt:

1. Das Zentralbureau und die Bauinspektion.
2. Tabaksfabrik in Magdeburg.
3. Steingutfabrik zu Althaldensleben mit Gipsbrennerei, Gips-, Ton- und Walkmühle.
4. Ökonomie zu Althaldensleben mit Branntweinbrennerei, Schmiede und Stellmacherei.

5. Ökonomie zu Hundisburg mit Schweizerkäsefabrik.
6. Ökonomie zu Glüsig mit Stärkefabrik.
7. Forsten zu Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig.
8. Mehl-, Grieß- und Graupenmühlen mit Nudelfabrik, auch Ölmühlen mit Ölraffinerien zu Althaldensleben und Hundisburg.
9. Plantagen und Gärten zu Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig.
10. Brauerei, Mälzerei und Bieressigfabrik, auch Böttcherei zu Althaldensleben.
11. Zuckerraffinerie zu Althaldensleben.
12. Obstweinkelterei zu Hundisburg.
13. Weinessig, Likör und Mostrichfabrik zu Althaldensleben.
14. Kupferhammer, Ziegeleien und Steinbrüche bei Althaldensleben und Hundisburg.
15. Eisengießerei und Maschinenfabrik zu Hundisburg.
16. Verwaltung der Vorräte, der Warenschulden, der Detailhandlung und der Niederlage in Magdeburg.

Zum Schluß folgt noch: Wissenschaftliche Anstalt zum rationellen Betrieb fürs Ganze. Dazu gehören: Laboratorium, Bibliothek, Steindruckerei, botanischer Garten, Kabinett von physikalischen und mathematischen Instrumenten, Modellkabinett. Zuletzt Naturalien- und Kunstkabinett, wie auch Sammlungen von Kupferstichen, Gemälden und Zeichnungen.

Wahrlich eine Welt für sich! Und der Gedanke, daß sie von einem einzigen Menschen geschaffen und geleitet wurde, erregt fast ein Gefühl von Schwindel. Die Tabaksfabrik allein war selbständig und bei Hillebrand und Steinbrück in guten, sichern Händen. Die Sorgen und Mißerfolge, welche bei der Leitung der übrigen Betriebe nicht ausblieben, entstanden viel weniger dadurch, daß Nathusius selbst die Dinge nicht beherrschte, sondern dadurch, daß er die rechten Helfer nicht fand, und sie ihm in ihren Stellungen nur zu oft versagten. Man bewunderte mit Recht die Organi-

sation des Ganzen. Für den großen Geldverkehr der Kassen untereinander und mit den Arbeitern sowie für die Warenlager gab Nathusius eigens Papiergeld heraus, das sehr künstlich und akkurat in der Steindruckerei hergestellt wurde und bei der Zentralkasse eingelöst werden konnte. Ein Wachtdienst war für alle Fabriken eingerichtet, ebenso eine Feuerwehr.

Fast der einzige Luxus, den er sich ganz persönlich gestattete, waren seine Gärten und Treibhäuser, aber auch hier war es ihm unmöglich, eine Sache nur der Annehmlichkeit und des Vergnügens halber zu betreiben, und so nahm die Handelsgärtnerei bald eine bedeutende Stelle unter den übrigen Anlagen ein. Für seine Samenbeete und Baumschulen ließ er amerikanische Sämereien kommen von Bäumen, die damals noch wenig bekannt waren. Neben seinem eignen Verbrauch an Pflanzen für Wald, Gärten und Plantagen zog er nun auch Bäume und Sträucher im großen für den Verkauf. Allerdings tat ein harter, schlimmer Winter Anfang der zwanziger Jahre den Baumschulen ungeheuren Schaden, an 100 000 veredelte Obstbäumchen gingen zugrunde. Aber mit neuem Mut und Eifer wurde der Schaden ersetzt und im Herbst 1825 wurde der erste Katalog über Bäume und Sträucher der Althaldensleber Gewerbeanstalt herausgegeben. Zwei Jahre darauf wurde er durch eine Liste von Obstbäumen, Stauden und Blumen vervollständigt. Zu diesem Katalog schrieb er eine charakteristische Vorrede, in der es heißt: „Einige größere und kleinere Städte haben angefangen, ihre Umgebung durch Anpflanzungen von nutzbaren und zierenden Baum- und Straucharten zu verschönen und Volksgärten anzulegen, die neben dem Nutzen nicht allein den Einwohnern Vergnügen gewähren, sondern auch die Sittlichkeit befördern. Das Allgemeinwerden solcher Anlagen ist daher sehr wünschenswert und ihre Nachahmung verdienstlich, und wir werden dazu nach unseren Kräften beitragen, indem wir in der Folge, wenn die Anpflanzungen erst heranwachsen, die Preise noch niedriger stellen als es schon

geschehen ist. Es ist dabei auf keinen großen Erwerb abgesehen, sondern vielmehr darauf, den Garten- und Forstbesitzern ihre Anlagen zu erleichtern und zur Bildung des immer allgemeiner werdenden Sinnes für schöne Gartenkunst und Obstkulturen, die dem allgemeinen Wohlstande so förderlich sind, beizutragen. Es soll uns daher genügen, wenn der Boden, der dazu verwendet wird, nur eine mäßige Rente jährlich bringt."

Die Preise waren auch wirklich sehr niedrig gestellt, aber der Absatz wurde so groß, daß trotzdem die Einnahme auf 5000—6000 Taler stieg. Im Jahre 1826 war ein ungefährer Vorrat vorhanden von 14000 Ahornen verschiedner Art, 36000 Akazien, 20000—30000 verschiedenen Tannen, 18000 amerikanischen Eschen, 9000 Tulpenbäumen, 7000 Gleditschien und 350000 Obstsämlingen. Bei dem Verkehr mit Amerika kam es zu allgemeiner Heiterkeit vor, daß ein Brief von dort einlief mit der Adresse: „An die Herren Bäume und Sträucher in Althaldensleben" — da der Absender den Titel des Katalogs mißverstanden hatte. Der erwähnte harte Winter, in dem selbst alte Nußbäume erfroren und der die Rinde der Obstbäume bersten machte, ließ die jungen amerikanischen Bäumchen fast unbeschädigt. Diese Beobachtung regte bei Nathusius die Hoffnung an, daß sich die Bäume auch in die deutschen Forsten verpflanzen lassen würden. Seine Phantasie sah bereits Wälder von Ahorn, amerikanischen Eichen, Eschen und Akazien entstehen, ja er hoffte sogar auf Zuckergewinst im großen von dem Acer dasycarpus, aus dessen Saft in Amerika Zucker bereitet wird. Aber im Lauf der Jahre stellte sich doch heraus, daß die meisten der Fremdlinge in den ersten Jahren zwar sehr rasch in die Höhe wuchsen, später aber zurückblieben und sich dadurch für Forstkulturen als ungeeignet erwiesen. Als gepflegte Garten- und Alleebäume unter günstigen Bedingungen hielten sie sich, und er hatte das Verdienst, zu ihrer Verbreitung viel beigetragen zu haben. Vorzüglich liebte er auch seine Ge-

müse, von denen nicht unbedeutende Mengen in die Stadt geliefert wurden. Kam irgendwo ein neues Gewächs auf, so mußte er es damit versuchen, bald Riesenkohl oder Riesenmais, auch vielversprechende Pflanzen für die Landwirtschaft. Mehrere hundert Sorten Kartoffeln wurden versucht und durchkostet, bis man schließlich doch bei den alten Sorten blieb. Er erfand auch einige neue Gemüsegerichte, z. B. fanden die Blütenknospen des Rhabarbers Beifall, ebenso die Strünke einiger Kohlarten. Solche Gerichte, welche er seinen Damengästen als chinesische Rüben oder dergleichen auftischte, machten ihm sehr viel Spaß. Ein ganzes Treibhaus wurde für Ananas gebaut, aber da man damals noch keine Treibhäuser nur von Glas und Eisen hatte, so verfaulte das Holzwerk zu bald in der notwendigen, feuchtwarmen Luft, und das Haus mußte eingerissen werden. Das Palmenhaus aber wurde sehr bewundert, und die Pflanzen gediehen, obwohl man damals die modernen Heizungsanlagen noch nicht kannte.

Obgleich Nathusius kein praktisch gebildeter Gärtner war und nicht einmal einen Baum selbst veredeln konnte, so hatte er doch für die Kultur der Gewächse einen besondern, feinen Sinn, ein Verständnis ihrer Natur und ihrer Bedürfnisse, das aus seiner Liebe zu ihnen hervorging. Sein Verhältnis zu ihnen hatte etwas Poetisches, er setzte bei den Pflanzen sogar etwas wie Seele und Vernunft voraus, und obwohl er als konsequenter Rationalist alle Märchen und Sagen zu verachten glaubte, kehrte er im Umgang mit seinen Bäumen und Blumen unbewußt zu den Pflanzensagen und -märchen zurück. Er studierte die Physiologie der Gewächse soweit es damals möglich war, die Bedingungen ihres Gedeihens und ihrer Vermehrung. Dadurch kannte er nicht nur die darauf bezüglichen gärtnerischen Regeln und schärfte sie seinen Gärtnern immer wieder ein, sondern er erfand auch neue Regeln und machte neue Versuche, die zum Teil gut ausschlugen. Zweiundzwanzig Gärtner und Gehilfen waren auf seinen Gütern beschäftigt.

Von den Knaben des Ortes, welche als Lehrlinge angestellt wurden, nahm er kein Lehrgeld, sondern sie erhielten gleich von Anfang an einen kleinen Lohn, der sich bei steigenden Leistungen erhöhte. Eine Menge Einwohner von Althaldensleben, besonders Kinder, fanden in den Anlagen Beschäftigung und Verdienst. Jeder andere Geschäftszweig hatte einen Direktor, „aber für meine Gärten bin ich selbst der Vorsteher," pflegte er zu sagen, und diese Arbeit und Sorge war zugleich sein innigstes Vergnügen. Wenn die Lustgärten und das Gewächshaus sein persönlicher Luxus waren, so mochte er doch nichts allein genießen. Die Gemeinnützigkeit war ein Zug, der zu tief in seiner Natur lag und ihn recht eigentlich zu einem Bürger eines idealen Freistaats gemacht hätte. Es freute ihn, wenn Tausende die Früchte seiner Wirksamkeit mit genossen, sein eigner Genuß verdoppelte sich dabei. Es war auch natürlich, daß es ihn beglückte, wenn seine Güte und Weitherzigkeit anerkannt und sein Name dankend genannt wurde. Seine Gärten standen jedermann offen. Die Bauern der benachbarten Dörfer, die Bürger, die jungen Burschen und Töchter der kleinen Städte, die vergnügungslustige Welt von Magdeburg, alle machten Althaldensleben zu ihrer gewöhnlichen Lustpartie. Des Sonntags früh schon rasselte ein Wagen nach dem anderen über den Hof, und an schönen Sommertagen wimmelten die Gärten von allerlei Volk und bunten Kleidern. Es freute ihn, seinen Mitmenschen nach durcharbeiteten Wochen und dumpfem Stubensitz einen freundlichen Genuß bereiten zu können. Da wurden in der Kirschenzeit die Früchte der verpachteten Plantagen genossen, da schmeckte eine Flasche des leichten, billigen Fruchtweins oder das gute Bier. Die Fabriken wurden neugierig betrachtet, die Maschinen oder andere unerhörte Dinge mit scheuen Augen bestaunt und jedes Jahr fand das schaulustige Publikum Neues zu begaffen. Zuletzt, wie sich immer solche finden, welche mit jeder Art Freiheit Mißbrauch treiben und die große Menge mit sich fortreißen, wurden die Gärten

völlig wie eine öffentliche Vergnügungsanstalt benutzt und lärmende Trinkgesellschaften darin abgehalten, so daß Nathusius, um sich selbst und bessere Elemente nicht ganz aus seinem Eigentum vertreiben zu lassen, den öffentlichen Besuch nur noch mit Einschränkungen und Bedingungen gestatten konnte. Wieder die alte Erfahrung, die er im Leben so hundertfach machen mußte, daß die Menschen nicht allzuviel Vertrauen und Freiheit vertragen können.

Beschränkung

Zum Anfang der zwanziger Jahre trat ein allmählicher Wechsel in Nathusius' Tätigkeit und Lebensweise ein. Seine Ausgaben waren zu jener Zeit ins Riesenhafte gewachsen, und der Gewinn entsprach im großen und ganzen nicht mehr den Verlusten und Kosten, obwohl die Tabaksfabrik und einige andere der Betriebe fortdauernd einen sicheren und guten Gewinn abwarfen. Dazu kamen andauernde allgemeine ungünstige Wirtschaftsverhältnisse, welche auch seine Unternehmungen stark beeinflußten. Da gebot er sich selber einen Halt, im Gegensatz zum Schwindler konnte er umkehren, sobald er empfand, daß sein Weg begann abschüssig zu werden. Aber es waren das schwere Zeiten für ihn. Sein kaufmännisches Ehrgefühl litt entsetzlich bei dem Gedanken, daß er in den Ruf kommen könne, er habe ganz falsch spekuliert und seine Unternehmungen seien als verfehlt anzusehen.

Vor allem schränkte er nach und nach seinen Haushalt ein. An sich selbst konnte er nicht gut sparen, denn seine Bedürfnisse waren und blieben die einfachsten. Aber der schöne Postzug wurde abgeschafft, ebenso der Koch. Die Familie zog jetzt ganz nach Althaldensleben, wo in den kleineren Zimmern eine einfachere, bürgerliche Existenz begann, wenn auch große Räume und Säle noch immer einer weitgehenden Gastfreundschaft dienten. Diese zu beschränken, war ihm zunächst noch nicht möglich, schon als Geschäftsmann konnte er das nicht. Kamen doch die meisten Gäste, um seine Anstalten zu sehen, bei ihm zu lernen und Bestellungen zu machen. Gerade in der Zeit von 1820—30 war die Geselligkeit in Althaldensleben am regsten, doch war die Bewirtung nicht mehr so großartig wie früher. Das schwerste Jahr scheint für ihn 1826 gewesen, wo er zu allen

übrigen Widerwärtigkeiten sich genötigt sah, einen großen Wechsel in seinem Beamtenpersonal vorzunehmen. Besonders in der Landwirtschaft scheint von den Angestellten viel gesündigt worden zu sein. Aus jener Zeit stammt ein Aufsatz, in dem er wie in einem Spiegel seinen eignen Zustand und seine Verhältnisse darzulegen sucht und der eine strenge Selbstprüfung enthält. Aber der Aufsatz bleibt nur Bruchstück, weil es ihm doch allzu schwer wird, aus seiner damaligen tief melancholischen und beinahe verzweifelten Stimmung heraus das ganze Bild zu geben und auszumalen: „Habe ich nicht," so schreibt er, „seit drei Jahren, seitdem meine Revenuen so abgenommen haben, das Beispiel zur Ersparung für mich und meine Familie gegeben? Und meine Frau ist darauf eingegangen. Wie splendide habe ich sonst gelebt und wie jetzt? Mein Tisch ist wahrscheinlich schlechter besetzt als die der unter mir arbeitenden Beamten — hier und in Hundisburg. Kurz, ich spare überall, wo es mir nur möglich ist, und glaube dadurch meinen Kindern und auch anderen ein gutes Beispiel zu geben."

An einer anderen Stelle heißt es in bezug auf die Geschäftslage: „Da die Resultate so schlecht sind, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß es in der Organisation liegt, aber nachdem ich die Sache wochenlang von allen Seiten betrachtet, so finde ich dies nicht. Man macht mir den Vorwurf, daß ich zu vielerlei unternommen habe. Ich gebe zu, ich habe mehr unternommen, als die Kräfte eines Menschen zu leiten und zu übersehen vermögen, aber gerade darum organisierte ich es so, daß an der Spitze jeder Branche einer stehen sollte, der meine Stelle vertrat, und den ich dadurch beglückte, daß er nicht nur sein Auskommen hatte, sondern sich auch Vermögen erwerben konnte. Und wenn seit fünf Jahren nicht die unglücklichen Konjunkturen gekommen wären, so würde mancher sich bedeutendes Vermögen erworben haben, ohne es seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit zu verdanken. Aber auch bei den nachteiligen Konjunkturen konnte noch alles gut rentieren

und mein Vermögen erhalten bleiben, wenn mit Umsicht und hauptsächlich mit Sparsamkeit zu Werke gegangen wäre. Was habe ich denn wohl Ursache, zu bereuen, angelegt zu haben? Man nenne mir eine Branche. Ich habe nur Ursache, zu bereuen, daß, wenn eine Branche verunglückt ist oder mit Schaden gearbeitet hat, ich Leute dabei angestellt habe, die der Sache nicht gewachsen gewesen sind. Doch ich will mich nicht weiter bei Klageliedern aufhalten, sondern gleich den jetzigen Zustand jeder Branche untersuchen und Vorschläge machen, wie solcher zu reformieren ist. Ich setze aber voraus, daß die Organisation nicht besser sein kann. Ich will die tabellarische Übersicht zugrunde legen."

Er schildert nun zuerst die Arbeit vom Vorsteher des Zentralbureaus und der Zentralkasse, die seiner Meinung nach sehr wohl von einem Menschen getan werden konnte. „Da nun Herr Seland dies nicht durchführen kann, so will ich seine Funktion künftig beschränken. Ich habe noch nicht einmal die Bilanz von 1824. Jetzt müßte schon die von 1825 abgelegt sein, also zwei Jahre zurück. In meinem Testamente habe ich viel auf diese Bilanzen Rücksicht genommen. Wenn ich nun sterbe und sie sind in zwei Jahren nicht abgelegt, welche unangenehme Sache wird dies für meine Erben sein, also werde ich nicht eher in meinem Gemüte ruhig werden, ehe die Bilanzen von 1824 und 1825 abgelegt sind." Dann folgt die Tabaksfabrik, mit deren Verwaltung und Erfolgen er zufrieden ist, trotz der sehr niedrigen Konjunkturen und der vielen neu erstandenen Konkurrenz. Ferner die Steingutfabrik, welche damals noch bestand, und „freilich keinen andern Vorteil gewährt, als daß das Kapital zur Notdurft verzinset wird". Nathusius hofft aber auf bessere Zeiten und besonders auf die neu angelegte Porzellanfabrik. „Wenn diese mit Ersparung betrieben wird, so muß sie noch besser rentieren, da man hier keine Konkurrenz weiter hat als die Berliner Fabrik." Er rechnet auch auf die besondere Solidität des Direktors, Herrn

Bracker, der lange in seinen Diensten war und blieb. Nun aber kommen die Schmerzenskinder: die Landwirtschaften in Althaldensleben, Hundisburg und Glüsig, und muß dabei nicht vergessen werden, daß Nathusius kein Landwirt war und bei der Übernahme der Wirtschaften sicher noch wenig Begriff hatte, worauf es bei der Verwaltung ankam, die keineswegs so bequem war, wie er es anfangs annehmen mochte. „Diese sind es, welche mir seit Monaten so viel Gram und Sorge machen. Jetzt sehe ich nun ganz klar, daß mir jährlich Tausende verschmissen sind. Bei Glüsig habe ich es auf 7 bis 800 Taler ausgemittelt, was an Naturalien und Geld jährlich mehr ausgegeben sind, als hätten ausgegeben werden müssen, und so ist es denn auch im Verhältnis in den Ökonomien A. und H. gegangen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Mißbräuche und Unordnungen alle aufzuzählen, die stattgefunden und noch jetzt stattfinden. Die Verluste, die ich dadurch gehabt habe, schmerzen mich zu sehr. Man lasse es einmal praktische Ökonomen untersuchen. Was hätte die Schäferei einbringen können, wenn man es verstanden hätte. Die Rindviehnutzung ist sowohl in A. als in H. ohne Beispiel schlecht. Dies ist der Administration zu gering gewesen, um sich darum zu bekümmern, und die Verwalter sind sämtlich unnütze, faule Menschen gewesen, die sich nur um ihre Pferde bekümmert, aber nicht nach Ordnung gesehen (haben). Es ist nie einem eingefallen, danach zu sehen, ob auch die Kühe gehörig ausgemolken wurden usw. Wer hat sich um die Molkerei und um die Ausgeberei bekümmert? Wie mag es mit dem Ackerbau gegangen sein? Man studierte auf neue Systeme, probierte und überließ es den Hofmeistern, die Verwalter ritten spazieren und jubelten in Neuhaldensleben.

Sehe ich es zu schwarz an? Man überzeuge mich doch eines Besseren.

Ich wollte hier niederschreiben, wie alles reformiert werden sollte, allein indem ich schreibe, verliere ich den Mut dazu und

das Zutrauen zu mir selbst. Nur die Frage will ich noch aufwerfen: soll ich meine Güter ferner administrieren lassen oder soll ich sie verpachten? Ich wollte schon das letztere wählen, allein nachdem ich alles reichlich erwogen habe, werde ich wohl das erstere wählen. Es wird doch noch Leute geben, die die Wirtschaft und den Ackerbau verstehen? Und dann sehe ich jetzt ein, daß es Grundsätze gibt, wonach man die Wirtschaftsausgaben und das Tagelohn auf 200 Taler mehr oder weniger kontrollieren kann. Nach meiner Ansicht muß auf jedem Gute ein Oberverwalter und ein Unterverwalter sein. Die Kasse und die Jahresrechnung muß nicht von dem Oberverwalter, sondern von einem, der ihn kontrolliert, geführt werden. Ich mag aber noch nicht entscheiden. Da ich wahrscheinlich nur noch ein paar Jahre zu leben habe, weil mir die jetzigen Vorfälle (sicher) mehrere Jahre von meinem Leben rauben, so will ich nicht den Vorwurf mit ins Grab nehmen, daß ich noch am Ende meines Lebens eine Sache unrichtig eingeleitet hätte. Gesetzt, ich stürbe heute, was würde man in diesem Falle tun? Und gerade das, was man in diesem Falle tun würde, muß auch jetzt geschehen. Meine Gesundheit hat gelitten, meine Geisteskräfte nehmen ab, mein Gedächtnis und meine Augen sind so schwach, daß mir schreiben und lesen sauer wird. Wie kann es auch anders sein, ich habe mich von meiner Jugend an bis jetzt zu sehr mit Denken und Handeln angestrengt.

Ich wollte erst alle Branchen durchgehen, ehe ich die Maßregeln, welche auf meinen Todesfall und jetzt schon genommen werden sollen, berührte, ich bin aber davon abgekommen und es wird mir auch zu sauer, dies alles niederzuschreiben. Ich muß erst meine Gemütsruhe wieder haben. Daher will ich heut nur noch einige Gedanken äußern, wie es angefangen werden muß, daß alles einen guten Gang gehet und daß mein Vermögen konserviert wird. Den Gedanken, einen Mann zu kriegen, der in meinem Leben und nach meinem Tode alles regierte, muß ich aufgeben, aber das Projekt, welches ich früher

hatte, aus den Vorstehern der verschiedenen Branchen ein Direktorium zu wählen, welches meine Stelle vertritt und mir und nachher meinen Erben für alles verantwortlich ist, dieses Projekt will ich wieder in Vorschlag bringen. Wenn vier gesetzte Männer sich zusammentäten und jeden Tag eine Stunde sich über alles besprächen, was abzustellen ist, wo irgendeine Ersparung gemacht werden kann, und nun gemeinschaftlich disponierten, wenn sie über Gegenstände, worüber sie nicht einig werden könnten, den Rat und die Entscheidung von mir und meiner Frau einholten, so müßte es ja gehen. Ich würde diejenigen, die mir diese meine Wünsche erfüllten, als meine Freunde ansehen und mit ihnen leben und sterben. Ich könnte vielleicht dann noch einige Jahre in Gemütsruhe und für meine Familie leben, auch jährlich mit meiner Familie eine Reise zur Zerstreuung machen. Dann könnte ich vielleicht noch erleben, daß meine beiden ältesten Söhne, der Hermann in Magdeburg und der Gottlob hier in Althaldensleben, an der Führung der Geschäfte teilnähmen."

Wieder, wie schon bei der Übernahme von Althaldensleben, überfällt ihn die Sehnsucht nach Ruhe mit Macht, der Wunsch nach einem beschaulichen Dasein, nach Zeit für ein friedliches Familienleben, aber wie damals war dies nur ein vorübergehender Seelenzustand, er konnte nicht ruhen, und nicht lange dauerte es, so raffte er sich an Leib und Seele wieder auf. Jahre der Tätigkeit lagen noch vor ihm, erst die Todeskrankheit setzte seinem Streben und Schaffen ein Ziel. Der Gedanke mit dem Direktorium wurde aufgegeben, Nathusius behielt nach wie vor die Zügel in der Hand, wenn auch in anderer Weise wie zuvor. Früher hatte er alljährlich etwas Neues ergriffen und das, was nicht glänzend ging, wieder fahren lassen, jetzt suchte er das Bestehende zu erhalten und in einem ruhigen, sicheren Gang fortzuführen. Statt des großartigen Stils, in dem er seine Anlagen bisher begonnen und fortgeführt hatte, sollte nun eine mehr klug eingeteilte

Verwaltung, gemäßigte und sparsame Ordnung der Dinge eintreten. Hatten bisher einige Unternehmungen in einzelnen Jahren große Gewinne abgeworfen, so war an anderen beinah ebensoviel verloren gegangen. Nun suchte er aus allen eine gewisse sichere Rente herauszuziehen — und das kam seiner groß angelegten Natur schwer an. Hatte er doch früher alles mit Lust, ohne ängstliche Berechnung angegriffen und so viel Freude daran gehabt, daß er auch die starken Erschütterungen, welche er durch oft so bedeutende Unfälle erlitt, schnell wieder verschmerzte. Jetzt bemühte er sich mit Sorgfalt, mehr ins einzelne zu gehen, ob auch seine Seele oft unter den beständigen kleinen Widerwärtigkeiten litt, die so mannigfaltige, kaum zu übersehende Geschäfte mit sich bringen. Ganz aber hörten die Versuche und Neuerungen in den Fabriken doch nicht auf, dazu war er zu innerlich jung geblieben.

Etwa ein Jahr nach der großen Krise schreibt er an einen Freund: „Ich bin nun 68 Jahre alt, demohnerachtet habe ich aus triftigen Gründen alle meine Officianten und Vorsteher entlassen und mir neue gewählt. Ich habe ein ganz neues System angenommen und befinde mich dabei viel besser als vorher. Es geht mir keine Stunde verloren, die ich nicht meinem Gewerbe widme, und nur des Abends lebe ich für meine Familie.“

Hier müssen wir noch einmal Nathusius' Wirksamkeit fürs öffentliche Leben betrachten, denn, wie schon gesagt, wurde bei Preußens Reorganisation nach dem Kriege keine finanzielle Maßregel von Wichtigkeit vorgenommen, ohne sein Gutachten darüber einzuziehen. So wurde ihm auch der neue Zoll- und Steuertarif vorgelegt. In einem ausführlichen Schriftstück legte er seine Ansichten darüber nieder. Bei vielen Artikeln war er selbst interessiert, aber man konnte von ihm erwarten, daß er auch da, wo das Interesse des Staates und der Gewerbetreibenden miteinander zu streiten schien, den rechten Weg zur Vereinigung beider zu finden wisse.

Im selben Jahre kam auch das neue Münzsystem an die Reihe. Man erwog bei der Gelegenheit auch die Vorteile des Dezimalsystems, das man durch die westfälische Zeit kennen gelernt hatte. Nathusius schlug vor, den Taler in 30 Groschen und den Groschen in 10 Pfennig einzuteilen. Seine Bearbeitung der Münzfrage fand viel Anerkennung, nur stieß sie durch ihre Freimütigkeit an. Er hatte in seiner Gewohnheit, von der Leber weg zu reden, darin gesagt: „Der Fehler, den man bisher begangen hat, ist der, daß man den Juden zum Ratgeber genommen hat." Dieser Ausdruck hatte, wie natürlich, höheren Orts sehr großes Mißfallen erregt. Auch ging man auf seine Vorschläge nur teilweise ein, und was die Groschen betraf, so wurden sie in 12 statt in 10 Pfennig geteilt, bis man im neuen Deutschen Reich ihm nachträglich recht gab.

Im Jahre 1818 wurde er durch die Magdeburger Regierung aufgefordert, über den Zustand und Fortgang der Gewerbe und des Handels von Zeit zu Zeit zu berichten, namentlich über die Verbesserungen in den mechanischen und chemischen Betrieben der ersteren. Man hoffte dadurch die Hindernisse der Industrie zu heben und befördernde Maßregeln einzuleiten. Er befürwortete in seinen Berichten die baldige Einführung einer gleichmäßigen Besteuerung der altpreußischen wie der ehemals westfälischen Landesteile, ferner die Aufhebung des bisherigen Pfannenzinses bei der Bierbrauerei, die Einführung der Maischsteuer und die Einrichtung eines Wollmarktes in Magdeburg — was denn alles mit der Zeit verwirklicht wurde. Ebenso verwendete er sich lebhaft für besseren Schulunterricht, namentlich in den für das Leben nötigen Wissenschaften, auch in der Bürger- und Landschule, die das beste Mittel seien, die Industrie zu heben und den Stumpfsinn des Volkes zu überwinden. Zuletzt wünscht er eine Hilfe gegen den schädlichen zunehmenden Gebrauch des Branntweins, wozu er auch den Behörden das Befördern der Brauereien empfiehlt. Wie es damals mit dem Volksschulunterricht

an manchen Orten bestellt war, zeigte sich zum Beispiel auf dem Gute Königsborn, das Nathusius noch kurz vor seinem Tode kaufte, wo lange Jahre hindurch ein ausgedienter Unteroffizier die Kinder unterwies, wenn er sie nicht während der zum Unterricht bestimmten Stunden in seinem Garten arbeiten ließ.

Lebhaft befürwortete Nathusius stets eine gleichmäßige Besteuerung nach dem Vermögen. Als nun 1820 die Klassensteuer eingeführt werden sollte, war er gerade mit seiner Familie in Karlsbad, wo sich damals auch Friedrich Wilhelm III. aufhielt. Ein geheimer Hofrat, Bekannter von Nathusius, kam zu ihm und gab ihm zu verstehen, der König wünsche ihn zu sprechen, er wäre ja wohl um die und die Zeit auf der Promenade zu treffen? Also stellte sich Nathusius ein, und der König, mit dem Minister Fürsten Wittgenstein zusammen, begegnete ihm wie zufällig. Wittgenstein rief ihn heran und sagte ihm, Seine Majestät wünsche seine Meinung über den Entwurf zum neuen Klassensteuergesetz zu hören: „Euer Majestät," nahm Nathusius das Wort, „diese Steuer ist sehr gut, nur sind zu wenig Klassen vorausgesehen, so daß keine gerechte Besteuerung nach den verschiedenen Vermögensverhältnissen möglich ist. Wenn der Ärmste gibt, so können Leute wie Seine Exzellenz oder wie ich wenigstens viermal soviel geben als den Betrag, zu dem wir jetzt zugezogen sind." Der Minister machte, wie Nathusius erzählte, eine verlegene Verbeugung für diese Höflichkeitsbezeugung mit einem Gesicht, als wollte er sagen: „So schweigen Sie doch still! *Sie* können das wohl, aber ich nicht!" Aber der gerechte Sinn des Königs sah die Richtigkeit dieser Bemerkung wohl ein, und die schlichten Worte sollen dazu beigetragen haben, daß die Steuerklassen bis auf sechzehn erhöht wurden. „Wir zahlen aber doch nicht genug," setzte Nathusius hinzu, wenn er diese Geschichte erzählte, „wenn die Könige nur öfter Männer fragen wollten, welche ihnen die einfache Wahrheit sagen, wie leicht wären manche Fragen dann zu lösen."

Freilich hätte er hinzusetzen können: „Es müssen eben Männer sein, welche die einfache Wahrheit sagen, auch wenn es ganz und gar gegen ihren eignen Vorteil geht." Bis an sein Ende trug er den Unmut mit sich herum, daß die damaligen Finanzminister so wenig Kenntnisse von der Industrie und von den Grundlagen des Handels hätten, die dem Staat und dem einzelnen die blühenden Finanzen erhielten.

Den Staat auch nur im geringsten durch Hinterziehung einer Steuer zu schädigen, war ihm ein greulicher Gedanke. So heißt es in seinen Vorschriften für die verschiedenen Direktoren der Gewerbeanstalt: „Ich mache Anspruch darauf, der erste Gewerbsmann im Staate zu sein und so ist es meiner Ehre zuwider, die indirekten Steuern auf irgendeine Art zu benachteiligen." Und wie in Steuerangelegenheiten, so fragte er, wo sich's um öffentliche Einrichtungen handelte, nie zuerst nach dem eignen Nutzen, sondern nach dem der Allgemeinheit. Er hatte durch den Besitz von Hundisburg und Althaldensleben ein eignes Patrimonialgericht, mit dem Sitz in Neuhaldensleben, was für ihn nicht nur eine große Bequemlichkeit war, sondern ihm auch hübsche Einkünfte brachte. Dennoch stimmte er laut für die Aufhebung der Patrimonialgerichte. Auf seinen Gütern mußten ihm die Bauern anfangs noch Dienste leisten, aber er drang doch auf eine billige Ablösung derselben, und tadelte die Grundbesitzer, welche durch ihren Einfluß die Sätze so hoch treiben wollten, daß die Bauern dadurch ruiniert werden mußten. „Seid froh, wenn ihr nur etwas kriegt," sagte er den Besitzern, „und macht, daß ihr die Dienste los werdet. Sonst kommt die Zeit, wo ihr sie hingeben müßt und kriegt gar nichts dafür."

Noch einmal, 1827 schien es ihm, als ob die alten Zeiten des Kasseler Reichstags für ihn aufleben sollten. Für den Kreis Neuhaldensleben wurde er zu dem Landtag der Provinz Sachsen — wie sie jetzt hieß — gewählt, und zwar von zwei Seiten auf einmal, von der Ritterschaft und den Bauern zu

gleicher Zeit. Letzteres hatte er selbst gewünscht, denn er dachte, dem bäuerlichen Stande dadurch manches nützen zu können. Er hatte auch ein Recht darauf, gewählt zu werden, denn er besaß in Hundisburg sowohl wie in Althaldensleben eine ganze Menge kleiner Bauerngüter. Sobald in der bäuerlichen Wahlversammlung sein Name genannt wurde, stimmte man erst gar nicht ab, sondern wählte ihn, ohne daß sich eine einzige Stimme dagegen erhob. Allein der Landrat, welcher die Wahl zu leiten hatte, bedeutete die Bauern, sie dürften Nathusius nicht wählen, denn der gehöre zu den Rittergutsbesitzern. Die Bauern glaubten ihm das und wählten einen anderen, zum Ärger ihres ersten Kandidaten.

Dieser ging dann als Abgeordneter der Ritterschaft nach Merseburg, wo der Landtag vom 28. Oktober bis zum 29. November tagte. Aber das war kein westfälischer Reichstag, wo über die Angelegenheiten des ganzen Landes entschieden wurde, und so geschah es, daß Nathusius sich von Anfang an sehr enttäuscht fühlte. Die Verhandlungen kamen ihm überflüssig, engherzig und klein vor. Besonders mißfielen ihm auch die Formen, in denen sie sich bewegten, und das altmodische Zeremoniel, welches für den Verkehr mit dem König galt. Die Stände „unterstanden sich nicht und überließen dies dem höhern Ermessen“, sie „wagten alleruntertänigst zu bemerken“ oder „ihre Ansicht zu Füßen zu legen“ und „wendeten ihren Blick vertrauensvoll auf die landesväterliche Huld Seiner Majestät mit der devotesten Bitte“ usw.

Schon nach einigen Tagen schreibt er seiner Frau: „Daß der Aufenthalt für mich sehr unangenehm ist, kannst Du leicht erachten. Ich hoffe mich aber bald los zu machen und komme in acht Tagen zurück. Man kann nicht das mindeste hier nützen.“ Er mußte aber aushalten und tröstet sich denn auch mit dem lebhaften Interesse an neuen Bekanntschaften: „Die Zeit wird mir übrigens nicht lang, weil ich mehrere gefunden habe, die gleiche Gesinnungen wie ich haben.“ Wenn man ihn

später nach dem Landtag fragte, so war seine Antwort: „Er hat darüber delibriert, wieviel Steuer die Schweine geben sollen, die in die Städte kommen, und hat beschlossen, sich ein Irrenhaus zu bauen.“

Ob er im nächsten Jahr sein Mandat ganz niederlegte, ist aus den vorhandenen Papieren nicht zu ersehen, es scheint aber, daß er überhaupt nicht wieder nach Merseburg gegangen ist.

Als Staatsbürger sowohl wie als Kaufmann blieb er bis zuletzt ein eifriger, oft leidenschaftlicher Politiker, auch als er nicht mehr mitraten und taten konnte und wollte. Als Kaufmann hatte er überall seine Vertrauten, die er durch Gefälligkeit gewann und die ihn über die Vorgänge im öffentlichen Leben auf dem laufenden erhielten. Die französische Revolution 1830 regte ihn sehr auf, seine Hoffnungen gingen fortdauernd auf ein konstitutionelles Regiment, und nun schienen sie sich ihrer Erfüllung zu nähern. Manchmal streifte seine politische Sehnsucht bis zur Republik hinüber: „Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, ginge ich nach Amerika,“ hat er oft gesagt. Auch auf England wies er im Gespräch oft als Muster hin, aber mit ironischen Bemerkungen über die Stellung des englischen Königs, „der ist noch nicht einmal so viel wie der Präsident in Nordamerika. Jetzt aber — so hat mir ein Engländer erzählt, — haben sie eine Maschine erfunden, die ihren Namen selbst schreiben kann. Wenn der König stirbt, wollen sie die auf den Thron setzen, um die Millionen zu ersparen, welche ihnen der König kostet. Oder man will die Krone an den Mindestforderndern abgeben. Für wieviel täten Sie es wohl, König von England zu sein?“ Ein besonderer Gegenstand seines Scherzes waren die damaligen kleinen deutschen Fürsten, aber seinen König von Preußen stellte er sehr hoch. „Wenn er einmal stirbt, dann müssen wir auch eine Konstitution haben, aber er ist der beste Mensch im Lande, das sagt ein jeder, und wir lieben ihn alle.“ Er hatte eine Anzahl von Kabinettsordern von Friedrich Wilhelm III. gesammelt, die seinem Gerechtigkeitssinn beson-

ders entsprachen, eine derselben wird noch jetzt Interesse erregen. Sie wurde erlassen, als das Kriegsgericht den Grafen Blücher wegen Erdolchung des Schauspielers Stich nur zu dreijähriger Gefängnisstrafe verurteilt hatte. Stich hatte den Grafen verkleidet bei seiner Frau angetroffen und ihn angegriffen.

„Ich habe das kriegsgerichtliche Erkenntniß, welches den aggregierten Seconde-Lieutenant Graf Blücher von Wahlstadt des ersten Husarenregiments wegen Verwundung des Schauspieler Stichs durch einen Dolchstoß zu dreijährigem Gefängniß verurteilt, heute bestätigt, obwohl die Schwere des Verbrechens eine viel härtere Ahndung verdient hätte.

Wenn jedoch die Mehrzahl der Mitglieder des Kriegsgerichts den Bewegungsgrund, von der gesetzlichen Strenge abzugehen, daraus hergenommen hat, daß der p. von Blücher sich bei dem Vorfall im Stande der Notwehr befunden habe, indem er von dem Schauspieler Stich in seiner Verkleidung erkannt und angegriffen, sich seines Dolches um so mehr habe bedienen müssen, als ihm bei seinem schwächlichen Körper kein andres Mittel zur Erhaltung seiner Ehre übrig geblieben sey, so kann ich über diese unrichtige und höchst verdammungswürdige Ansicht nur mein lebhaftes Mißfallen zu erkennen geben.

Ich will nicht, daß die Offiziere meiner Armee die Aufrechthaltung der Würde des Standes in der blutigen Erwiderung selbstverschuldeter Beleidigungen suchen, sondern Ich fordre von ihnen, daß sie dieselben durch ein sittliches und anständiges Betragen und durch Unterlassung von Handlungen bewähren, die nach Gesetzen der Moral und der Ehre gleich verwerflich sind.

Ich trage Ihnen auf, dies der Armee bekannt zu machen, und bemerke dabei, daß es mir schmerzlich ist, durch diese Veranlassung einen gefeierten Namen auf solche Weise berührt zu sehen.

Berlin, d. 9ten Oktober 1823. gez. Friedrich Wilhelm.

An den Kriegsminister
Graf v. Haake.“

Das war Nathusius aus der Seele gesprochen, und es war nicht zu verwundern, daß er diesem König persönlich von Herzen ergeben war, wenn er auch von seinem Nachfolger mehr erwartete als Friedrich Wilhelm III. zu geben imstande war.

Von den politischen Bewegungen der Jahre 1820/21 war es der Befreiungskampf der Griechen und die spanische Revolution, an denen er großen Anteil nahm. Weniger bewegten ihn die Gärungen in Deutschland und die Verfolgungen der Burschenschaften. Das lag ihm fern, aber sehr interessierte es ihn, auf einer Reise — ich glaube, es war in Wunsiedel — Sands Eltern kennen zu lernen, dessen Vater ein kleiner Beamter war. Sie sprachen beide mit Enthusiasmus von ihrem Sohne, und billigten seine Tat.

Über alles, was Nathusius für Mißbräuche hielt, sprach er sich ohne Rückhalt, manchmal zum Schrecken ängstlicher Zuhörer aus. In der Heftigkeit schloß er solche Rede oft mit den Worten: „Unsere Nachkommen werden sagen: In was für barbarischen Zeiten hat man damals gelebt!" Besonders schalt er auf die Deutschen: „Es ist eine stupide Nation! Was für ein ganz andres Wesen haben die Franzosen. Es ist zwischen beiden derselbe Unterschied, wie wenn man einen fränkischen Ochsen nimmt und einen hier aus der Altmark. Der eine ist noch einmal so dumm wie der andre." Über den schleppenden Gang der preußischen Justiz, über ihre unbestimmten Grundsätze, über ihre übertriebene Humanität hatte er sich auch zu beklagen. „Jetzt, wenn mir ein Dieb ins Fenster kommt, muß ich ihn erst höflich fragen, was er will. Und wenn er sagt, daß er mich umbringen will, darf ich mich nicht wehren. Unsere Gesetze sind für die Diebe und nicht für die ehrlichen Leute! Zu westfälischen Zeiten hatte man vor einem Gendarmen mehr Furcht als jetzt vor zehn preußischen. Es war damals auch verboten, zu schlagen, aber die französischen Gendarmen hatten ihre geheime Instruktion, und wenn der Kerl nicht gestehen wollte und seine Schuld doch zutage lag, nahm ihn der

Gendarm allein vor, und zählte ihm ein paar mit dem Kantschu über. Das half sogleich. Kam er nun vors Gericht und fing er wieder an zu leugnen, so hieß es: „Ach, er schämt sich nur vor den Herren, wir wollen einmal allein gehen, da wird er's mir schon bekennen.“ Worauf der Schuldige schleunigst alles eingestand.“

Diese Art Gerichtspflege stimmte nun zwar nicht ganz mit Nathusius liberalen Ansichten überein. Überhaupt würde sich der alte Herr gar sehr wundern, wenn er einmal wieder zu uns zurückkehren könnte, einige Zeitungen lesen und einer Parlamentsverhandlung beiwohnen dürfte. Wie würde er da, trotz allem Großen, was seitdem für und durch Deutschland geschehen, trotz der Konstitution, die er so heiß ersehnt, doch wieder wettern über die stupide Nation, die moderne Barbarei, den Humanitätsdusel und so fort. Aber er liebte sein Volk, und was man leidenschaftlich liebt, von dem verlangt man viel und empfindet seine Mängel und Gebrechen mit zornigem Schmerz und eiferndem Sinn.

Ob ihm jemals der Posten des Finanzministers direkt angeboten worden, ist mir nicht bekannt, aber jedenfalls hätte er ihn leicht erreichen können. „Was hätte ich davon,“ sagte er, „wenn ich Minister geworden wäre mit ein paar tausend Taler Gehalt. Jetzt habe ich mehr und bin ein freier Mann.“ Und als ein freier Mann hat er seinem Vaterlande gedient bis zuletzt.



Louise Nathusius

Familie und häusliches Leben

In den stürmischen Perioden seines Lebens stand ihm seine kluge, tapfere Frau treu zur Seite, vielleicht gerade darum so hilfreich, weil sie ihn nie zu beherrschen suchte und sich nicht in Angelegenheiten mischte, welche außerhalb ihres festgezogenen Kreises lagen. Aber ihrer Natur nach mußte sie die Rückkehr zu ruhigeren, einfacheren Zuständen als ein großes Glück empfinden. Blieb das Leben für sie doch immer noch bewegt genug. Auch fernerhin waren ihre Aufgaben an der Seite eines so reizbaren, lebhaften Genies nicht leicht, obwohl sie von ihm auf Händen getragen wurde. So ist es erklärlich, daß sich bei ihr eine philosophische Ruhe entwickelte, mit der sie oft kühl den Dingen gegenüberstand, welche andere tief erregten und bewegten. Sie sprach es auch im Alter aus, daß sie mit so viel verschiedenen Lebensformen und Ansichten in Berührung gekommen sei, so viel Wechsel der Überzeugungen und Anschauungen erlebt habe, daß ihr die großen Veränderungen der neuen Zeit, auch die veränderten Weltanschauungen ihrer eignen Kinder nicht mehr viel Eindruck machten oder Beunruhigung schufen. „Man muß sich zu beschränken wissen“, war ein Hauptstück ihrer Lebensweisheit. Geistig und leiblich gesund, mochte sie sentimentalen, unnatürlichen Menschen leicht schroff und nüchtern erscheinen, aber welch einer starken Liebeskraft sie fähig war, davon zeugt zu allererst ihre Ehe. In den vierzig Jahren ihrer Witwenschaft, sie erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren, hat sie nie mehr etwas anderes sein wollen als eben eine Witwe, selbst die Kleidung behielt sie so bei, wie sie dieselbe in den letzten Jahren ihres Mannes getragen hatte. Bis zuletzt blieb sie in unnachahmlicher Schlichtheit und Vornehmheit ganz die Frau ihres Mannes, dem alles

an manchen Orten bestellt war, zeigte sich zum Beispiel auf dem Gute Königsborn, das Nathusius noch kurz vor seinem Tode kaufte, wo lange Jahre hindurch ein ausgedienter Unteroffizier die Kinder unterwies, wenn er sie nicht während der zum Unterricht bestimmten Stunden in seinem Garten arbeiten ließ.

Lebhaft befürwortete Nathusius stets eine gleichmäßige Besteuerung nach dem Vermögen. Als nun 1820 die Klassensteuer eingeführt werden sollte, war er gerade mit seiner Familie in Karlsbad, wo sich damals auch Friedrich Wilhelm III. aufhielt. Ein geheimer Hofrat, Bekannter von Nathusius, kam zu ihm und gab ihm zu verstehen, der König wünsche ihn zu sprechen, er wäre ja wohl um die und die Zeit auf der Promenade zu treffen? Also stellte sich Nathusius ein, und der König, mit dem Minister Fürsten Wittgenstein zusammen, begegnete ihm wie zufällig. Wittgenstein rief ihn heran und sagte ihm, Seine Majestät wünsche seine Meinung über den Entwurf zum neuen Klassensteuergesetz zu hören: „Euer Majestät," nahm Nathusius das Wort, „diese Steuer ist sehr gut, nur sind zu wenig Klassen vorausgesehen, so daß keine gerechte Besteuerung nach den verschiedenen Vermögensverhältnissen möglich ist. Wenn der Ärmste gibt, so können Leute wie Seine Exzellenz oder wie ich wenigstens viermal soviel geben als den Betrag, zu dem wir jetzt zugezogen sind." Der Minister machte, wie Nathusius erzählte, eine verlegene Verbeugung für diese Höflichkeitsbezeugung mit einem Gesicht, als wollte er sagen: „So schweigen Sie doch still! Sie können das wohl, aber ich nicht!" Aber der gerechte Sinn des Königs sah die Richtigkeit dieser Bemerkung wohl ein, und die schlichten Worte sollen dazu beigetragen haben, daß die Steuerklassen bis auf sechzehn erhöht wurden. „Wir zahlen aber doch nicht genug," setzte Nathusius hinzu, wenn er diese Geschichte erzählte, „wenn die Könige nur öfter Männer fragen wollten, welche ihnen die einfache Wahrheit sagen, wie leicht wären manche Fragen dann zu lösen."

Freilich hätte er hinzusetzen können: „Es müssen eben Männer sein, welche die einfache Wahrheit sagen, auch wenn es ganz und gar gegen ihren eignen Vorteil geht." Bis an sein Ende trug er den Unmut mit sich herum, daß die damaligen Finanzminister so wenig Kenntnisse von der Industrie und von den Grundlagen des Handels hätten, die dem Staat und dem einzelnen die blühenden Finanzen erhielten.

Den Staat auch nur im geringsten durch Hinterziehung einer Steuer zu schädigen, war ihm ein greulicher Gedanke. So heißt es in seinen Vorschriften für die verschiedenen Direktoren der Gewerbeanstalt: „Ich mache Anspruch darauf, der erste Gewerbsmann im Staate zu sein und so ist es meiner Ehre zuwider, die indirekten Steuern auf irgendeine Art zu benachteiligen." Und wie in Steuerangelegenheiten, so fragte er, wo sich's um öffentliche Einrichtungen handelte, nie zuerst nach dem eignen Nutzen, sondern nach dem der Allgemeinheit. Er hatte durch den Besitz von Hundisburg und Althaldensleben ein eignes Patrimonialgericht, mit dem Sitz in Neuhaldensleben, was für ihn nicht nur eine große Bequemlichkeit war, sondern ihm auch hübsche Einkünfte brachte. Dennoch stimmte er laut für die Aufhebung der Patrimonialgerichte. Auf seinen Gütern mußten ihm die Bauern anfangs noch Dienste leisten, aber er drang doch auf eine billige Ablösung derselben, und tadelte die Grundbesitzer, welche durch ihren Einfluß die Sätze so hoch treiben wollten, daß die Bauern dadurch ruiniert werden mußten. „Seid froh, wenn ihr nur etwas kriegt," sagte er den Besitzern, „und macht, daß ihr die Dienste los werdet. Sonst kommt die Zeit, wo ihr sie hingeben müßt und kriegt gar nichts dafür."

Noch einmal, 1827 schien es ihm, als ob die alten Zeiten des Kasseler Reichstags für ihn aufleben sollten. Für den Kreis Neuhaldensleben wurde er zu dem Landtag der Provinz Sachsen — wie sie jetzt hieß — gewählt, und zwar von zwei Seiten auf einmal, von der Ritterschaft und den Bauern zu

gleicher Zeit. Letzteres hatte er selbst gewünscht, denn er dachte, dem bäuerlichen Stande dadurch manches nützen zu können. Er hatte auch ein Recht darauf, gewählt zu werden, denn er besaß in Hundisburg sowohl wie in Althaldensleben eine ganze Menge kleiner Bauerngüter. Sobald in der bäuerlichen Wahlversammlung sein Name genannt wurde, stimmte man erst gar nicht ab, sondern wählte ihn, ohne daß sich eine einzige Stimme dagegen erhob. Allein der Landrat, welcher die Wahl zu leiten hatte, bedeutete die Bauern, sie dürften Nathusius nicht wählen, denn der gehöre zu den Rittergutsbesitzern. Die Bauern glaubten ihm das und wählten einen anderen, zum Ärger ihres ersten Kandidaten.

Dieser ging dann als Abgeordneter der Ritterschaft nach Merseburg, wo der Landtag vom 28. Oktober bis zum 29. November tagte. Aber das war kein westfälischer Reichstag, wo über die Angelegenheiten des ganzen Landes entschieden wurde, und so geschah es, daß Nathusius sich von Anfang an sehr enttäuscht fühlte. Die Verhandlungen kamen ihm überflüssig, engherzig und klein vor. Besonders mißfielen ihm auch die Formen, in denen sie sich bewegten, und das altmodische Zeremoniel, welches für den Verkehr mit dem König galt. Die Stände „unterstanden sich nicht und überließen dies dem höhern Ermessen", sie „wagten alleruntertänigst zu bemerken" oder „ihre Ansicht zu Füßen zu legen" und „wendeten ihren Blick vertrauensvoll auf die landesväterliche Huld Seiner Majestät mit der devotesten Bitte" usw.

Schon nach einigen Tagen schreibt er seiner Frau: „Daß der Aufenthalt für mich sehr unangenehm ist, kannst Du leicht erachten. Ich hoffe mich aber bald los zu machen und komme in acht Tagen zurück. Man kann nicht das mindeste hier nützen." Er mußte aber aushalten und tröstet sich denn auch mit dem lebhaften Interesse an neuen Bekanntschaften: „Die Zeit wird mir übrigens nicht lang, weil ich mehrere gefunden habe, die gleiche Gesinnungen wie ich haben." Wenn man ihn

später nach dem Landtag fragte, so war seine Antwort: „Er hat darüber delibriert, wieviel Steuer die Schweine geben sollen, die in die Städte kommen, und hat beschlossen, sich ein Irrenhaus zu bauen."

Ob er im nächsten Jahr sein Mandat ganz niederlegte, ist aus den vorhandenen Papieren nicht zu ersehen, es scheint aber, daß er überhaupt nicht wieder nach Merseburg gegangen ist.

Als Staatsbürger sowohl wie als Kaufmann blieb er bis zuletzt ein eifriger, oft leidenschaftlicher Politiker, auch als er nicht mehr mitraten und taten konnte und wollte. Als Kaufmann hatte er überall seine Vertrauten, die er durch Gefälligkeit gewann und die ihn über die Vorgänge im öffentlichen Leben auf dem laufenden erhielten. Die französische Revolution 1830 regte ihn sehr auf, seine Hoffnungen gingen fortdauernd auf ein konstitutionelles Regiment, und nun schienen sie sich ihrer Erfüllung zu nähern. Manchmal streifte seine politische Sehnsucht bis zur Republik hinüber: „Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, ginge ich nach Amerika," hat er oft gesagt. Auch auf England wies er im Gespräch oft als Muster hin, aber mit ironischen Bemerkungen über die Stellung des englischen Königs, „der ist noch nicht einmal so viel wie der Präsident in Nordamerika. Jetzt aber — so hat mir ein Engländer erzählt, — haben sie eine Maschine erfunden, die ihren Namen selbst schreiben kann. Wenn der König stirbt, wollen sie die auf den Thron setzen, um die Millionen zu ersparen, welche ihnen der König kostet. Oder man will die Krone an den Mindestfordernden abgeben. Für wieviel täten Sie es wohl, König von England zu sein?" Ein besonderer Gegenstand seines Scherzes waren die damaligen kleinen deutschen Fürsten, aber seinen König von Preußen stellte er sehr hoch. „Wenn er einmal stirbt, dann müssen wir auch eine Konstitution haben, aber er ist der beste Mensch im Lande, das sagt ein jeder, und wir lieben ihn alle." Er hatte eine Anzahl von Kabinettsordern von Friedrich Wilhelm III. gesammelt, die seinem Gerechtigkeitssinn beson-

ders entsprachen, eine derselben wird noch jetzt Interesse erregen. Sie wurde erlassen, als das Kriegsgericht den Grafen Blücher wegen Erdolchung des Schauspielers Stich nur zu dreijähriger Gefängnisstrafe verurteilt hatte. Stich hatte den Grafen verkleidet bei seiner Frau angetroffen und ihn angegriffen.

„Ich habe das kriegsgerichtliche Erkenntniß, welches den aggregierten Seconde-Lieutenant Graf Blücher von Wahlstadt des ersten Husarenregiments wegen Verwundung des Schauspieler Stichs durch einen Dolchstoß zu dreijährigem Gefängniß verurteilt, heute bestätigt, obwohl die Schwere des Verbrechens eine viel härtere Ahndung verdient hätte.

Wenn jedoch die Mehrzahl der Mitglieder des Kriegsgerichts den Bewegungsgrund, von der gesetzlichen Strenge abzugehen, daraus hergenommen hat, daß der p. von Blücher sich bei dem Vorfall im Stande der Notwehr befunden habe, indem er von dem Schauspieler Stich in seiner Verkleidung erkannt und angegriffen, sich seines Dolches um so mehr habe bedienen müssen, als ihm bei seinem schwächlichen Körper kein andres Mittel zur Erhaltung seiner Ehre übrig geblieben sey, so kann ich über diese unrichtige und höchst verdammungswürdige Ansicht nur mein lebhaftes Mißfallen zu erkennen geben.

Ich will nicht, daß die Offiziere meiner Armee die Aufrechthaltung der Würde des Standes in der blutigen Erwiderung selbstverschuldeter Beleidigungen suchen, sondern Ich fordre von ihnen, daß sie dieselben durch ein sittliches und anständiges Betragen und durch Unterlassung von Handlungen bewähren, die nach Gesetzen der Moral und der Ehre gleich verwerflich sind.

Ich trage Ihnen auf, dies der Armee bekannt zu machen, und bemerke dabei, daß es mir schmerzlich ist, durch diese Veranlassung einen gefeierten Namen auf solche Weise berührt zu sehen.

Berlin, d. 9ten Oktober 1823. gez. Friedrich Wilhelm.

An den Kriegsminister
Graf v. Haake.“

Das war Nathusius aus der Seele gesprochen, und es war nicht zu verwundern, daß er diesem König persönlich von Herzen ergeben war, wenn er auch von seinem Nachfolger mehr erwartete als Friedrich Wilhelm III. zu geben imstande war.

Von den politischen Bewegungen der Jahre 1820/21 war es der Befreiungskampf der Griechen und die spanische Revolution, an denen er großen Anteil nahm. Weniger bewegten ihn die Gärungen in Deutschland und die Verfolgungen der Burschenschaften. Das lag ihm fern, aber sehr interessierte es ihn, auf einer Reise — ich glaube, es war in Wunsiedel — Sands Eltern kennen zu lernen, dessen Vater ein kleiner Beamter war. Sie sprachen beide mit Enthusiasmus von ihrem Sohne, und billigten seine Tat.

Über alles, was Nathusius für Mißbräuche hielt, sprach er sich ohne Rückhalt, manchmal zum Schrecken ängstlicher Zuhörer aus. In der Heftigkeit schloß er solche Rede oft mit den Worten: „Unsere Nachkommen werden sagen: In was für barbarischen Zeiten hat man damals gelebt!" Besonders schalt er auf die Deutschen: „Es ist eine stupide Nation! Was für ein ganz andres Wesen haben die Franzosen. Es ist zwischen beiden derselbe Unterschied, wie wenn man einen fränkischen Ochsen nimmt und einen hier aus der Altmark. Der eine ist noch einmal so dumm wie der andre." Über den schleppenden Gang der preußischen Justiz, über ihre unbestimmten Grundsätze, über ihre übertriebene Humanität hatte er sich auch zu beklagen. „Jetzt, wenn mir ein Dieb ins Fenster kommt, muß ich ihn erst höflich fragen, was er will. Und wenn er sagt, daß er mich umbringen will, darf ich mich nicht wehren. Unsere Gesetze sind für die Diebe und nicht für die ehrlichen Leute! Zu westfälischen Zeiten hatte man vor einem Gendarmen mehr Furcht als jetzt vor zehn preußischen. Es war damals auch verboten, zu schlagen, aber die französischen Gendarmen hatten ihre geheime Instruktion, und wenn der Kerl nicht gestehen wollte und seine Schuld doch zutage lag, nahm ihn der

Gendarm allein vor, und zählte ihm ein paar mit dem Kantschu über. Das half sogleich. Kam er nun vors Gericht und fing er wieder an zu leugnen, so hieß es: „Ach, er schämt sich nur vor den Herren, wir wollen einmal allein gehen, da wird er's mir schon bekennen." Worauf der Schuldige schleunigst alles eingestand."

Diese Art Gerichtspflege stimmte nun zwar nicht ganz mit Nathusius liberalen Ansichten überein. Überhaupt würde sich der alte Herr gar sehr wundern, wenn er einmal wieder zu uns zurückkehren könnte, einige Zeitungen lesen und einer Parlamentsverhandlung beiwohnen dürfte. Wie würde er da, trotz allem Großen, was seitdem für und durch Deutschland geschehen, trotz der Konstitution, die er so heiß ersehnt, doch wieder wettern über die stupide Nation, die moderne Barbarei, den Humanitätsdusel und so fort. Aber er liebte sein Volk, und was man leidenschaftlich liebt, von dem verlangt man viel und empfindet seine Mängel und Gebrechen mit zornigem Schmerz und eiferndem Sinn.

Ob ihm jemals der Posten des Finanzministers direkt angeboten worden, ist mir nicht bekannt, aber jedenfalls hätte er ihn leicht erreichen können. „Was hätte ich davon," sagte er, „wenn ich Minister geworden wäre mit ein paar tausend Taler Gehalt. Jetzt habe ich mehr und bin ein freier Mann." Und als ein freier Mann hat er seinem Vaterlande gedient bis zuletzt.



Louise Nathusius

Familie und häusliches Leben

In den stürmischen Perioden seines Lebens stand ihm seine kluge, tapfere Frau treu zur Seite, vielleicht gerade darum so hilfreich, weil sie ihn nie zu beherrschen suchte und sich nicht in Angelegenheiten mischte, welche außerhalb ihres festgezogenen Kreises lagen. Aber ihrer Natur nach mußte sie die Rückkehr zu ruhigeren, einfacheren Zuständen als ein großes Glück empfinden. Blieb das Leben für sie doch immer noch bewegt genug. Auch fernerhin waren ihre Aufgaben an der Seite eines so reizbaren, lebhaften Genies nicht leicht, obwohl sie von ihm auf Händen getragen wurde. So ist es erklärlich, daß sich bei ihr eine philosophische Ruhe entwickelte, mit der sie oft kühl den Dingen gegenüberstand, welche andere tief erregten und bewegten. Sie sprach es auch im Alter aus, daß sie mit so viel verschiedenen Lebensformen und Ansichten in Berührung gekommen sei, so viel Wechsel der Überzeugungen und Anschauungen erlebt habe, daß ihr die großen Veränderungen der neuen Zeit, auch die veränderten Weltanschauungen ihrer eignen Kinder nicht mehr viel Eindruck machten oder Beunruhigung schufen. „Man muß sich zu beschränken wissen“, war ein Hauptstück ihrer Lebensweisheit. Geistig und leiblich gesund, mochte sie sentimentalen, unnatürlichen Menschen leicht schroff und nüchtern erscheinen, aber welch einer starken Liebeskraft sie fähig war, davon zeugt zu allererst ihre Ehe. In den vierzig Jahren ihrer Witwenschaft, sie erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren, hat sie nie mehr etwas anderes sein wollen als eben eine Witwe, selbst die Kleidung behielt sie so bei, wie sie dieselbe in den letzten Jahren ihres Mannes getragen hatte. Bis zuletzt blieb sie in unnachahmlicher Schlichtheit und Vornehmheit ganz die Frau ihres Mannes, dem alles

Scheinwesen und alle Unnatur ein Greuel gewesen war. Sehr lebendig und interessant konnte sie aus der Fülle ihrer Erlebnisse mitteilen, aber ganz ohne Ausschmückung oder Übertreibung, wie es sonst zuweilen in der Plauderhaftigkeit des Alters geschieht.

Nathusius konnte sich nie lange von ihr trennen, ohne sich unglücklich zu fühlen. „Ich fühle doch anders wie andre Leute," schreibt er als dreiundsiebzigjähriger Mann nach Pyrmont, wo Luise die Kur gebrauchte, „es geht ohne Sehnsucht nicht ab. Ich werde Dir nun wöchentlich zweimal schreiben." Und ein andermal heißt es: „Jeder Tag, den ich nicht bei Dir und den Kindern sein kann, ist ein großer Verlust für mich. Ich habe mich bestimmen lassen, noch hier zu bleiben, aber indem ich dies schreibe, tut es mir doch sehr wehe." Acht Kinder, sechs Söhne und zwei Töchter, schenkte Frau Luise ihrem Manne und nirgends hat sie sich glücklicher gefühlt als in der Kinderstube. Nathusius hing mit leidenschaftlicher Liebe an den Kleinen, er sagte ihnen eigentlich nie ein hartes Wort und war immer bedacht, ihnen kleine Vergnügungen zu verschaffen. Er führte sie in die Obstgärten, und nahm sie früh mit auf seinen Reisen nach Berlin, Potsdam, Hamburg und Karlsbad. Auch Ponys und andere Tiere wurden ihnen gehalten, und früh durften sie dem Jagdvergnügen nachgehen. Zu seinen Grundsätzen gehörte es, daß jede körperliche Züchtigung bei der Erziehung ausgeschlossen sein sollte. Das war nun gar nicht im Sinne von Frau Luise, welche der Ansicht war, daß ein Denkzettel zur rechten Zeit recht praktisch und nutzbringend sei. Für gewöhnlich hielt sie sich gehorsam an ihres Mannes Vorschriften, wenn aber das Häuflein der lebhaften Kinder gar zu laut und unbändig wurde, so erschien sie plötzlich mit dem Rohrstöckchen und teilte rechts und links davon aus, ohne erst zu fragen, wer denn eigentlich der Schuldigste sei. Schmunzelnd erzählte sie noch nach Jahren, wie der kleine Hermann sich einmal in des Vaters Gegenwart sehr unartig benahm. Keine Ermahnung

half, der Junge wurde immer unausstehlicher. Da faßte ihn der Vater zuletzt beim Kragen, führte ihn hinaus und wurde für diesmal seinen Grundsätzen ungetreu, indem er ihm die notwendigen Prügel verabreichte.

Trotz seiner Liebe zu den Kindern wußte er sich aber doch nie so recht in die jungen Seelen hineinzudenken, wenigstens die ältern blieben ihm gegenüber immer scheu und unfrei. Sie wurden zur Ruhe und Schweigsamkeit in seiner Gegenwart erzogen, gerade weil er sie immer um sich haben wollte, war dies sehr nötig. Sein Sohn sagte gewiß mit Recht, daß seine eigne freudlose und ernste Jugend ihm die Fähigkeit genommen hatte, seinen Kindern wirkliche harmlose Jugendlust zu bereiten und Fühlung mit ihnen zu gewinnen. Auch war der große Altersunterschied zwischen Vater und Kindern wohl ihrem Vertrauen zu ihm hinderlich. Seine beständigen Ermahnungen zu Fleiß und Tugend verschüchterten sie, konnten sie ihm doch keine größere Freude machen, als wenn er sie bei den Büchern fand. „Was man will, das kann man," sagte er ihnen immer wieder, „ihr müßt nur wollen." Freundeshand hatte den beiden ältesten Grimms Märchen geschenkt, und als sie eben angefangen hatten, sich mit Hänsel und Gretel, Schneewittchen und Aschenbrödel innig zu befreunden, nahm der Vater sie ihnen weg. Seiner Ansicht nach waren sie nur dazu angetan, der Kinder Wahrheitssinn zu zerstören und die Phantasie schädlich zu beeinflussen. Aber die schönen Geschichten saßen doch schon im Gedächtnis der Kinder fest und wurden den kleinen Geschwistern wieder erzählt, für die Grimms Märchen nun ein unwiederbringlich verlorener, wundervoller Schatz wurden. Ähnlich wie mit der Poesie ging es mit der Religion, für die alle seine Kinder von Natur eine besondere Empfänglichkeit hatten. Kühler Rationalismus, verständiges Gottvertrauen war alles, was beide Eltern ihnen zu geben hatten. Etwas anderes schien ihnen gefährlich und eine Versuchung zu Heuchelei und Schwärmerei. So gab es auch keine Weihnachtsfeier

für die Kinder, diese stand für den Vater auf demselben Blatte wie die Märchen. Für die Mutter blieben die kleinen Kinder immer die Hauptsorge und Freude und, war es bewußte Vorsicht oder Mangel an Verständnis, sie mischte sich selten in die Angelegenheiten der älteren.

Von der Wiege an sah der Vater in seinen Söhnen hauptsächlich die Nachfolger, denen er sein begonnenes Lebenswerk einmal übergeben wollte, damit sie es fortsetzen und zu höherer Vollendung führen sollten. Das allein bestimmte ihn bei der Wahl der Lehrer und Bildungsmittel. Nach ihren natürlichen Anlagen, Neigungen und Wünschen zu fragen, kam ihm dabei gar nicht in den Sinn. Schon ehe sie laufen konnten, beschäftigte er sich mit ihrer Zukunft, doch wechselten die Pläne, welche seine lebhafte Phantasie für sie spann. So stand es eine Zeitlang bei ihm fest, daß Hermann ganz früh, womöglich mit achtzehn Jahren heiraten und die Magdeburger Fabrik übernehmen sollte. Gottlob war damals für Althaldensleben bestimmt. Gerade weil er selbst schon bejahrt war, hatte er den fieberhaften Drang, wenigstens die ältesten Kinder schon auf dem sichern Wege zur Erfüllung seiner Wünsche zu wissen. 1827 schreibt er einem Freunde: „Meine Familie besteht jetzt aus sechs Söhnen und einer Tochter. Mein ältester Sohn ist im neunzehnten Jahre. Er hat drei Jahre auf dem Gymnasium zu Kloster Liebenfrauen in Magdeburg zugebracht und hierauf drei Jahre auf dem Kollegium Carolineum zu Braunschweig Naturwissenschaften und neue Sprachen studiert, jetzt ist er zu Hause und steht dem Laboratorium vor. Zu nächsten Ostern will ich ihn nach Berlin bringen, um dort die Militärverpflichtungen abzumachen und zugleich die dortige Universität zur Vollendung seiner Studien in den Naturwissenschaften und Mathematik zu benutzen. Meine Tochter ist im sechzehnten Jahre und macht uns jetzt schon manche Sorgen, wie nach zwei Jahren der Mann von gutem Charakter gewählt werden soll.“ Daß diese Weise über ein junges Mädchen zu bestimmen, zu

mancherlei Kämpfen führen mußte, lag freilich auf der Hand. Je begabter und eigenartiger sich die Kinder entwickelten, um so größer waren die Opfer eigner Neigungen und Bestrebungen, welche der Vater von ihnen forderte. Trotz seiner sonstigen Abneigung gegen das Schreiben, unterhielt er doch mit dem jungen Hermann einen lebhaften Briefwechsel, die Mutter fügte dann wohl einen klugen, zärtlichen Gruß unter des Vaters Brief hinzu. Am 10. Oktober 1824 schreibt er ihm nach Magdeburg: „Deinen Brief habe ich mit Vergnügen gelesen. Er ist nicht, wie Deine sonstigen Briefe, in der Übereilung geschrieben, und ich sehe daraus: wenn Du willst, kannst Du auch ordentlich schreiben. Deinen Wunsch, Dich künftiges Jahr auf das Handlungsinstitut nach Bremen zu bringen, will ich gern erfüllen. Ich glaube, wenn Du von jetzt an bis Ostern recht fleißig bist und besonders im Rechnen und Schreiben und in der französischen und englischen Sprache Privatstunden nimmst, Du dahin gelangen kannst, gleich in die erste Klasse zu kommen. Es kommt nur darauf an, daß Du dieses Alles diesen Winter mit großem Ernst treibst. Ich will Dich mit dem Plane bekannt machen, welchen ich mit Dir habe: Wenn Du Dir in Bremen die nötigen Kenntnisse erworben hast, dann will ich Dich unter meine eigne Aufsicht nehmen. Du lernst dann nicht nur hier die Landwirtschaft, sondern auch die andern Gewerbe, welche ich betreibe, kennen. Aus Büchern studierst Du es theoretisch und gehst dann von einem zum andern zur Praktik über. Zwei Jahre werden hinreichend sein, um Dich zu routinieren, und sobald Du diese Vorkenntnisse hast, dann lasse ich Dich eine landwirtschaftliche, technische Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und England machen, gebe Dir einen Begleiter, oder reise, wenn ich gesund bin, selber mit. Diese Reise würde aber ohne Nutzen sein, wenn Du Dir nicht vorher von allem Kenntnisse erworben und die französische und englische Sprache gründlich erlernt hättest. Zu dem Ende ist auch nötig, daß Du Dich ferner im Zeichnen übst. Wenn Du nun diese Reise zurückgelegt

hast, dann kannst Du im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre, wo ich mit Recht diese Ansprüche an Dich machen kann, mir bei meinen Geschäften zu Hilfe kommen, so daß Du bei meinem Ableben oder wenn ich von Alterswegen solchen nicht mehr vorstehen kann, sie dirigieren kannst. Ich muß diese Ansprüche an Dich machen, da Du der Älteste von meinen Söhnen bist, da Gottlob drei Jahr jünger ist als Du und da Du den jüngern Brüdern mit gutem Beispiel vorangehen mußt. Bedenke nur, wie schön es klingt, wenn man von einem jungen Mann sagt: der hat viel gelernt, und wie dagegen der verachtet wird, der wenig oder nichts gründliches gelernt hat. Ich verlange nicht zuviel von Dir, der Mensch, der gesunden Menschenverstand hat, kann Alles, was er will erlernen, wenn er nur mit Ernst und Ausdauer anfängt. Bedenke ferner, wie sehr Du vor vielen andern dadurch begünstigt bist, daß ich keine Kosten scheue, um einen recht tüchtigen Geschäftsmann aus Dir zu machen, und dann bedenke, wie es mir in meiner Jugend ergangen ist. Bei dieser Gelegenheit ermahne ich Dich auch zur Sparsamkeit. Was man erspart, braucht man nicht zu erwerben und wieviel Beispiele gibt es, wo Kinder das von den Eltern ererbte Vermögen dadurch, daß sie sich nicht zur Sparsamkeit und zu einem tätigen Leben gewöhnt, verloren und in ihren besten Jahren bei andern ums Brot haben arbeiten müssen oder wohl gar auf dem Armenhause gestorben sind.

Diesen Brief, mein lieber Sohn, zerreiße nicht, sondern hebe ihn auf und lies ihn zuweilen. Es ist eigentlich wohl der erste (rechte) Brief, den ich Dir geschrieben habe. Bleibe gesund! Ich bin Dein Dich liebender Vater N."

Der Plan mit der Bremer Handelsschule wurde nicht ausgeführt, da Hermann statt dessen nach Braunschweig kam. Dorthin gratuliert ihm der Vater 1825 zum Geburtstag: „Die Wünsche, welche ich nicht nur an Deinem Geburtstage, sondern täglich im Herzen hege, sind: daß Du fortdauernd gesund bleiben und an Geist und Körper Dich so ausbilden mögest, um bald meine

Stelle zu vertreten oder doch wenigstens mir hilfreich zur Hand gehen kannst, wodurch Du nicht nur Deinen Eltern viel Freude machen, sondern auch Deinen jungen Brüdern sehr nützlich werden kannst. Du weißt, daß ich Dich immer sehr lieb gehabt habe. Ich liebe und lobe Dich aber jetzt noch mehr, da ich von mehreren Seiten her höre, daß es Dir jetzt ein rechter Ernst ist, viel zu lernen." Dann ermahnt ihn der Vater weiter, vor allem die lebenden Sprachen zu pflegen und gute deutsche Aufsätze zu schreiben. „Zu dem Ende mußt Du recht gute deutsche Bücher lesen, nur nicht Romane oder schöngeisterische, sondern solche, die eine Wissenschaft, zum Beispiel Geschichte, abhandeln und in einem leichten guten Stil, in kurzen fließenden Perioden geschrieben sind." Mit den Romanen und schöngeisterischen Büchern war es eine ähnliche Sache wie mit den Grimmschen Märchen, Nathusius las überhaupt keine Dichtungen und Romane und suchte auch seine Kinder davon abzuhalten, was ihm natürlich nicht gelang.

Als der Vater in Merseburg zum Provinziallandtag war, mußte der siebzehnjährige Hermann ihn schon in der Heimat vertreten: „Deinen Brief vom 28. Oktober habe ich erhalten; fahre fort mir womöglich täglich zu schreiben. Da es jetzt ununterbrochen regnet, so wird der Weg nach Magdeburg sehr schlecht werden und daher gut sein, wenn der Tabak bald dahin geschickt wird. Herr Steinbrück schreibt mir, daß die achthundert Zentner Gußeisen angekommen sind. Sage doch Herrn Wellner, daß derselbe dafür sorgt, daß es recht bald nach Hundisburg transportiert wird, ehe der Weg noch schlechter wird — das Verpacken der Bäume und Sträucher wird nun wohl den Anfang genommen haben. Alles, was zu Wasserweg geht, muß zuerst vorgenommen werden. Wenn es an Stroh fehlt, muß die Ökonomie solches liefern. Jetzt werden auch zwei Kippkarren nötig sein, um von Hundisburg Bäume zu holen und Erde anzufahren für den Garten. Zimmermann hat die Bäume unter sich. Hier einliegend eine Bestellung auf Bäume und Sträucher.

Zum Futter für die Schafe habe ich sehr viel Eicheln und Ebereschen sammeln lassen. Ich weiß nicht, wo man sie hingeschüttet hat. Sieh doch zu, ob solche nicht verderben. Schubert wird sie wohl in Verwahrung genommen haben. Wenn sie zu hoch übereinander liegen, erhitzen sie sich. Erinnere den Förster, daß er in der Forst recht fleißig pflanzen läßt. Er wird auch Birken säen. Sieh einmal zu wie er es macht. — Ich habe gehört, daß der Weizen in Magdeburg schon 35 Reichstaler und der Roggen sogar 38 gelten soll. Sprich mit Herr Hofmann, daß wir den Preis des Roggenmehles danach einrichten. — Nun kann der Braumeister auch ein Gebräude Porter und ein Gebräude englisches Öl (Ale ist gemeint) brauen, weil die Temperatur der Luft unter 12 Grad Wärme sein wird. Du mußt mit Schubert dem Brauprozeß von Anfang bis zu Ende beiwohnen und nachher auch die Gährung beobachten. Sieh doch auch wie es im Forstgarten aussieht. Wenn Sommermeyer mit dem Forstgarten fertig ist, könnte er Warnstedter pflanzen helfen. Leb' wohl, mein lieber Sohn. Grüße Deine Brüder und sage dem Wilhelm, daß ich seinen Brief mit Vergnügen gelesen habe.

N.

Nachschrift. Die Wagens, welche den Tabak nach Magdeburg bringen, müssen das Eisen für Hundisburg laden, dadurch wird Fuhrlohn erspart."

Die geplante große Bildungsreise kam nicht zustande, denn schon 1830 übernahm der zwanzigjährige Sohn selbständig das große Hundisburg, da des Vaters Kräfte für das Ganze doch nicht mehr ausreichten. Vorher durfte er aber noch eine Reise nach Hamburg, Hannover und Helgoland machen. Des Vaters Briefe sind außer mit der Sorge um des Sohnes Gesundheit mit Ermahnungen angefüllt, doch ja recht mit Nutzen zu reisen, aber auch Besuche zu machen, alte Beziehungen des Vaters zu erneuern, und neue anzuknüpfen. Unter anderm auch mit Heinrich Heine, der sich in Helgoland aufhält. „Er wird es gewiß sehr hoch aufnehmen, wenn du ihm Visite machst."

Trotzdem, daß Heine Israelit und Dichter war, welchen Menschenklassen Nathusius sonst nicht besonders zugeneigt war, ist er doch zu sehr Weltmann, um zu wünschen, daß sein Sohn sich abschließt. Dann wünscht er noch, daß Hermann sich in Hamburg die Schiffszwiebacksfabriken ansieht und sich genau über die Zubereitung und Versendung des Zwiebacks unterrichtet, in der Idee, daß er später in Hundisburg eine solche Fabrik einrichten soll. Wieder eine von den geschäftlichen Phantasien des Vaters, die nicht verwirklicht wurden. Praktischer war die Ermahnung, die schönen Gärten Hamburgs zu studieren, um daraus für die Hundisburger Gärten Nutzen zu ziehen: „Du weißt, ich habe schon vor achtzehn Jahren angefangen, den Garten in Hundisburg zu modernisieren, ich gab es aber auf, weil ich den Althaldensleber anlegte, und habe öfters gesagt, meine Nachkommen mögen es in Hundisburg fortsetzen.“ Diesen Wunsch hat denn auch der Sohn später aufs schönste erfüllt.

Nicht viel Millionäre werden so viel von ihren Söhnen verlangt haben wie Nathusius von den seinigen, aber er hat sich doch nicht in ihnen getäuscht: Obwohl sie vielfach andere Wege gingen, wie ihnen der Vater vorgezeichnet hatte, so wird es doch nicht viel Millionären beschieden sein, fünf Söhne von edlen Anschauungen zu hinterlassen, welche für die Allgemeinheit so viel Gutes, zum Teil sehr Bedeutendes geleistet haben.

Von den Lehrern seiner Söhne verlangte er auch nicht wenig. Störend für den Gang des Unterrichts war es freilich, daß er einigemal praktisch befähigte Hauslehrer ihrem eigentlichen Amte entzog und sie zu Direktoren seiner geschäftlichen Betriebe heranbildete. Dann mußte wieder ein neuer Lehrer gewählt werden. Als einmal solche Vakanz eintrat, schrieb Nathusius an einen Freund mit der Bitte, ihm einen Lehrer zu empfehlen: „Meine Söhne sollen zwar alle für Fabriken, Gewerbe und Landwirtschaft erzogen werden, allein sie sollen doch auch alle eine soviel wie möglich gelehrte Bildung er-

halten, das heißt sie sollen die Sprachen und Wissenschaften, die fürs Leben nützen, erlernen.

1. Sprachen: Die deutsche, lateinische, französische und englische und nur so viel Griechisch, was dazu gehört, um die zur Mode gewordenen terminologischen Wörter verstehen zu können.

2. Wissenschaften: außer den gewöhnlichen als Geschichte, Geographie, Staatswissenschaften usw., die Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Botanik, Naturgeschichte, Mineralogie usw.

3. Schöne Künste: Hauptsächlich Zeichnen und von Musik etwas Klavier. (Literatur wird nicht erwähnt, Nathusius legte keinen Wert darauf.)

Ich verlange nicht, daß er in allen diesen Wissenschaften Meister sein soll. Wenn er nur recht viel Sinn für diese Wissenschaften hat, so kann er meine Zwecke und Wünsche erfüllen, weil er hier alle Hilfsmittel findet, sich bei dem Unterricht selbst zu belehren. Unter Hilfsmitteln verstehe ich:

1. Eine Bibliothek von mehr als 4000 Bänden, von den Büchern in allen Wissenschaften, welche noch in kurzem um 2000 Bände vermehrt werden soll.

2. Ein Laboratorium, welches mit einem geschickten Chemiker besetzt ist.

3. Physikalische Instrumente, welche zum Teil angeschafft und das Nötige noch angeschafft werden soll.

4. Daß ein botanischer Garten von großem Umfange seit zwei Jahren angelegt ist und

5. in technologischer Hinsicht, daß mehrere Fabriken, Gewerbe und Landwirtschaft rationell betrieben werden.

Ich erwarte ferner von einem solchen Manne, daß er von Charakter durchaus gut, daß er kein Orthodoxer ist, daß er in den vernünftigen Zeitgeist eingegangen ist, daß er Menschen- und Weltkenntnis besitzt, daß er auch von Person das Äußerliche hat, was ihm bei den Kindern Achtung verschafft, und daß er auch nicht auf die entfernteste Art Pedant ist, wie man bei

den Theologen so häufig findet. Von den Verhältnissen, in die er eintritt, wissen Sie, daß er mit Achtung und als Freund behandelt wird, daß er an allem Teil nimmt, mithin beständig in Gesellschaft der Eltern und Kinder ist und mithin sich nicht andre Gesellschaften sucht. Er muß sein Glück in den Wissenschaften und in dem Häuslichen finden. Da ich gewöhnlich jährlich mit meiner Familie eine Reise mache, nimmt er auch daran Teil.

Das Gehalt würde ich bei freier Station zu 300 Taler bestimmen. Wenn es so ein Mann wäre, der schon mehrere Jahre in einer Unterrichts- oder Erziehungsanstalt gestanden hätte! Ein Jüngling, der erst von Universitäten kommt, darf es wohl nicht sein."

Diesem außerordentlichen Ideal zu entsprechen, war nicht leicht, und mit daraus erklärt sich der häufige Wechsel. Da trat im Jahre 1825 Julius Elster die wieder einmal frei gewordene Stelle an, und damit hatte sich der eigenartige Mann für so eigenartige Verhältnisse gefunden. Er wurde für Eltern und Kindern Freund, Lehrer und Gehilfe und schmolz so ganz und gar mit der Familie zusammen, daß er seinen ursprünglichen Beruf als Theologe bald aufgab, um sich ihr ganz hinzugeben. Ein kleiner Mann, mit vollem dunkeln Lockenhaar, die Züge eigentlich häßlich, aber voll Geist und Leben, jedenfalls nicht der Pedant, vor dem sich Nathusius gefürchtet hatte. Er war der Lehrer, den dieser sich gewünscht hatte, einer, der sich selbst erst belehren wollte in Nathusius' kleinem Königreich. Kein Orthodoxer, aber ein Anhänger Schleiermachers, mit dem er auch eine gewisse äußere Ähnlichkeit hatte, durch seine Klugheit befähigt, sich sowohl den Kindern wie dem Vater mit Verständnis anzupassen und darum ein geschickter Vermittler zwischen Alter und Jugend. Kurz vor seinem Ende nannte ihn Nathusius „den einzigen wahren Freund, den ich im Leben gehabt habe", und Frau Luisen stand er in zarter Verehrung und Ergebenheit gegenüber, während sie bis zu seiner späten Ver-

heiratung, viele Jahre hindurch, für den genialen Freund, der nicht für sich selbst zu sorgen verstand, wie eine Mutter sorgte und dachte. Für die Kinder brachte er Verständnis ihrer jungen Seelen und neben der Arbeit den Sonnenschein der Poesie und Kunst ins Leben mit, auch ein gut Teil religiöser Anregung, an der es ihnen bisher ganz gemangelt hatte. Sein reines, warmes Herz und seine edlen, sittlichen Ideale hielten dabei die allzu lebhaft schwärmende Phantasie immer wieder in Schranken. Selbst in der Kinderstube der Kleinsten war er willkommen und saß abends an ihren Bettchen, um sie in Schlaf zu singen. Da Nathusius kein eignes Zimmer hatte, so lebte die ganze Familie zu dieser Zeit eigentlich nur noch in einer einzigen Wohnstube, sofern man sich nicht den Gästen widmete. Diese Beschränkung war für die ältern Kindern oft sehr drückend, und so war es kein Wunder, daß dagegen die Schulstube mit Elster von ihnen die „glückselige Insel" genannt wurde. Elsters eigentliche Schüler waren Philipp und August, 1815 und 1817 geboren. Gottlob war nur noch kurze Zeit mit ihm zusammen, aber er erlebte den schweren Konflikt mit, der zwischen dem Vater und dem zwölfjährigen Knaben ausbrach, als über dessen Studiengang entschieden werden sollte. Gottlob war ein schöner, lebensvoller Junge, wie er auf einem Bilde fortlebt, mit langen, lockigen blonden Haaren, Ball und Schläger in der Hand. Eins der Bilder, die sein Vater hatte malen lassen, um einem jungen Künstler das Geld zu einer Reise nach Italien zu verschaffen. Gottlob war außerordentlich begabt und lernte spielend, besonders machte ihm das Studium der alten Sprachen Freude, und nach dem Urteil seiner Lehrer wäre ihm eine große Zukunft als Philologe beschieden gewesen. Trotz seiner Jugend hatte sich bei ihm der feste Entschluß ausgebildet, nicht auf eine Handelsschule zu gehen, sondern sich für einen gelehrten Beruf vorzubereiten. Ebenso fest wie er auf diesem Plan bestand, so entschieden wollte auch sein Vater von seinen alten Grundsätzen in bezug auf die Söhne nicht ab-

gehen. Gottlob hatte vom Vater das reizbare, heftige Temperament geerbt, und so setzte es schwere Kämpfe, die dem Vater um so bittrer waren, je mehr er gerade diesen Sohn heiß liebte. Schließlich überwand ihn der Knabe, und Nathusius willigte ein, ihn auf das Gymnasium nach Helmstedt gehen zu lassen. Die Zeit milderte bei ihm das Gefühl schwerster Enttäuschung und er begann sich mit der Hoffnung zu trösten, daß Gottlob sich auf der Schule den Naturwissenschaften zuwenden würde, denn ein rein gelehrter Beruf war ihm für seinen Sohn doch undenkbar. Nach einiger Zeit schreibt er an einen Freund: „Mein zweiter Sohn Gottlob, vierzehn Jahr alt, befindet sich seit anderthalb Jahren auf dem Gymnasium zu Helmstedt. Von diesem könnte ich Ihnen viel zu seinem Lobe sagen, doch als Vater will ich die Worte seiner Lehrer hersetzen. Diese sagen, daß ihnen noch nie ein Knabe von so viel Fleiß, Gedächtnis, Umsicht, Scharfsinn und Ernst vorgekommen sei. Er hat bis jetzt jede Klasse in einem halben Jahre durchgemacht, und nach der Versicherung seiner Lehrer wird er, wenn er noch ein Jahr in Prima gesessen, mit fünfzehn Jahren völlig reif zur Universität sein. Ich werde ihn wahrscheinlich Ostern übers Jahr nach der Universität zu Berlin bringen und wünsche, daß er einmal das für die Wissenschaft werden mag, was jetzt A. v. Humboldt dafür ist. Vielleicht erinnert sich Ihre Frau Gemahlin seiner noch, es ist der mit dem blonden Lockenkopf." Am Schluß des Briefes heißt es: „Möchten Sie an Ihren Kindern ebensoviel Freude erleben wie wir."

Kurze Zeit nach diesen Worten voll Stolz und Befriedigung fiel der furchtbarste Schlag, der Nathusius je in seiner Familie getroffen hat. Sein hoffnungsvoller Liebling erkrankte in Helmstedt am Scharlachfieber und starb nach wenig Tagen, ehe eins der Angehörigen zu ihm reisen konnte. Der kleine Wilhelm, damals ein Knabe von 8 Jahren, erzählte später, wie der Vater in maßlosem Schmerz schreiend im Zimmer auf und ab gelaufen sei, und die Mutter, wenn auch äußerlich gehalten, trug

innerlich wohl nicht weniger schwer an diesem bittern Verlust. Elster reiste nach Helmstedt, besorgte alles Notwendige und kehrte mit der Leiche nach Althaldensleben zurück. Nachts bei Fackelschein, in aller Stille, wurde sie unter seiner Aufsicht im Park gebettet, der Vater war ganz außerstande, dabei gegenwärtig zu sein.

Wie es denn seine Art war, suchte er, nachdem er sich mehrere Tage seinem Schmerz ganz hingegeben, wieder Herr darüber zu werden. Äußerlich hatte er die Ruhe wieder gewonnen, aber nie wieder in seinem Leben hat er den Verstorbenen genannt oder mit einem Worte seiner erwähnt. Wenn andere es taten, zuckten seine Augenbrauen augenblicklich finster zusammen. Eine Zeichnung, welche das schöne Antlitz im Tode festhielt, bewahrte die Mutter in einem verschlossenen Zimmer auf mit noch anderen schmerzlichen Andenken — erst nach ihrem Tode kamen diese Sachen in die Hände der Nachkommen. Für die anderen Söhne, welche auf Gottlob folgten, hatte dessen Tod zur Folge, daß der Vater von nun an sich entschieden weigerte, jemals wieder ein Kind auf Schulen zu schicken. Elster behielt ihre Ausbildung in Händen, und als dieser für den Vater selbst allmählich immer unentbehrlicher wurde, nahm man für die Jüngsten noch einen zweiten Hauslehrer an. Oft waren die Knaben in Magdeburg bei Hillebrands, deren Ehe kinderlos blieb. Die älteste Tochter blieb oft monatelang bei ihnen und wurde von der Tante ausgeführt. Der gute Onkel liebte die Kinder, als wären es seine eignen, aber die Erziehungsbestrebungen der Tante wurden von den Knaben nicht sehr geschätzt. Auch Tante Karoline, Luisens älteste Schwester, galt ihnen mehr als eine komische Person. Sie war zu einer gefühlvollen, ästhetischen, älteren Jungfrau geworden, welche ihre Gedanken in einem Buch, „Elisa, oder das Weib wie es sein soll“, niedergelegt hat. Mit ihrer lebhaften Mutter konnte sie sich dauernd nicht gut vertragen, und lebte meistens in Blankenburg am Harz. Sehr beliebt dagegen war

Großmutter Engelhard, deren heitere, harmlose Natur Sonnenschein in den ernsten, abgeschlossenen Familienkreis brachte. Sie schrieb den Enkeln allerliebste Briefe und dichtete ihnen Kinderlieder. Großvater Engelhard starb 1818, und sie lebte als Witwe weiter in Kassel, bis sie ihm im Jahre 1831 nachfolgte. Jedes Jahr war sie zu längerem Sommeraufenthalt in Althaldensleben und besang noch öfter den geliebten Ort und das Glück ihrer Tochter.

Ihre große Redseligkeit mag wohl mit dem zunehmenden Alter ihren Freunden oft lästig gefallen sein, wie denn Jakob Grimm sich beklagt, daß die Frau Geheimrätin ihn neulich auf eine Minute beehrt habe: „Das heißt etwas über eine Stunde, worin sie mir einen Teil ihrer Familiengeheimnisse vorgetragen hat." Und auch ihr Dichtermund konnte bis zuletzt durchaus nicht stillschweigen. Gar an eine Übersetzung des französischen Dichters Béranger macht sie sich noch im dreiundsiebzigsten Lebensjahr, wobei denn freilich der eigentliche Charakter des Dichters ganz verloren gehen mußte, da sie ihn „der gesitteten deutschen Lesewelt vorstellen will, ohne Anstand und Rücksicht zu verletzen". Gustav Schwab schrieb auf ihre Bitte eine freundliche Rezension des kühnen Unternehmens, und tröstet sie in einem Briefe über die Nichtachtung ihrer Poesie durch die Zeitgenossen. „Man darf kaum zwanzig Jahre singen wie ich, so ist einen das deutsche Publikum schon ganz gewohnt und hat schon wieder sechs neue Liedermoden durchgemacht. Doch was tut's? Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet!"

Auf der Flucht vor der Cholera starb die ewig junge Philippine im Harz bei ihrer Tochter Karoline zu Blankenburg, wo auf dem alten Kirchhof noch ihr Grabstein mit der geliebten Leier zu sehen ist.

Den Geschwistern seiner Frau blieb Nathusius nach wie vor ein väterlicher Freund und oft waren sie mit der wachsenden Schar ihrer Nachkommen bei ihm zu Gaste. Außer Frau Hille-

brand verheirateten sich auch die beiden jüngsten Schwestern Engelhard in Magdeburg und Umgegend. Einer ihrer Brüder pachtete mit des Schwagers Hilfe eine einträgliche Domäne, ebenfalls in der Nachbarschaft. Ebenso treu hielt Nathusius an der eignen Verwandtschaft fest. Öfter handelt es sich in seinen Briefen an Hillebrand um allerlei Hilfsleistungen für dieselbe: „Ihr Schwager, mein Bruder, tut sehr wohl, wenn er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Lauchstädt geht. Er kann ja seine Frau und Kinder mitnehmen. Überschicken Sie ihm doch in meinem Namen dazu 100 Taler. Hat denn der Bruder in Baruth seine Zinsen bekommen?" Einer seiner Neffen trat in die Fabrik zu Magdeburg ein, und seine Nachkommen führen noch heute das Geschäft unter der alten Firma weiter.

Im Alter

Bis in seine letzten Jahre hinein stand Nathusius des Sommers oft schon um drei oder vier Uhr auf, und war den ganzen Tag auf den Beinen. Erst vom siebzigsten Jahre an gewöhnte er sich an einen Mittagsschlaf und auch da mochte er sich noch nicht zu einer solchen Schwäche bekennen. „Ich will doch gehen und den Kaffee bestellen," sagte er, wenn er sich früher von den Gästen zurückzog. Die Arbeitsleute auf den Höfen und in den Gärten sahen ihn bald hier, bald dort erscheinen, und seine Gegenwart munterte zu rascherer Tätigkeit auf. Ein alter Mann, der im Garten mit leichter Beschäftigung das Gnadenbrot erhielt, sah ihn nach seinem Tode noch öfters in seinem grünen Rock „umgehen", wie sich überhaupt um seine originelle Persönlichkeit und um Althaldensleben her eine ganze Menge Mythen gesponnen hatte. In seiner eignen kleinen Welt, in der immer gleichen Kleidung, bedeutete seine Erscheinung etwa ebensoviel wie die des alten Fritz mit Krückstock und Dreispitz. Auf peinliche Sauberkeit hielt er, trotz der geliebten Tabaksdose, sehr viel. Von ihr konnte er sich nicht mehr trennen, seit er, seiner Frau zuliebe in der ersten Zeit der Ehe, sich die Pfeife abgewöhnt hatte. Er ging nie anders als mit weißer, batistener Halsbinde, mit frischem Hemdkragen darüber geklappt. Was die übrige Kleidung anbelangte, so konnte er sich sehr schwer zu neuen Anzügen entschließen und sich von den alten, einmal gewohnten Sachen trennen. Einen Flicken oder ein Loch sah er nie, höchstens bemerkte er wohlgefällig von seinen Strümpfen, daß sie immer am besten säßen, wenn Luischen ihm erst einen ordentlichen Boden hineingestopft habe. Was man ihm hinlegte, zog er an, nur mußte es immer dasselbe sein. Dazu gehörte ein dunkelgrüner langer Rock

oder bei Geselligkeiten ein Leibrock in derselben Farbe von altmodischem Schnitt, schwarze Beinkleider mit Knieschnallen und hohe Stiefel. Zwischen beiden mußte immer ein Stück weißen Strumpfes sichtbar sein. So trug er sich Tag für Tag bis an sein Ende. Das Haar, aus dem Gesicht gestrichen, ließ die interessante Schädelbildung und die schöne Stirn mit den starken Brauen besonders hervortreten. Beim Ausgehen trug er einen Stock von indischem Rohr, im Winter eine hohe Pelzmütze, im Sommer einen niedrigen weißen Filzhut. Oft wurde er von Fremden für einen Verwalter oder Hofmeister gehalten, was immer sein besonderes Vergnügen erregte.

Des Nachts konnte er, besonders im Alter, häufig nicht schlafen, er stand dann auf und las die Zeitung. Am Tage ging er oft im Zimmer auf und nieder, fast immer in Gedanken vertieft, wobei er eine Prise nach der anderen nahm. Zuzeiten redete er bei diesen Zimmerspaziergängen laut mit sich selber, besonders wenn er einen ihm unangenehmen Gedankengang unterbrechen wollte. Seine Phantasie war immer geschäftig, ihm Bilder und Entwürfe vorzuführen.

Durch den vielen Aufenthalt im Freien bei jedem Wetter war er sehr abgehärtet, kleidete sich niemals warm und liebte die heißen Räume nicht. Im Essen und Trinken immer mäßig, war er nach einer kränklichen Jugend später nur selten einmal wirklich krank gewesen, da war es ihm leicht, sein eigner Arzt zu sein, höchstens kurierte er sich einmal mit Rhabarber. Gern zitierte er den derben Spruch des holländischen Arztes Boerhave:

Haltet Haupt und Füße warm,
Überladet nicht den Darm;
Bleibt die Hinterpforte open,
Braucht zum Doktor ihr nicht zu loopen!

Es war damals noch die Zeit der langen Rezepte und der großen Arzneiflaschen, und so war Nathusius' Zorn auf die Ärzte trotz seines Laientums nicht unberechtigt. Unter Umständen nannte er sie privilegierte Giftmischer, „wenn sie nur Kenntnis

von der Chemie hätten, aber viele Sachen verschreiben sie, die sich gegenseitig zerstören, wenn sie miteinander in Berührung kommen." Dabei las er zu seinem Vergnügen gern medizinische Schriften, „die sind oft unterhaltend wie ein Roman," meinte er. Über die Homöopathie, welche damals in die Erscheinung trat, lachte er: „Hahnemann ist ein kluger Mann, aber ein Charlatan. Die Pulverchen tun's nicht, aber seine strenge Diät und keine Arznei." Ohne von moderner Hygiene etwas zu wissen, hielt er sich an Reinlichkeit, Diät, frische Luft und Wasser als die besten Arzneien. Freilich — in der Hilflosigkeit und dem Leiden seiner letzten Krankheit — hielten alle diese Grundsätze nicht stand, und er klammerte sich zuletzt doch, wie andere Kranke, an den Rat der Ärzte.

Zur Kirche hatte Nathusius, trotzdem er die zwei Kirchen gebaut hat, persönlich gar kein Verhältnis. Doch hat sein Sohn wohl recht, wenn er behauptet, daß sein Vater der Anlage nach eine sehr religiöse Natur war, nie hat man ihn über das Heilige spotten hören, und die Kämpfe seiner ersten Jugend, in denen ihm der Kinderglaube abhanden kam, machten ihn, wie wir hörten, nicht nur seelisch krank und unglücklich, sondern griffen ihn auch körperlich schwer an. Wahrhafte Religion respektierte er immer an anderen, aber auf die Geistlichkeit im allgemeinen war er nicht gut zu sprechen. Herder und Gellert kannte er und liebte sie, und als ihm, wohl durch Freund Elster, Schleiermachers Reden über die Religion in die Hände kamen, sagte er: „Das sind ganz meine Ansichten, ich habe sie nur nicht so ausdrücken können." — „Morgen ist Sonntag," sagte er eines Sonnabends zu einem eben angekommenen Gast, als er ihn zu Bette geleitete, „da gehen wir in die Kirche." Früh um sechs Uhr trat er ins Gastzimmer: „Sind Sie fertig?" Der andere wunderte sich nicht wenig, daß die Kirche so früh angehe. Sobald er sich angekleidet hatte, führte ihn Nathusius in den Garten. Es war ein schöner Sommermorgen. „Das hier ist meine Kirche," sagte er, „im Tempel der Natur kann man Gott er-

kennen." Das waren bei ihm keine Phrasen. Er lebte wirklich in und mit der Natur, seine Religion war Anbetung des Schöpfers. Die wunderbaren Tatsachen der Physik und Astronomie, soweit sie bis dahin bekannt waren, erbauten und ergriffen ihn tief, und es verging wohl kein Tag, an dem er nicht den Namen Gottes als des Schöpfers und Erhalters der Welt im Munde führte. Doch wollte er nichts Positives über sein Wesen festgestellt haben.

Seinem Verstande nach wollte er an keine persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben. Aber seine Ideen waren auch in bezug auf diesen Punkt flüssig, er lehnte die Möglichkeit eines persönlichen Weiterlebens doch nicht bestimmt ab, und jedenfalls scheute er sich sehr, andere in ihren Überzeugungen in bezug auf diesen Punkt zu stören oder anzugreifen. Er liebte das Leben, welches für ihn so voll und reich gewesen, aber er fürchtete den Tod nicht. Im allgemeinen hielt er an der pantheistischen Vorstellung fest, daß der menschliche Geist zurückkehre zu seinem Ursprung, sich auflösend in dem großen Geiste, der alle Dinge erfüllt, ebenso wie der Körper wieder mit dem Stoff, aus dem die Welt besteht, eins wird. Oft wiederholte er: „Ihr werdet sehen, wie ruhig ich dabei sterbe."

Obwohl er sehr viel Sinn für die bildenden Künste hatte, und auch etwas für Musik, wollte er die Dichtkunst als solche nie gelten lassen. Natürlich verwickelte er sich dabei in Widersprüche, indem er Erdichtung mit Dichtung verwechselte. Machte man ihn darauf aufmerksam, daß er doch Herder und Gellert sehr hoch stelle, so behauptete er, das seien doch „keine Dichter". Seine Meinungen stammten eben alle aus der Verstandesperiode des 18. Jahrhunderts, und seinem Leben hatte es an Zeiten der Ruhe und Sammlung gefehlt, da er sich in die Tiefen der Religion und Poesie hätte versenken können, wie es einer Seite seines Wesens wohl gemäß gewesen wäre. Die Rationalisten nannte er die „Vernünftigen" und „da muß



J. G. Nathusius

Im Alter

man die Supranaturalisten doch die Unvernünftigen nennen." So sagte er, aber blieb doch nicht konsequent bei dieser Schlußfolgerung. Und sein eignes Leben gab ihm unrecht, wenn er von der Poesie nichts wissen wollte, denn es war voll von eigenartigem Pathos gewesen. Wenn er erregt war, konnte sich seine Rede sogar zu ergreifendem leidenschaftlichen Schwung erheben. Jedes Geschehnis im Leben regte ihn zu allgemeinen Betrachtungen an, und er philosophierte darüber in seiner Art, freilich oft ungeschickt, weil sein Denken durch Schulphilosophie nicht gebildet war. Aber darum war das Resultat oft um so eigner.

Es findet sich unter seinen Papieren unter anderm ein Aufsatz über Gärung, der bezeichnend für seine naturphilosophischen Ideen ist. Aber wie alle seine Aufsätze ist er Bruchstück und Versuch geblieben, das praktische Leben gönnte ihm nie Zeit, irgendein Problem fertig auszudenken. Die Tatsachen über die Entstehung der Gärung waren damals noch unbekannt, er versucht auf seine Art das Geheimnis zu erklären:

„Es gibt in der organischen Welt, in den Pflanzen und Tieren, ein gewisses Prinzip, was ich das Leben oder die Seele nennen will. Dies Prinzip ist Materie. In den Pflanzen, in deren Samen, in den Wurzeln und Knollen findet es sich und dieses Prinzip oder Leben der Seele bleibt darin so lange wirksam, bis die Pflanzen oder deren Teile destruiert sind. Der Gärungsstoff ist nach meiner Ansicht dasselbe Prinzip. Die weinigte Gärung ist ein im Galopp fortgesetztes Leben und hört auf, sobald das Prinzip des Lebens unwirksam geworden. Diese Fortsetzung des Lebens im Galopp ist das Bestreben, die Pflanze oder deren Teile in ihre ursprünglichen Bestandteile zu zerlegen, die nun nicht mehr organisch sind. Das Lebensprinzip geht bei dieser Zerlegung nicht verloren. Es ist der Hefen, welcher sich ausscheidet. Habe ich einen dem Anschein nach toten Körper aus dem Pflanzenreich, z. B. Ge-

treide, den Most oder Saft von Früchten, so sind diese Körper nicht wirklich tot. Das Lebensprinzip schlummert nur in ihnen. Setze ich das Getreide oder jeden anderen Samen oder einen anderen Teil der Pflanze in die Umstände, daß das Lebensprinzip wieder wirksam wird, so wird das Leben wieder aufgeregt und es gehen neue Pflanzen und Samen oder vermehrtes Leben hervor. Denn so wie der Eidotter im Ei liegt, liegt er auch in jedem Samenkorn. Ich sagte, das Leben wird wieder wirksam, oder mit anderen Worten, die Hefe, der Gärungsstoff bestimmt den Dotter, der im Ei liegt, zum Leben. Ziemlich analog ist der Gärungsprozeß mit dem Lebensprozeß, nur mit dem Unterschied, daß ersterer zum Tode führt, letzterer aber zu neuem und vermehrten Leben. Das Lebensprinzip oder der Hefen wird hier zum neuen Leben verwendet. Beim Gärungsprozeß aber wird, wie schon gesagt, das schlummernde Leben erregt und durch fortgesetzten Lebensprozeß im Galopp vermehrt und ausgeschieden. Welche Naturkräfte außer dem Lebensprinzip oder den Hefen hierbei mitwirken, darüber will ich mir heute den Kopf nicht zerbrechen, sondern ich will nur eine neue Theorie der Gärung aufstellen. Daß die bisherigen Theorien nicht richtig sind, wird denjenigen sehr klar, welche bei technischen Arbeiten die Gärung beobachten."

Das Leben mit seinen geliebten Pflanzen, die zärtliche Beobachtung, welche er ihnen widmete, brachte ihn auf den Gedanken, ihnen nicht nur eine Seele, sondern auch eine Art Vernunft zuzuschreiben. Als Beweis dafür führte er unter anderm an, daß er einen Pflanzentopf mit halb guter, halb schlechter Erde gefüllt und eine Pflanze hineingesetzt habe. Nach einiger Zeit habe er sie wieder ausgraben lassen und da seien ihre Wurzeln alle nach der Seite gegangen, wo die gute Erde gewesen. „Das setzt doch Nachdenken voraus," sagte er.

Ins Theater ging er deshalb selten, weil er stets so stark davon ergriffen wurde, daß er nicht ruhig bleiben konnte und

dadurch das Erstaunen der anderen Theaterbesucher erregte. In Berlin sah er einmal den „Gang nach dem Eisenhammer", als Theaterstück bearbeitet. Wie immer ganz hingerissen, war ihm die Sache volle Wirklichkeit geworden, und als die Arbeiter am Schmelzofen den Verräter statt des Fridolin in die Glut werfen, springt Nathusius auf und schreit mit allen Kräften in das Theater hinein: „Es ist ja nicht der rechte! Es ist ja nicht der rechte!" Bei der großen Scheu, seine Empfindungen zur Schau zu stellen, fürchtete er sich natürlich, noch einmal in gleicher Weise die Herrschaft über sich selbst zu verlieren. An Bildern und Gipsabgüssen hatte er allmählich ein kleines Museum zusammengebracht, das seine Räume in Althaldensleben schmückte, auch einige Bilder von Philipp Hackert, dem Freunde Goethes, waren darunter. Ackermann, der früher erwähnte englische Freund und Kunstverleger, hatte ihm viele englische Sachen verschafft, so eine vollständige Sammlung Kupferstiche, welche die sämtlichen Dramen Shakespeares illustrierten. Schöne und seltene Porzellane und englisches Wedgwood gehörten zu seinen besonderen Passionen und wurden als Muster für die Porzellanfabrik, die Lieblingsschöpfung seiner späteren Jahre, angeschafft.

Die Einrichtung der Zimmer war nicht kostbar oder prunkvoll, aber echt und solide, wie er überhaupt, auch in bezug auf Geräte und weiblichen Schmuck alles unechte, auf den Schein berechnete, haßte.

Solange es seine Kräfte erlaubten, reiste er gern und viel, womöglich mußte er dann die ganze Familie nebst Hauslehrer und Dienerschaft mitnehmen. Etwa im Jahre 1820 reiste er zum erstenmal nach Karlsbad mit eignen Pferden — vier englischen Braunen. Unterwegs wurde eins der Tiere krank; schnell entschlossen kaufte er einem Reiter, der gerade des Weges kam, sein Pferd ab. Immer erlebte und lernte er noch im Alter etwas auf diesen Reisen; so suchte er einmal auf einer anderen Karlsbader Reise einen Altenburger Bauern in seinem

Heim auf und unterrichtete sich genau über die Sitten, Trachten und Wirtschaftsverhältnisse des Volkes.

Er teilte das Schicksal vieler Genies, daß man ihm mancherlei Unpraktisches und Sonderbares vorzuwerfen hatte. Gewöhnliche verständige Menschen übersahen ihn in vieler Beziehung, hatten viel an ihm zu tadeln und oft zu warnen. Aus demselben Grunde wurde er in seiner nächsten Umgebung meist nicht genug gewürdigt, weit mehr aus der Ferne, wie es bekanntlich den Propheten zu jeder Zeit ergangen ist. Zu leugnen ist nicht, daß er sein einmal erworbenes großes Vermögen weit höher verzinsen und um ein Bedeutendes hätte vermehren können, wenn er sich mehr beschränkt hätte. Aber ums Geld allein war es ihm ja niemals zu tun, und wenn bei seinen Schöpfungen alles so recht glatt und einträglich zuging, so langweilte ihn das im Grunde, er strebte dann nach etwas Neuem.

Eigen war es, daß er, der Kaufmann, das Geld an sich gar nicht leiden konnte und sehr ungern damit zu tun hatte. Er verstand zuletzt gar nicht mehr damit umzugehen: „Ich mag es nicht einmal anfassen," sagte er oft, „diese schmutzigen Zweigroschenstücke! Ich habe einen wahren Ekel davor. Aber Äcker, Wiesen, Gärten, Forsten, alles, was man damit kaufen kann, das liebe ich. Das Geld ist ein notwendiges Übel." Wenn er allein auf Reisen ging, so mußte ihm seine Frau oder sein Kassierer das Nötige geben. „Sorgt fürs Geld," hieß es dann und selten brachte er etwas davon zurück, er wußte nicht, wo es geblieben war. „Darum führe ich für gewöhnlich kein Geld bei mir," sagte er lächelnd, „ich würde doch alles ausgeben." Zu einer Kindtaufe hatte ihm seine Frau einen Doppellouisdor für die Hebamme und acht Groschen für einen Jungen, der ihm den Wagen auf und zu machte, gegeben. Da bekam die Hebamme die acht Groschen und der Junge den Doppellouisdor!

Für die Kleinigkeiten im Leben hatte er überhaupt wenig Gedächtnis und wenig Blick, im späteren Leben wußte er

nicht mehr, wieviel Lot das Pfund enthielt. Auch von der Zeit wie von den Maßen hatte er keinen rechten Begriff mehr, darum wußte er oft nicht recht zu taxieren, wieviel ein Mensch leisten konnte. Von sich selbst verlangte er sehr viel und leistete oft scheinbar Unmögliches, so erwartete er zuweilen von anderen dasselbe.

Bei den täglich wiederkehrenden Ausgaben war er sehr sparsam und vorsichtig, denn „bei Heller und Pfennig wird der Taler gewonnen", oder „was man in der Tasche behält, ist der sicherste Profit" — das waren einige seiner vielen Leibsprüche. Eigentliche Knauserei war ihm in den Tod zuwider, er hielt sie für eine Art Verschwendung. Ebenso zürnte er der wirklichen Verschwendung, bei all seiner Großartigkeit. Der Besitz, den er sich so sauer erworben hatte, war ihm etwas Ehrwürdiges. Es war zu bewundern, wie er als Emporkömmling das richtige Maß so sicher traf, ohne in ein oder das andere Extrem zu geraten.

Von seiner Zerstreutheit gingen viele Anekdoten um: Öfters lud er seiner Frau Gäste ein und vergaß es ihr zu sagen, oder er verreiste sogar an dem bestimmten Tage. Bei Bekannten setzte er sich wohl einmal zur Mahlzeit nieder, versicherte aber, er würde nichts essen, es bekäme ihm nicht. Dann aß er ganz unbewußt munter drauflos und sagte nachher: „Sie glauben gar nicht, wie hohl einem im Magen ist, wenn man so gar nichts gegessen hat!" In Prag auf der Moldaubrücke wunderte er sich einst sehr, daß alle Leute, die vorbeigingen, ihn ehrerbietig grüßten, bis sein Begleiter ihn darüber aufklärte, daß die Höflichkeit nicht ihm, sondern dem Standbild des heiligen Nepomuk auf der Brücke galt. Eine der heitersten dieser Geschichten aber bewahrte eine Familie in der Nachbarschaft auf, bei der er zu Gevatter gebeten war: Während der Taufrede mußte Nathusius das Kindchen halten, aber es dauerte nicht lange, so gingen seine Gedanken auf Reisen, und wie gewöhnlich in solchem zerstreuten Zustande, wollte er eine Prise

nehmen. Seelenruhig steckt er das Wickelkind, das nach damaliger Sitte ein festes Bündel bildete, unter seinen Arm und holte seine Dose heraus. Das Entsetzen der Taufgesellschaft läßt sich denken, doch hat die Prozedur dem Kind nicht geschadet, und ist ihm ein langes Leben beschieden worden.

Geschäftsmann blieb Nathusius bis an sein Ende und wollte es sein, aber freilich standen bei ihm in dieser Hinsicht Theorie und Praxis feindlich gegenüber; wenn eine Idee ihn begeisterte, wenn Zuneigung, Mitleid und allzu große Vertrauensseligkeit ihn hinrissen, versanken Berechnung und kaltblütige Überlegung. Zuweilen kam es dann auch wieder umgekehrt: wenn man glaubte, daß er ganz seinem Herzen folgen, oder sich von seiner Phantasie über alle Vorsicht hinaustragen lassen würde, so leuchtete plötzlich die Klugheit wieder auf und nahm die Zügel in die Hand. So hatte er auch eine ganze Anzahl Lieblingssprüche in bezug auf die Lebensführung des Geschäftsmannes, die er gern und oft wiederholte:

Man soll nicht mit ungleichem Vermögen in Kompanie gehen — der Reichere kommt immer zu kurz.

Niemals Bürgschaft leisten! Auch ein Bruder für den andern nicht. Es nützt dem einen nichts und kann den andern ins größte Unglück stürzen. Hast du etwas, so gib es ihm lieber selbst.

Als Untergebener muß man sich durch seine Leistungen unentbehrlich zu machen suchen. Als Prinzipal soll man niemand unentbehrlich werden lassen.

Wohlfeil verkaufen und teuer einkaufen.

Ein Fabrikant muß die Käufer zu sich kommen lassen, nicht ihnen nachlaufen.

Wie so viele groß angelegte und sehr vielseitige Menschen litt er mitten unter Erfolg und Bewunderung doch immer wieder unter Alleinsein und innerlicher Einsamkeit. Es verfolgt ihn die Sehnsucht nach verständnisvoller Mitarbeit. Wieder und wieder glaubt er die rechte Ergänzung seiner selbst gefunden

zu haben, wieder und wieder wird er ein Opfer seiner Phantasie und Vertrauensseligkeit, aber auch seines Ungestüms. Denn er konnte schwer warten und geduldig erziehen, die Menschen und Dinge sollten immer gleich fertig sein; konnte er sein Ziel nicht schnell genug erreichen, so gab es Ärgernis und Enttäuschung. Auch brauchte er durchaus persönliche Hingabe, fehlte diese, so konnte er auf die Dauer nicht mit den Menschen auskommen. So blieb der häufige Mangel an einem richtigen Verhältnis zu Freunden, Kindern und Untergebenen das Kreuz seines Lebens. Er wollte so gern in Eintracht mit ihnen leben, und wie viele edle Menschen hatte er eine große Furcht vor harten und unangenehmen Zusammenstößen mit seinen Nächsten, aber wenn ihm einmal die Geduld riß, so brauste er um so heftiger auf. Er konnte nicht strafen oder tadeln, ohne daß sein ganzer Mensch sehr stark davon ergriffen wurde, und so erregte er oft Furcht und Abneigung, wo er es am wenigsten wollte. Seine innigsten Gefühle zu offenbaren, hegte er eine große Scheu, selbst gegen seine heißgeliebte Frau. Kehrte sein Hochzeitstag wieder, so erwähnte er das nicht weiter, setzte sich nur morgens still zu ihr aufs Sofa und legte den Arm um sie.

So in seiner Größe, mit all seinen Knorren und Ecken lebte Nathusius' Persönlichkeit in der Erinnerung seiner älteren Kinder fort.

Die Zeit der zwanziger Jahre bedeutete den Höhepunkt seines Einflusses nach außen hin. In seinem Nachlaß befinden sich die Diplome von fünfundzwanzig landwirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften, auch war er Mitglied des „Vereins für Kunstfreunde in den preußischen Staaten“. Und das zu einer Zeit, wo das Vereinswesen im Vergleich zu jetzt doch erst in seinen Anfängen war. Da sind Diplome aus Kassel, Marburg, Sachsen, Thüringen, Schlesien, auch aus Graz in Steiermark, außer denen seines engsten Vaterlandes. Als man ihm einmal ein neues Diplom

sandte, und ihn dabei Herr Kommerzienrat titulierte, antwortete er: „Zuerst will ich eine Bemerkung machen: Ich bin nicht Kommerzienrat, habe überhaupt keinen Titel, sondern bin bloß Landwirt, Kaufmann und Gewerbsmann. Der König hat mich zwar zum Geheimen Kommerzienrat ernannt, ich habe es aber abgelehnt und das Patent zurückgeschickt, denn es ist gegen meine Grundsätze, mich mit leeren Titeln schmücken zu lassen. Um so mehr rechne ich es mir aber zur Ehre, Mitglied einer nützlichen Gesellschaft zu sein.“ Er war keineswegs ohne Ehrgeiz, auch einer feinen, schicklichen Schmeichelei gar nicht unzugänglich. Aber eine Huldigung, die man seinem Reichtum darbrachte, oder eine Ausstellung und Bewunderung seiner Persönlichkeit war ihm stets zuwider. Ein Geheimrat Jakobs, der viel von seinen nationalökonomischen Ideen profitiert hatte und mit ihm befreundet war, ließ eine Lebensbeschreibung von ihm drucken und übersandte ihm das Heft. Nathusius aber warf es im Ärger weit von sich und hat es niemals gelesen. Obwohl Jakobs nur in bester Meinung gehandelt hatte, war der freundschaftliche Verkehr zwischen beiden Männern damit schroff abgebrochen. Gegen andere begeisterte Berichte über Althaldensleben und seinen Herrn konnte er sich freilich nicht wehren. So gab die „Thüringer Gartenzeitung“ einen kleinen Abriß seines Lebens mit dem Schluß: „Mag dieser verdienstvolle Mann, der über Lob und Tadel erhaben ist, einem treuen Verehrer verzeihen, wenn derselbe seiner Bescheidenheit zu nahe trat. Möchte es aber einem, der ihm näher steht und seine Wirksamkeit sowie seine hingezauberten Anlagen genauer kennt als ich, gefallen, einen recht ausführlichen Bericht von „diesem Stern der preußischen Monarchie“ zu geben.“

Gastfreiheit und Großmut

Wer damals nach Althaldensleben kam, wurde ohne Unterschied zu Tisch geladen, und blieb er länger, zum Logieren aufgefordert. Die Mittagsmahlzeit war immer auf Gäste eingerichtet, und es verging selten ein Tag ohne dieselben. Der vortrefflichen Hausfrau fehlte es auch nie an überreichlichen Vorräten für die Tafel. Die Landwirtschaft bot ihre Erzeugnisse, ebenso wie die Mühlen und die Brauerei. Die Gärten lieferten Obst und Gemüse die Fülle, die ausgedehnten Jagden das Wild, die großen Teiche die Fische. Fast erfüllte sich Nathusius' Ideal, daß nur eigne Produkte auf den Tisch kamen. Einmal wurde es fast des Guten zuviel, als vier Stück Rotwild an einem Tage in die Küche geliefert wurden. Zum Glück aber gab es gerade mehrere auswärtige Porzellanmaler zu beköstigen. Sie arbeiteten an einem Tafelservice, was irgendeine fürstliche Persönlichkeit bei Nathusius bestellt hatte.

An der Tafelrunde fanden sich die verschiedensten Menschen zusammen, von Fürsten und Ministern herab bis zum Handwerksmann. Denn Nathusius verkehrte gern mit einfachen Bürgersleuten, wenn sie ihr Gewerbe verstanden, und lud sie öfter zu Tisch ein: „Ich bin auch ein Brauer — ich bin auch ein Töpfer," hieß es in solchen Fällen, und Frau Luise wird die Brauer und Töpfer mit derselben Ruhe und Freundlichkeit empfangen haben, wie den Großherzog von Sachsen-Weimar. Gegen Industrielle war Nathusius von einer großartigen Liberalität und teilte ihnen alle seine Entdeckungen und Erfahrungen mit. Allen, die es wünschten, wurden die Fabriken gründlich gezeigt, auch solchen, welche beabsichtigten, ähnliche Anlagen zu machen, deren Konkurrenz er eigentlich hätte fürchten müssen. Dazu hatte er ja gearbeitet, nicht für sich

allein, sondern für die Gesamtheit. Aber auch solche, die zum Vergnügen oder aus reiner Neugier kamen, ließ er freundlich überall herumführen. Selbst Damen, die ein wirkliches Interesse zeigten, nahm er gerne bei seinen Rundgängen mit.

Unter der großen Schar der Besucher und in dem Kreise, der sich immer wechselnd um Nathusius bildete, müssen einige besonders genannt werden, deren Namen sich in den alten Fremdenbüchern des Hauses finden. Fürst Hardenberg und Minister Beyme wurden bereits erwähnt, dann erschien auch der edle, alte Karl August von Weimar, Goethes Freund. Er interessierte sich wahrhaft gründlich für die Gewerbeanstalt und unterrichtete sich über alles ganz genau. Auch Goethe selbst hatte aus der Ferne Nathusius' Tätigkeit verfolgt. Frau Hillebrand, welche sich viel auf ihre ästhetischen Interessen zugute tat, besuchte mit ihrer schönen Nichte Nathusius eines Tages Weimar, und beide wurden von dem alten Herrn empfangen. Mit Humor erzählte die Nichte in späteren Jahren, wie sehr sie enttäuscht gewesen, als statt des erhofften literarischen Gespräches Goethe von ihnen vor allen Dingen einen Bericht über Hundisburg, Althaldensleben und die Gewerbeanstalt verlangt hätte.

Ein anderer hoher Gast war in späteren Jahren der Herzog von Cambridge, damals Vizekönig von Hannover, ein jovialer, leutseliger Herr, der sich alles zeigen ließ, obwohl er nicht viel davon verstand, und in seiner Lebhaftigkeit und fürstlichen Gewohnheit so viele Fragen durcheinander tat, daß die Zeit fehlte, um alles zu beantworten. Ein interessanter Besuch war der des alten Heim, des Leibarztes der Königin Luise. Im Jahr 1818 nahm er von Magdeburg aus eine Einladung von Nathusius an. In seinem Tagebuch findet sich eine Beschreibung der beiden Güter, wonach er sich mit großem Interesse über alles unterrichtet hat. Selten ging es aber bei der ersten Bekanntschaft mit dem alten Heim ohne überraschende Offenherzigkeiten ab, und so berichtet denn auch sein Reisebegleiter:

„Lebhaft ergriffen von den wunderbaren, vielseitigen Leistungen des merkwürdigen Mannes, ergoß er sich in schmeichelhaften Reden gegen ihn und pries ihn als einen der seltensten Genies. Als Nathusius darauf seinem heiteren Gaste eine Prise darbot, bemerkte Heim: „Auch Ihr Tabakschnupfen verrät das Genie! Denken Sie an den großen Friedrich, an Napoleon und andere mehr. Ich als Doktor rechne auch die Narren zu den außerordentlichen Menschen, zu den Genies, und wie sind diese auf den Tabak versessen, wenn man im Tollhause seine Dose blicken läßt." Nathusius nahm das gar nicht übel, sondern lachte herzlich darüber.

Unter den Gelehrten waren die Chemiker Döbereiner und Hermstädt mehrmals seine Gäste, und der große Landwirt Thaer ist öfter im Fremdenbuch zu finden. Besonders fruchtbar war das Jahr 1830 an wissenschaftlichen Besuchen, wo die Versammlung der Naturforscher in Hamburg tagte. Unter anderm erschienen zusammen der berühmte Stockholmer Chemiker Berzelius und der Zoologe Professor Oken aus München, ein paar große Gegensätze. Der erstere ein ansehnlicher, ruhig gesetzter Nordländer mit der Würde des wissenschaftlichen Forschers, doch von einfacher Freundlichkeit, Oken dagegen ein kleiner Mann mit feurigem Auge und krausem Haar, immer geistreich, springend, oft absprechend in der Unterhaltung. Nathusius hatte sich einige Male über ihn geärgert und beschloß, sich zu rächen. Oken hatte in seinem neuen naturwissenschaftlichen System den Menschen als „Augenbolk" bezeichnet. Als man nun bei Tisch saß, fragte Nathusius seinen zehnjährigen Sohn: „Wilhelm, wie nennt doch der Herr Professor den Menschen?" — „Augenbolk!" platzte der Junge vergnügt heraus, und es erhob sich ein allgemeines Gelächter, was bei dem Herrn Professor die gewünschte Wirkung tat. Wie bildend und anregend aber diese wechselnde Tafelrunde für die Knaben war, läßt sich doch denken. Mit Berzelius und Oken kam auch der Leibarzt des Königs von Schweden, Pontin, zugleich auch

Schriftsteller, den seine Landsleute ihren Jean Paul nannten. Dieser gab gleich darauf seine Reisebeschreibung heraus, den Besuch in Althaldensleben hat er aber mit mehr Phantasie als Gedächtnis geschildert und sich die seltsamsten Ausschmückungen der Wirklichkeit gestattet.

Eine Menge Namen von Staatsmännern, hohen Beamten und Offizieren enthält das Fremdenbuch. So auch den des trefflichen Oberpräsidenten von Westfalen, von Vincke, des Feldmarschalls von Gneisenau und der Magdeburger Korpskommandeure von Jagow und Graf Haake, des Kanzlers Niemeyer aus Halle, Graf Recke-Volmerstein aus Düsseldorf u. a. Fritz Reuter als zwölfjähriger Junge mit seinem Vater darf auch nicht vergessen werden, der zwar nicht im Fremdenbuch steht, aber seinem Paten, dem Amtshauptmann Weber, in einem Briefe von Althaldensleben berichtet. Besonders kamen auch Bergbeamte und Gartendirektoren, unter letztern Sello und Lenné aus Potsdam, mit denen Nathusius als Gärtner in beständigem Verkehr stand. Zur Sommerszeit sah man bei ihm Polen, Russen, Schweizer, Franzosen, Amerikaner, Dänen, Schweden, Engländer, fast alle europäischen Nationen, z. B. auch den Grafen Zamoyski, Sohn des reichsten russisch-polnischen Grundbesitzers und Senators. Jetzt gibt es so viele Lehranstalten, Museen und Ausstellungen, damals mußte Althaldensleben für viele deren Stelle vertreten. So kamen denn Studenten, Pastoren, Lehrer, Mechaniker usw., um sich zu belehren, und oft hielten sich junge Leute monatelang deshalb bei Nathusius auf. Charakteristisch aber ist es für den damaligen Zustand Deutschlands, daß unter so vielen weitgereisten Männern sich nur selten einmal ein Vertreter West- und Süddeutschlands zu ihm verirrte. Ein Franzose schrieb 1829 ins Fremdenbuch: „Ayant visité la plus grande partie de l'Europe dans le but technologique, j'avoue que j'ai vu nulle part tant de branches réunies chez un seul propriétaire et aussi bien administrées."

Bei Tisch, von seinen Gästen umgeben, entwickelte Nathusius seine ganze Unterhaltungsgabe: Erzählungen aus seinem Leben wechselten mit Besprechung wissenschaftlicher Fragen aus allen Fächern. Lebensphilosophie, besonders aber religiöse, politische und nationalökonomische Meinungen und Zustände wurden mit der größten Freimütigkeit und Originalität abgehandelt. Was die realen Wissenschaften anbetraf, gab es fast nichts, worüber er nicht mitsprechen konnte, auch in Astronomie, Geologie und physischer Geographie hatte er sich wohl unterrichtet. Im geselligen Verkehr besaß er eine große Weltklugheit, und diese hat ihn trotz mannigfacher Irrtümer auch nicht wenig bei seinen Unternehmungen unterstützt. Für die Menschheit im allgemeinen hatte er einen gewissen genialen Blick, wodurch er oft zu tiefen Anschauungen ihrer Natur gelangte. Gleichgültige, oberflächliche Gespräche gab es für ihn nicht, auch spielte er nie Karten in Gesellschaft.

Den weiblichen Gästen gegenüber blieb er bis ins Alter der galante Wirt und reich an Aufmerksamkeiten, aber gerade hier wurde seine Güte auch oft mißbraucht. Im ganzen hatte er ein gutes Urteil in bezug auf das weibliche Geschlecht. Er schätzte an ihnen besonders die einfachen, natürlichen Eigenschaften, und seine Abneigung gegen alles überschwengliche, arrogante, unweibliche Wesen steigerte sich oft zu einem starken Widerwillen.

Leider fand sich unter den vielen, die nach Althaldensleben wallfahrteten, auch jetzt noch eine Schar verkannter Genies ein, die allerlei Erfindungen bei Nathusius zu verwirklichen hofften, und trotz Neubauer schlimmen Angedenkens und anderen Enttäuschungen ließ sich Nathusius in unverwüstlicher Jugendlichkeit und Vertrauensseligkeit immer wieder zu Versuchen verleiten, die kostspielig und mehr als überflüssig waren. Aber es kamen auch tüchtige Arbeiter und Fachleute, die auf Anstellung hofften, und er versuchte es mit einem jeden; zuweilen schlugen sie sehr gut ein, zuweilen ereignete sich auch

das Gegenteil, aber probiert mußte es doch werden. Er liebte es weit mehr, den Menschen Arbeit und Spielraum für ihre Kräfte und Anlagen zu schaffen, als ihnen Almosen zu geben, obwohl letzteres leichter und vielleicht oft billiger gewesen wäre. Freilich, wo Ausdauer und Vorbildung fehlten, dauerte das Verhältnis gewöhnlich nicht lange. Damals wimmelte es von wunderlichen Originalen in der Welt, es gab in Wirklichkeit noch Persönlichkeiten, die sich nach Gefallen auslebten und weder durch Polizeivorschriften daran gehindert, noch so geschwind wie jetzt in Heilanstalten gesteckt wurden. Einigen solcher Wunderlinge bot Althaldensleben von Zeit zu Zeit eine Freistatt. Häufig kehrte ein französischer Porzellanmaler wieder, er arbeitete vortrefflich und wußte sich mit französischer Grazie zu benehmen. Schon in den Sechzigen, durchstrich er immer noch zu Fuß die Welt und kam jedesmal völlig abgerissen in Althaldensleben an. Sobald er sich aber wieder einen neuen Rock verdient hatte, war kein Auskommen mehr mit ihm. Er zankte und prügelte sich mit wem er konnte und hatte nicht eher Ruhe, als bis er wieder in die Weite gezogen war. Zuweilen wurden Nathusius von solchen fahrenden Genies die unsinnigsten Vorschläge gemacht. Die Goldmacherei spukte doch immer noch in einigen Köpfen, und noch einmal kam jemand, der ihm anbot, mit ihm in Kompanie zu gehen, um Gold zu erzeugen. Er hätte das Geheimnis gefunden, aber er könne vorläufig nur so viel sagen, daß es aus der Erde wüchse und ungefähr wie die Spargel behandelt werden müsse.

Eine der merkwürdigsten Figuren in Nathusius' wechselnder Umgebung war ein alter Herr namens Wegener. Aus dem Hannöverschen gebürtig, wo sein Vater ein sehr vermögender Mann gewesen, war er auf der Georgia Augusta ein ziemlich bemoostes Haupt von mehr als ein Dutzend Semestern geworden. Alle Wissenschaften hatte er durchstudiert, als erster Tänzer, als erster Schläger hatte er floriert und als Senior seiner Landsmannschaft plastische Reden gehalten. Später

verlaborierte er nicht nur sein eignes Vermögen, sondern auch das seiner Mutter mit lauter chemischen Versuchen und merkwürdigen Entdeckungen. Das Geld kam ihm abhanden, er wußte nicht wie. Unter anderm hatte er einen Louisdor mehrere Tage lang im Fenster liegen lassen, bis er zuletzt verschwand. Nun wunderte er sich, wo der Louisdor geblieben sei und wollte nicht glauben, daß ihn sich jemand angeeignet hätte. So schlecht würde doch kein Mensch sein. Er legte also ein zweites Goldstück an dieselbe Stelle. Nach ein paar Tagen war auch dies verschwunden. „Nun scheint es mir auch so," sagte er nachdenklich, „ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten."

Ein bedeutendes Torfmoor bei Gifhorn war ihm geblieben, dort lebte er und zog Leute an sich, denen er Arbeit in seinem Torfstich gab und Land schenkte, um sich anzubauen. Das abgegrabene Land muß er ihnen wohl fast umsonst gegeben haben — kurz, nachdem er die ganze Gegend bevölkert und glücklich gemacht hatte, wurde ihm der Rest seines Torfmoors schuldenhalber verkauft. Als er seines Torfmoors quitt war, legte er später eine Glashütte an, als sie aber im besten Gange war, verkaufte er sie und ließ sich dabei betrügen.

Nathusius lernte ihn zufällig kennen, und beide fanden Gefallen aneinander. Seitdem kam Wegener alljährlich ein paarmal nach Althaldensleben und blieb wochen-, monate-, vierteljahrelang dort. Gewöhnlich erschien er zu Fuß. Er reiste dann querfeldein und nahm Richtwege; wenn er an einen Bach kam, zog er Schuh und Strümpfe aus und watete hindurch. Ehe er Althaldensleben erreichte, zog er im Walde seine reine Wäsche hervor und kleidete sich um; mit seidenen Strümpfen und einem frischen, großen Jabot erschien er bei der Familie. Eines Tages, als er auch so plötzlich aufgetaucht war, begann er nach einer Weile: „Dürft' ich wohl die Ehre haben, eine Bitte vorzutragen? Nicht weit von hier im Walde steht mein Pferd; um etwas schneller anzukommen, habe ich

es an einen Baum gebunden und bin zu Fuß gegangen." — „Sie haben ein Pferd, Herr Wegener, seit wann reiten Sie denn?" — „Ach, es ist ein altes, gutes Tier, ich sah neulich, wie es der Scharfrichter führte, um es totzustechen. Da dauerte mich das arme Tier, so daß ich es ihm für vier Taler abkaufte." Solche Anekdötchen gab es eine Menge von ihm.

Er war in der Tat eine merkwürdige Erscheinung: Ein mächtiger Kopf gleich einem alten römischen Kaiser, eine starke, nervige Gestalt, dabei von der geschmeidigen Höflichkeit einer vergangenen Zeit. Gewöhnlich sprach er mit einem feinen Lächeln und bescheiden niedergeschlagenen Augen und begann seine Reden selten anders als mit: „Meine Wenigkeit," „Wenn Sie erlauben, werde ich die Ehre haben, Ihnen vorzutragen" usw. Besonders Damen gegenüber entwickelte er eine große Galanterie, aber gegen keinen, auch nicht gegen den geringsten Arbeitsmann, hätte er anders als höflich sein können. Das war keine Ziererei, sondern kam aus seinem wirklich unerschöpflich gutmütigen, menschenfreundlichen Herzen. Er spielte sehr gut Schach, aber in der Regel ließ er den anderen gewinnen. Hatte er doch gewinnen müssen, so bemerkte er zuvorkommend: „Wir haben beide gewonnen — nämlich an Einsicht." Er widersprach nie, ließ jede Ansicht gelten, aber seine eigne Meinung sprach er bei Gelegenheit mit größter Freiheit aus. Danach aber drückte er dem anderen die Hand oder bot ihm die Lippen zum Versöhnungskuß. Er bekannte sich als überzeugter Stoiker im Sinne der Alten. Sallust war sein Lieblingsschriftsteller. Er hatte nur so viel Bedürfnisse, um das Leben ebenhin zu fristen. Zu Haus lebte er fast nur von Milch, und war es ihm gar zu kalt, so blieb er wohl einmal im Bett liegen. Er war so abgehärtet, daß ihm keine Witterung schadete; zur Winterszeit ließ er sich ein Loch ins Eis schlagen und badete darin. Winter und Sommer ging er in Schuhen und Strümpfen und im schwarzen Frack, so abgetragen dieser auch sein mochte. In Althaldensleben setzte

ihm dann Frau Luise seine Wäsche in stand und steckte ihm ein Paar neue Strümpfe in die Tasche. Zuletzt ließ sie ihm auch einen Überrock machen und in seine Stube hängen, aber es dauerte lange, bis er sich entschloß, ihn anzuziehen. Den Stoiker konnte nichts außer Fassung bringen, jedes Ungemach ertrug er lächelnd; man mochte ihm tun oder sagen, was man wollte, er nahm alles bescheiden und freundlich hin. Er rechnete den Menschen nichts zu, denn nach seiner Vorstellung war jede Seele vom großen Weltgeist ausgegangen, in ihrer besonderen Art recht und notwendig, sie löste sich ja auch nach kurzer Zeit wieder in ihm auf. Er hatte verordnet, daß er nach seinem Tode verbrannt und die Asche in eine Flasche getan würde, damit auch sein Leib sich sobald als möglich wieder mit dem großen All vereinigte. Aber in der Nacht soll man den ewig Gleichmütigen zuweilen heimlich haben seufzen hören und sich schlaflos im Bette umherwälzen, und angesichts des Todes soll er doch ausdrücklich gebeten haben, man möchte ihn nicht verbrennen, sondern wie andere ehrliche Leute begraben.

Seine Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften waren enorm. Nathusius nannte ihn darum „mein lebendiges Lexikon“. „Wenn Wegener kommt, der wird schon wissen, wo das steht,“ hieß es oft in Zweifelsfällen. Er lebte noch ganz in der Periode der deutschen klassischen Literatur, in welche seine Universitätsjahre gefallen waren, und wenn er horazische Oden oder Bürgersche Gedichte deklamierte, so erhob sich seine bescheiden flüsternde Stimme zu einem ihr natürlichen kräftigen Baß voll Tiefe und dramatischem Ausdruck. Zwischen ihm und Nathusius waltete ein eignes, herzliches Verhältnis voll feinem Verständnis. Der letztere sorgte für ihn in heimlicher Weise, um ihm den Dank zu ersparen, und wenn er ihm Geld schenkte, so geschah es immer unter dem Vorwand, ihm etwas zu leihen. Er wußte recht gut, daß er es niemals wieder bekommen würde. Tatsächlich lebte Wegener hauptsächlich von seines Freundes Güte, doch trug er sich bis ins hohe Alter

immer noch mit Plänen: „Ich muß jetzt doch wirklich anfangen, Geld zurückzulegen, um den Lieben meiner Schwester etwas zu hinterlassen." Er suchte Nathusius in seinen Geschäften an die Hand zu gehen und nutzte ihm wirklich auch manches durch seine großen Kenntnisse. Aber in praktischen Dingen kam er nicht weit, besonders weil er durchaus nicht verstand, mit den Leuten umzugehen. Doch fühlte er sich dabei sehr wichtig: „Wenn ich hier noch dies eine erledigt habe, denke ich mich Ihnen wieder zu empfehlen." Und Nathusius war so zartfühlend, ihn in dieser Täuschung gern zu belassen. Besonders aber fand er Wohlgefallen an Wegeners philosophischer Unterhaltung. Der Philosoph in ihm war ja nie zu seinem Recht gekommen, er hatte nicht Zeit gehabt, solche Probleme wirklich durchzudenken, und kam auch wenig mit philosophisch gebildeten Männern in Berührung; so waren ihm die Gespräche mit Wegener ein eigentlicher Genuß. Dieser präparierte sich wohl förmlich auf die Besuche in Althaldensleben, studierte vorher alles mögliche durch und ging wieder fort, wenn sein geistiger Vorrat für diesmal erschöpft war. Nicht immer war sein Einfluß auf den Gönner ein günstiger, er bestärkte ihn durch seine halben Wahrheiten und allzu gefälliges Zugeben oft in dessen einseitigen Ansichten. Zuweilen konnte er wie ein böser Genius auf Nathusius wirken, er regte hundert Ideen an, welche den anderen aufregten, beunruhigten und seinen Ehrgeiz aufstachelten. Und diesen Ehrgeiz nährte Wegener dann durch seine Bewunderung von Nathusius' Größe als Bürger und als Mann von weitem Ruf. Es war das aufrichtige Bewunderung, keine Schmeichelei, aber sie wirkte als solche.

Endlich hieß es: „Wo mag nur Wegener bleiben? Er ist so lange nicht hier gewesen," und unterdessen war er still in seinem Winkel gestorben, ohne daß man Genaueres über sein Ende erfuhr. Nur viele Histörchen gingen lange Zeit noch in der Heimat des wunderlichen Mannes von ihm um.

Bei Gelegenheit der englischen Unterstützung nach dem Kriege wurde schon ein Deutsch-Engländer, Herr Ackermann, erwähnt, mit dem Nathusius damals korrespondierte und mit dem er dauernd in Verbindung blieb. Rudolf Ackermann war in London Sattler und Wagenbauer gleich seinem Vater gewesen. Durch den Geschmack, den er in seinen Arbeiten bewies, kam er allmählich vorwärts und gab sein Handwerk auf. Er machte nur noch Zeichnungen für andere Wagenbauer und richtete eine Zeichenschule ein. Seit etwa 1797 eröffnete er einen Kunstverlag, der bald einen großartigen Aufschwung nahm. Er war der erste, der in England ein Taschenbuch nach dem Vorbild der deutschen Almanache herausgab, das Forget me not, weshalb er von den Engländern der Vater der Almanache genannt wurde. Vor allem war er es, der den Steindruck, die Lithographie, von Deutschland nach England verpflanzte. Er ließ das Lehrbuch der Lithographie von Senefelder, dem deutschen Erfinder derselben, ins Englische übertragen und bereiste 1818 den Kontinent, hauptsächlich um bei Senefelder seine Kenntnis in der neuen Technik zu vervollständigen. Damals muß er auch in Althaldensleben gewesen sein. Beinahe zwei Jahre lang arbeitete er nach dem Kriege an der mühsamen Verteilung der Hilfsgelder für seine notleidenden Landsleute, veranstaltete auch ein großes Konzert für dieselben.

1821 schickte er seinen Sohn nach Althaldensleben, besonders um dort Landwirtschaft zu lernen und sich eine allgemeine Bildung zu erwerben. Wie ein Sohn wurde er von Nathusius aufgenommen. Nachdem der Jüngling ein halbes Jahr bei ihm gewesen war, schreibt er an den Vater: „Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich Ihnen nicht früher geschrieben habe. Eigenhändig wollte ich es tun, weil ich aber beständig in Geschäften zerstreut bin, so habe ich eine große Furcht für dem Selbstschreiben ...“ Dann folgt ein sehr gründlicher Bericht über des jungen Mannes bisherige Tätigkeit und Vor-

schläge in bezug auf seine fernere Ausbildung. Er warnt den Vater in klarer und liebevoller Weise, den Sohn nicht zu großen Unternehmungen ins Ausland zu schicken, da er sich weder durch Charakter noch Fähigkeit hierzu eignen würde. Fast scheint es, als ob er dies fremde Kind sicherer und gerechter beurteilt wie seine eignen Söhne, ohne vorgefaßte Ideen. Herzlich war das Verhältnis der ganzen Familie zu dem jungen Manne: „Er zeichnet und gibt zugleich meinen ältesten Kindern etwas Unterricht im Zeichnen. Abends ist er in unserer Gesellschaft, wo über Wissenschaften konversiert wird. Er wird von allen, mit denen er in Umgang kömmt, wegen seines ernsthaften Charakters geliebt und geachtet. Ich liebe ihn wegen seinem Fleiß und Eifer viel zu lernen. Er bekam Neigung für das Klavierspielen, weil in meinem Hause gewöhnlich des Sonntag Abends gespielt und gesungen wird. Der Herr Pastor Klee gibt ihm wöchentlich vier Stunden darin, damit er doch weiß, was Musik ist.“ Schließlich kam der junge Ackermann auf Thaers landwirtschaftliche Schule nach Möglin, und Nathusius gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit: „Ich habe ihn als Pflegesohn behandelt,“ schrieb er an Thaer, „und bitte, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin ihm diese Rolle wieder ersetzen. Wir haben ihn wegen seines guten Charakters und seines Fleißes sehr lieb gewonnen.“

Viel Freude und Vorteil hatte Nathusius durch die Ackermannsche Freundschaft. Außer der bereits erwähnten Shakespearegalerie verschaffte ihm dieser nationalökonomische englische Bücher, ausländische Zwiebeln und Sämereien, schickte englische Jagdstücke und andere Kunstwerke seines Verlages sowie die besten englischen Aquarellfarben für die Söhne des Hauses.

Noch ein Mann muß genannt werden, für den Nathusius eine ganz besondere Zuneigung hatte, das war der französische Republikaner Carnot, der Großvater des 1894 ermordeten Präsidenten. Dieser war nach dem zweiten Pariser Frieden

aus Frankreich verbannt und lebte bis an seinen Tod in Magdeburg. Nathusius beschreibt sein erstes Zusammentreffen mit ihm bei dem Porträtmaler Schöner: „Da saß ein Mann in einem blauen Überrock. Ich fragte leise, wer es wäre. „Es ist der General Carnot." — „Carnot!" rief ich, „der einzige konsequente Franzose!" indem ich gleich auf ihn zuging und ihn umarmte. Er konnte nur gebrochen Deutsch sprechen, schickte aber gleich nach seinem Sohne, der es geläufig sprach, und wir unterhielten uns lange Zeit. Es ging aber doch mit dem Dolmetscher nicht recht. Er schien ein sehr sanfter Mann und lebte sehr zurückgezogen. Er ließ von Schöner sein Porträt malen, um es seiner Schwester nach Frankreich zu schicken. Ich bat ihn, daß er Schöner auch für mich zu seinem Porträt sitzen möge. Es ist das Bild, welches in meiner Stube hängt." Das Bild war sehr interessant, ein strenger, markiger Kopf mit tiefen Zügen, in welchen das Feine und Scharfe der französischen Gesichtsbildung mit antikem Ausdruck gepaart ist.

Ganz im Gegensatz zu diesem republikanischen Freunde stand einer seiner Gutsnachbarn, ein so ausgeprägter Aristokrat, wie man sich ihn nur denken kann. „Wenn ich nicht Graf wäre," pflegte er zu sagen, „so möchte ich am liebsten ein edler arabischer Hengst sein." Er hatte einen sehr schönen Schafbock vom Staatsrat Thaer gekauft, und um Voltaire und alle Freidenker zu verspotten, nannte er ihn „meinen Woll-Thaer". Aber alles dies hinderte seine Liebe zu Nathusius nicht. Jahrelang war er wöchentlich einmal der Gast des Freundes, kein Konflikt störte das gute Einvernehmen. Die Charaktere der beiden stimmten miteinander, und in solchem Fall konnte auch Nathusius mit Andersgesinnten in bester Freundschaft leben. Trotz seiner offen ausgesprochenen liberalen Gesinnung war er doch kein enger Parteimensch.

Wie weit bekannt Nathusius als hilfreicher Wohltäter war, geht daraus hervor, daß noch 1843, acht Jahre nach seinem Tode, ein Brief anlangte, worin ein ganz unbekannter Post-

beamter aus Ostpreußen ihn um ein zinsfreies Darlehn bat. Die Anliegen, mit denen man zu ihm kam, waren zahllos. Zum Scherz bewahrte er einen Brief auf, in dem er sogar als Heiratsvermittler zu Hilfe gerufen wurde: Eine ihm ganz unbekannte Witwe, Tochter eines Landpredigers, mit mehreren Töchtern, ist im Besitz eines kleinen Gutes von drei Morgen, welches sie der ältesten Tochter zugedacht hat: „Einen braven Mann für diese Tochter und einen vernünftigen Schwiegersohn suche ich," so schreibt sie, „im rechten Sinne des Wortes genommen, und Euer Wohlgeboren recht dringend dies höchst wichtige Anliegen in Herz und Hände zutrauensvoll zu legen, das ist, was mich dahin vermocht hat, es zu wagen, Sie, hochgeschätzter Unbekannter, mit solcher, ich muß es selbst gestehen, sehr sonderbaren Bitte zu behelligen. Meine gute Ida wird vielleicht nicht hübsch genannt, aber unschuldig und reinen Herzens, fleißig und treu, resigniert und nachgebend ist sie bis zur aufopferndsten Uneigennützigkeit. Die folgsamste Tochter und liebreichste Schwester — ganz Landmädchen, einfach, still und häuslich in Kleidung und Sitten. So die Braut — mit etwas schwärmerischer Vorliebe fürs Landleben könnte ein für sie passender Mann sich ein Eden hier schaffen. Meinem Wunsch und Bedünken nach müßte es ein Genie von Ökonom sein und ein leidenschaftlicher Gartenfreund ..." Nachdem die Mutter das zukünftige Eden noch etwas breiter ausgemalt hat, kommt dann noch die Bitte um Geld und um geeignete Stellungen für die anderen Töchter. Wie sich der „hochgeschätzte Unbekannte" aus der Affäre gezogen und ob Ida den genialen, schwärmerisch veranlagten Ökonomen für ihre drei Morgen Land gefunden hat, darüber findet sich leider nichts Näheres angegeben.

Nathusius' Vermögen wurde im allgemeinen weit überschätzt, und im Verhältnis zu dem, was er in Wirklichkeit besaß, hat er viel gegeben. Sein Herz war von Natur weich und beim geringsten Anlaß leicht zu rühren. Das aber ließ er sich nicht

gern merken, und so kam es oft, daß sich das Gefühl des Mitleids bei ihm in Ärger verwandelte und er sich schroff abwandte. Sehr ungern half er dort, wo ihm Geld unter dem Mantel der Freundschaft abgefordert wurde. Er schlug es selten ab, aber es verstimmte ihn sehr, und die „guten Freunde" haben ihn viel gekostet. Daß er, in Erinnerung an seine Jugend, besonders gern junge Studenten unterstützte, wurde schon gesagt; jährlich zahlte er eine Anzahl Unterstützungen an solche Bedürftige aus. Einst kam ein Student der Theologie, Sohn eines Handwerkers, um sich von Nathusius eine Beihilfe zu erbitten. Diesem gefiel der stattliche, freimütige junge Mann; da er aber von der Gottesgelahrtheit nicht viel hielt, so fand er ihn für diesen Beruf zu schade und verhieß ihm ein Stipendium nur unter der Bedingung, daß er sich den Realwissenschaften zuwendete. Aber mit Festigkeit lehnte der Jüngling dies ab, er wollte lieber ganz auf eine Unterstützung verzichten, als seinem Beruf untreu werden. Seine Weise imponierte Nathusius so sehr, daß er ihm ohne weitere Bedingung doch das verheißene Geld gab. Er wurde nachher ein besonders tüchtiger Geistlicher. Noch aus Nathusius' letzter Lebenszeit datiert eine Anweisung für einen anderen jungen Theologen auf monatlich 10 Taler Studiengeld „so lange ich darüber zu bestimmen habe".

Einem guten armen Menschen, den er eben erst angestellt hatte und der noch sehr schlecht gekleidet ging, wollte er einen getragenen Überrock schenken. Seine Frau legte ihm denselben hin. Unterdessen aber hatte er seinen ganz neuen Überrock ausgezogen, weil er ihm zu warm wurde, und als der Mann zu ihm kommt, um sich den Rock zu holen, gibt er ihm in seiner Zerstreutheit den neuen und zieht den alten selbst an. „Das schadet ja nichts," sagte er lächelnd, als seine Tat herauskam, „ich kann den alten ja noch recht gut tragen." Natürlich war es ihm unmöglich, alle Wünsche, mit denen man sich an ihn herandrängte, zu erfüllen, und das war auch der Konflikt, in

dem er beständig seinen Angestellten und Arbeitern gegenüber lebte. „Ich möchte ihnen gern geben, was sie verlangen, aber dann muß man Armenhäuser und keine Fabriken anlegen. Ich muß mich zwingen, hart zu sein, es geht nicht anders." Er hat zuweilen selbst solchen Leuten später aus der Verlegenheit geholfen, die in offener Feindschaft von ihm geschieden waren, trotzdem er unversöhnlich gegen das Üble schien, das sie ihm angetan hatten. Es gelang seinem Herzen nicht immer, solche Menschen ganz aus seinem Herzen zu streichen, wie er doch eigentlich wollte. Das Geben und das Versagen war bei ihm oft Stimmungssache, wie viele andere Dinge; so geschah es, daß auch in dieser Beziehung er sich häufig in der Person des Beschenkten irrte und vielen Undank erntete. Anders war es mit der Hilfe, die er einigen Freunden und Nachbarn leisten konnte in den kritischen Zeiten nach dem Kriege. Da hat er wirklich als ein Retter eintreten können, und ist ihm dies bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Überhaupt machte ihm ein direktes Geldgeschenk am wenigsten Freude. Er hat auch seinen Arbeitern Almosen gegeben, aber lieber noch waren ihm die anderen Wohltaten, welche er ihnen erwies. Er liebte es sehr, die Menschen selbständig zu machen und auf eigne Füße zu stellen. Dienstboten, die eigentlich im Hause schwer zu entbehren waren, etablierte er auf seinen Gütern als Krämer, Handwerker und dergleichen und verhalf ihnen zu einem gesicherten Dasein. Konnte ihm einer seiner Arbeiter nachweisen, daß er so viel erspart hatte, als er zum Bau eines eignen Hauses bedurfte, so lieferte er ihm alle nötigen Baumaterialien auf Vorschuß zu den denkbar billigsten Preisen. Dieser Vorschuß ward, wenn das Gebäude vollendet war, hypothekarisch auf dasselbe eingetragen und mit 4 Prozent verzinst. Dabei durfte der Eigentümer das Kapital in den kleinsten Summen zurückzahlen. Auf diese Weise kamen die Leute ohne große Sorgen zum häuslichen Herde. Auch ward eine Sparkasse für die Arbeiter eröffnet, um sie zur Ordnung und Genügsamkeit



J. G. Nathusius

Gouachezeichnung nach einem Relief

anzuregen. Die alten, baufälligen Hütten aus der Klosterzeit waren längst verschwunden, und der Ort glich einer kleinen, sauberen Stadt. Neunhundert Menschen mehr als im Jahre der Säkularisation des Klosters wohnten und nährten sich jetzt dort.

Daß Nathusius trotz aller weisen und praktischen Einrichtungen auch auf diesem Felde oft Undank erntete, daß sich sein Ideal, in seiner kleinen Welt eine Art Paradies der Arbeit und Zufriedenheit zu schaffen, nicht völlig verwirklichte, war nur natürlich. Schlechte Elemente waren nicht fernzuhalten, und im Lauf der Zeit stellten sich mehr und mehr die Schäden ein, welche die großen Industrien mit ihrer Ansammlung von Menschen begleiten. Gerade seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch dergleichen Erfahrungen oft schwer getrübt.

Letzte Unternehmungen

Die Steingutfabrik stand zu Anfang der zwanziger Jahre in gutem Flor, das Geschirr war sehr fest, von einer sehr guten weißen Farbe, und der Absatz sehr reichlich. Aber schon wieder regte sich Nathusius' rastlose Unzufriedenheit, er verlangte noch mehr Vorteil von dem Betrieb: „Eine Sache, die nicht vorwärts geht, geht rückwärts," hieß es bei ihm. Dazu kam noch, daß das Glasieren des Steinguts für die dabei beschäftigten Arbeiter eine sehr ungesunde Arbeit war, denn zu der festen Glasur, welche das Steingut erforderte, mußte Blei zugesetzt werden. Das war Nathusius' humaner Gesinnung zuwider und bildete einen der Gründe, weshalb er sich entschloß, zur Porzellanmanufaktur überzugehen. Schon hatte er Versuche im kleinen gemacht und sich in Gedanken lebhaft mit der Sache beschäftigt, als ihm ein Franzose namens Defaussé in den Weg kam, welcher die Porzellanfabrikation erlernt hatte. Er engagierte ihn, und der Mann zog nun gleich mit Frau und Kind und seiner gesamten französischen Wirtschaft in Althaldensleben ein. Nathusius verstand kein Französisch und Defaussé kein Deutsch, aber das sollte den Verkehr nicht behindern. Ob Defaussé sich auf die Dauer bewährte, ist nicht bekannt, jedenfalls aber wurde ein kleiner französischer Ofen in der Steingutfabrik zur Probe erbaut, die nötigen Materialien, Feldspat und Quarze bezogen und Lieferungskontrakte mit den Bauern aus der Gegend von Halle auf Porzellanerde abgeschlossen. Denn dort findet sich die einzige brauchbare Porzellanerde im nördlichen Deutschland. Mit der Theorie hatte sich Nathusius wohl völlig bekannt gemacht, aber die Praxis der Fabrikation erforderte wieder eine Menge Versuche und kostete ziemlich viel Lehrgeld, wie das in der Ge-

schichte der Porzellanmanufaktur sich immer wiederholt hat. Aber gerade darum wird diese ihn besonders angezogen haben. Er schreibt darüber nach zwei Jahren: „Meine Porzellanfabrik arbeitet mit sehr gutem Erfolg, und zwar nach einer ganz neuen Theorie in Absicht der Masse und im Brennen (das fertig zubereitete Material zum Porzellan, auf dessen Zusammensetzung es hauptsächlich ankommt, wird Masse genannt). Ich gebrauche um ein Drittel weniger Feuerungsmaterial, denn meine Öfen sind jetzt ganz anders konstruiert. Ich habe ein Kapital von 52 000 Talern darin verwendet, worunter aber die Dampfmaschine von acht Pferdekräften und alle Vorrichtungen begriffen sind."

Damals bestand in Preußen nur die Königliche Manufaktur in Berlin, welche Friedrich der Große angelegt hatte, und die ebenfalls königliche Fabrik von Sanitätsgeschirr, so genannt, weil diese geringere Ware, im Gegensatz zu Fayence und Steingut, kein Metall in der Glasur enthielt. Die Berliner Fabrik bezog ihre Erde aus derselben Gegend wie Nathusius, aber von einem anderen Lieferanten, da jener die Erde bei einigen anderen Bauern neu entdeckt hatte. Nach Friedrichs Plan sollte die königliche Fabrik eine Schule für das Land sein, aber im Gegensatz zu seinen Absichten hielt sie das Verfahren äußerst geheim. Man suchte Nathusius' Unternehmen zu unterdrücken, indem man einen Prozeß mit seinen Lieferanten anfing und die Porzellanerde als Regale in Anspruch nehmen wollte. Allein das Allgemeine Landrecht stand klar auf Nathusius' Seite, und die Regierung mußte nachgeben.

Das allmähliche Gedeihen der Fabrik bereitete ihm eine ganz besondere Freude und Genugtuung, besonders auch, weil sein Kunstsinn dadurch Befriedigung fand. Von den einfachen Geschirren ging er allmählich zu Luxusservicen, bemalten Vasen und Tassen über. Es wurde ein Atelier für Porzellanmalerei eingerichtet, in dem auch Mädchen beschäftigt wurden. Im Laboratorium wurden die Farben zubereitet, und viele

Dukaten wanderten jährlich in die Retorte, um für die Goldverzierungen verwandt zu werden. Der kleine Wilhelm, Nathusius' fünfter Sohn, in dem der Vater den künftigen Besitzer der Fabrik sah, wurde schon früh zu allerhand Beschäftigung innerhalb derselben verwandt, besonders machte ihm das Zerschneiden der Dukaten Vergnügen. Der früher angelegte Gipsbruch war eingegangen, aber die noch vorhandenen Gipsvorräte wurden zu Porzellanformen verwandt. Auch wurde eine Kupferdruckerei eingerichtet, um schwarze Verzierungen auf das rohgebrannte Porzellan zu übertragen. Der letzte neu-eingeführte Zweig des Betriebes waren Pfeifenköpfe, zu denen die Deckel und Beschläge in einer besonderen Werkstätte verfertigt wurden. Sie gingen zu Tausenden von Dutzenden ab. Der Verkauf der Fabrik verbreitete sich besonders nach den östlichen Provinzen Preußens und nach Schlesien hin. Ein Gebäude nach dem anderen entstand, bis sich mit neuen Brennöfen, mit Beamten- und Arbeiterwohnungen ein ganzes Häuserquartier bildete. Alle Öfen mußten natürlich mit Holz in Betrieb erhalten werden, 3000 Klafter Holz wurden alljährlich in der Fabrik verbrannt. Das Anfahren der Holzvorräte aus den nahen und fernen königlichen Forsten wurde ein neuer Nebenverdienst der umliegenden Bauern. Zur Winterszeit sah man die Straßen mit langen Wagenzügen bedeckt; große Windbrüche und Verheerungen der Kiefernraupe in den Forsten kamen der Fabrik in den ersten Jahren sehr zustatten und schafften ihr wohlfeiles Holz.

Tag für Tag qualmten die Öfen, und der Rauch legte sich zur Zeit wie eine dunkle Wolke über das ganze Tal, ein ungewohnter Anblick für die ländliche Umgebung. Nachts aber, wenn die hohen, roten Flammen aus den Schornsteinen züngelten, geschah es einige Male, daß aus den benachbarten Dörfern die Spritzen angerasselt kamen, um das vermeintliche Feuer zu löschen. Man mißtraute der unheimlich qualmenden und leuchtenden Fabrik, und als in den nächsten Jahren infolge von Nässe das Getreide

überall unter Befall (einer Pilzkrankheit) zu leiden hatte, schob man dies auch dem Ungeheuer mit seinen giftigen Dünsten in die Schuhe. Erst in den nächsten Jahren, welche gute Ernten brachten, wurde seine Unschuld klar erwiesen. Die Ware wurde allmählich noch durchsichtiger wie das Berliner Porzellan und näherte sich mehr dem französischen. Der Absatz nahm so zu, daß man, um nicht noch mehr Öfen zu bauen, rascher brennen und die Ware noch heiß aus den Öfen nehmen mußte, so daß in jeder Woche zweimal gebrannt werden konnte. Da die von der Fabrik gelieferte Ware ziemlich unempfindlich gegen Temperaturwechsel war, so konnte man sich diesen Vorteil machen. Zuletzt waren, nach den Jahreszeiten wechselnd, 200—300 Menschen in der Fabrik beschäftigt, denn Nathusius wußte es so einzurichten, daß die Leute, welche im Sommer in Feld und Garten arbeiteten, im Winter in den anderen Betrieben Beschäftigung fanden. Es wurden die besten Muster aller Art angeschafft und benutzt. Eine besondere Spezialität der Fabrik waren die Service mit Kanten, mit feinem dunkelgrünen Laub verziert, wie sie jetzt wieder ähnlich in die Mode gekommen sind. Hier und dort taucht das alte Althaldensleber Porzellan, besonders die hohen Henkeltassen, wieder bei den Antiquaren auf. Während der Belagerung von Paris 1871 lag ein Enkel von Nathusius, ein Husarenleutnant, mit seiner Schwadron in Sèvres. Er gab sich dem Direktor der berühmten Porzellanfabrik zu erkennen als ein Althaldensleber Kind, und dieser zeigte ihm in seinem Museum verschiedene schöne Stücke aus der Fabrik seines Großvaters, zu gegenseitigem Vergnügen.

Manche heitere Erinnerungen knüpften sich an die Porzellanfabrik. Mit Lachen erzählte Frau Luise noch später, wie geschickt ihr Gemahl, wenn die Händler zum Einkauf bei ihm erschienen, die Teller auf die Erde zu schleudern pflegte, ohne daß ein einziger davon zersprang, und ihnen damit gar sehr imponierte. Eines Tages, als er eben den ganzen Kopf voll von seinem Porzellan hatte, war er bei Freunden zu Gaste

geladen. Als er nun den gefüllten Suppenteller vor sich stehen hatte und sich dabei lebhaft unterhielt, ergreift er plötzlich den Teller, um instinktmäßig nach dem Fabrikzeichen zu sehen, kehrt ihn um und läßt die ganze Suppe über das Tischtuch strömen. Die Tassen wurden viel verschenkt, besonders die mit dem Bilde des Fabrikanten. Auch hatte einer der geschickten Porzellanarbeiter eine allerliebste kleine Statuette seines Herrn aus gebranntem Ton verfertigt, so wie er ihn täglich durch die Fabrikräume wandeln sah. Auf dem schmal und dürftig gewordenen Körper erscheint der Kopf mit der hohen Pelzmütze um so charakteristischer. Als Nathusius die kleine Figur zu Gesicht bekam, ärgerte er sich, sie mochte ihm wie eine Karikatur erscheinen. Der Befehl erging, alle Exemplare davon zu vernichten. Zum Glück aber wurden einige davon heimlich zurückbehalten, und sie sind eine wertvolle Ergänzung zu seiner großen Büste, zu deren starken Zügen man sich unwillkürlich eine stattliche Gestalt denkt.

Aber auch bei diesem sonst so erfreulichen Betriebe gab es wieder schwere Maschinennöte. Zum Zermahlen und Stampfen des harten Materials, welches zum Porzellan erforderlich war, hatte Winstrup, der Däne, eine der halbfertigen Dampfmaschinen aus Neubauers Zeit in Stand gesetzt. Allein sie war noch nach alter Art konstruiert, mit einem ungeheuren Dampfkessel und niedrigem Schornstein, kostete sehr viel Feuerung und leistete dafür wenig. Wieder einmal kam ein neuer Mechanikus zu dieser Zeit in Althaldensleben an, namens Steinkamp aus Bremen, der eine neue Erfindung zur Vervollkommnung der Dampfmaschine gemacht hatte. Da bei den damaligen Maschinen viel Kraft durch die Reibung des Stempels in dem Zylinder verloren ging, so hatte Steinkamp einen Zylinder mit doppelten Wänden konstruiert und ließ den Stempel in Quecksilber spielen, welches beim Auf- undabgehen desselben zwischen den Wänden steigen und fallen konnte. Er verhinderte auf diese Weise alle Berührung zwischen Stempel und Zylinder, während die Reibung mit dem flüssigen

Quecksilber nur sehr wenig Kraft kostete. Die Sache war neu und sinnreich, und Nathusius, der so gern alles Neue fördern mochte, war ganz davon eingenommen. Diesmal konnte man ihm kaum Leichtsinn vorwerfen, denn Steinkamp hatte ein Attest aus Bremen mitgebracht, wonach er bereits in seiner Vaterstadt eine solche Maschine mit Erfolg gebaut hatte. Die alte Dampfmaschine der Porzellanfabrik wurde also neu eingerichtet, die nötigen Ergänzungsteile in Berlin gegossen und ein paar Zentner Quecksilber angeschafft. Als nun alles so weit war, ging die Maschine denn auch sehr schön an. Aber schon nach ein paar Stunden fischte man in der Beber, wohin das Wasser der sich niederschlagenden Dämpfe seinen Abfluß hatte, Quecksilber auf. Nathusius war entsetzt, er glaubte schon die ganze Gegend durch das Quecksilber im Flüßchen vergiftet, und der Maschine wurde sofort Einhalt getan. Es fand sich, daß sich beinahe die Hälfte des Quecksilbers schon verflüchtigt hatte. Auf dem Dampfkessel saß der arme Erfinder blaß und entstellt, entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Kein Wort war aus ihm herauszubringen, er hatte alle Besinnung verloren. Unter Elsters Aufsicht packte man ihn auf und schickte ihn fort. In den physikalischen Lehrbüchern der Bibliothek fand sich dann zu spät, daß das Quecksilber, welches sich eigentlich erst bei einer viel höheren Temperatur verflüchtigt, schon bei 80 Grad in kochende Wasserdämpfe übergeht, wodurch der Vorgang erklärt wurde.

Nathusius war die Sache nun so verhaßt, daß er von der ganzen Dampfmaschine nichts mehr wissen wollte. Mit dem noch übrigen Quecksilber hat sie still gestanden bis an seinen Tod. Zum Teil mußte die ehemalige Gipsmühle die Arbeit übernehmen, und außerdem wurde die altmodische Roßmühle wieder angelegt, mit der man angefangen hatte, wozu eigens achtzehn bis zwanzig Pferde gehalten werden mußten. So geschah es, daß der erste Maschinenfabrikant Norddeutschlands jetzt, wo alle Welt begann, sich Maschinen anzuschaffen, seine

Porzellanmühlen fort und fort mit einem einfachen, elenden Göpelwerk betrieb.

Mit der Zeit wurde die Konkurrenz leider größer. Der Zollverband, welchem sich immer mehr deutsche Staaten anschlossen, erleichterte den Absatz der kleinen thüringischen Porzellanfabriken, auch in Preußen entstanden mehrere neue, und die Preise gingen herunter. Trotzdem dachte Nathusius noch kurz vor seinem Tode an eine Erweiterung und an den Bau neuer Öfen, um dies sein Lieblingskind noch weiter zur Entwicklung zu bringen. Später aber rentierte die Fabrik durchaus nicht mehr und wurde von den Söhnen aufgegeben. Nur die schönen eignen und fremden Porzellane und Tonwaren, welche sich im Besitz der Familie befinden, erinnern noch daran.

Noch zu Nathusius' Lebzeiten wurden die Eisengießerei und der Kupferhammer aufgegeben, auch die Zuckerraffinerie und die Ziegelei wurden vereinfacht. Die Mühlen, die Brennerei und die Brauerei aber wurden mit Vorteil weitergeführt. Er machte auch noch einen Versuch, bayrisches Bier zu brauen, das jetzt in Norddeutschland bekannter und begehrter wurde, aber dieser scheiterte wieder an der Persönlichkeit des bayrischen Braumeisters, eines arroganten, unzuverlässigen Menschen. Die Obstweinbereitung, die er einige Jahre ganz hatte liegen lassen, wurde infolge reicher Obsternten der Jahre 1833/34 noch einmal aufgenommen. Da die Johannis- und Stachelbeerplantagen meist eingegangen waren, so wurde hauptsächlich mit Äpfeln gearbeitet. Auch wurde in diesen üppigen Jahren Traubenmost angekauft, besonders aus den Weinbergen an der Saale, wo man nicht genug Gefäße auftreiben konnte, um die Masse des Mostes zu fassen. Selbst vom eignen Gewächs wurden einige Oxhofte gekeltert und ein angenehmes, moussierendes Getränk daraus bereitet. Zugleich wurde die Obstweinkellerei zur praktischen Schule für den fünfzehnjährigen Sohn August, der sich an der Verwaltung beteiligen und die Rechnungen führen mußte.



J. G. Nathusius

Kleine Tonfigur aus den letzten Lebensjahren

Bis zuletzt blieben aber doch die Gärten das, was Nathusius die reinste Genugtuung bereitete. Die Versendung der Gewächse nahm von Jahr zu Jahr zu, bis nach den Ostseeprovinzen gingen Schiffsladungen davon ab, und bis in die südlichen Provinzen Österreichs erstreckte sich die Kundschaft.

In dem Wunsche, jedem seiner Söhne ein Gut zu hinterlassen — Hermann war, wie schon gesagt, in Hundisburg etabliert, Philipp und Wilhelm waren für Althaldensleben bestimmt —, kaufte Nathusius in seinen letzten Lebensjahren noch zwei Güter, Meyendorf und Königsborn. Meyendorf, auch ein säkularisiertes Kloster, war ein treffliches Besitztum mit großer Ackerfläche und einem mit schönem Hochwald bestandenen Forst. Als es zum Verkauf kam, griff Nathusius zu, ohne sich zu besinnen, ohne es nur gesehen zu haben, und er hatte den Kauf nicht zu bereuen. Nur in einer Beziehung täuschte er sich in seinen Erwartungen. Man fing damals an, in der Gegend nach Kohlen zu forschen, und so hoffte man auch bei Meyendorf welche zu finden. Aber diese letzte Quelle modernen Wirtschaftslebens zu erschließen, die ihm von unabsehbarem Nutzen geworden wäre, blieb ihm versagt. Das Gut war noch auf mehrere Jahre verpachtet, aber er pachtete so viel Acker zurück, um sofort Plantagen anlegen zu können. Die Anger und Wege wurden mit Obstbäumen bepflanzt und eingefaßt, die Abhänge mit Eschen und anderen nützlichen Baumsorten. Meyendorf war nur drei Meilen von Althaldensleben entfernt; so war Nathusius häufig dahin unterwegs, und Elster beteiligte sich eifrig an den Gartenanlagen.

Königsborn lag auf der rechten Seite der Elbe — Nathusius kannte es von früher her —, und da es nur eineinhalb Meilen von Magdeburg gelegen war, hoffte er auf einen günstigen Absatz der Garten- und Wirtschaftsprodukte für den künftigen Besitzer. Aber es war ihm nicht mehr beschieden, sein neues Eigentum noch einmal zu sehen, seine Kräfte erlaubten die Reise dahin nicht mehr.

Das Ende

Einmal noch wurde Nathusius aus seinem allmählich stiller werdenden Dasein aufgeschreckt, und zwar durch die französische Revolution 1830, deren Verlauf er mit jugendlichem Interesse verfolgte, in der Hoffnung, daß sie auch für Deutschland eine Erfüllung seiner politischen Ideale bringen würde. Bald aber wurden diese Eindrücke durch einen großen Schrecken abgelöst. Die Cholera, welche schon länger von Osten her gedroht hatte, hielt zum erstenmal ihren Einzug in Deutschland. Nathusius hatte ein unbezwingliches Grauen vor allen ansteckenden Krankheiten, vor allem vor dieser neuen, schrecklichen Seuche, nicht nur für seine Person, sondern hauptsächlich für seine immer so ängstlich behütete Familie. Sobald die Krankheit in Berlin ausbrach, entschloß er sich, zu flüchten. Mit einer Kavalkade bepackter Wagen wurde aufgebrochen, nur Hermann blieb in Hundisburg zurück. Auch die nüchterne, ruhige Gattin reiste mit Todesgedanken ab, wie ein Brief beweist, den sie wegen zurückgelassener Familienpapiere nach Althaldensleben von der Reise aus schrieb.

Zuerst hielt man sich einige Wochen in Braunschweig auf, dann ging es für den Winter nach dem heimatlichen Kassel, wo die Familie mehrere Monate in dem jetzigen Schloßhotel auf Wilhelmshöhe zubrachte. Während dieses Aufenthalts hielt er sich noch so jugendlich, daß alle den frischen Geist und die feurige, lebendige Unterhaltung des Mannes von einundsiebzig Jahren bewunderten. Die hessischen Verfassungskämpfe dieses Winters erlebte er mit und natürlich voller Teilnahme und Interesse. Aber bald nach der Rückkehr von Kassel begann sich eine gewisse Veränderung bei ihm zu zeigen. Bis dahin war sein Gang so schnell und kräftig gewesen, daß oft die jüngsten seiner Gäste

Mühe hatten, mit ihm Schritt zu halten, wenn er ihnen seine Fabriken zeigte. Manchmal vergaß er auch das Frühstück darüber, so daß sie ihm zuletzt wohl mit etwas sauersüßem Gesicht ihre Bewunderung aussprachen. Jetzt wurde sein Gang schwerer, seine bis dahin so gerade Haltung etwas gebeugt und seinem noch raschen, lebhaften Geiste begann die Unterstützung der physischen Kräfte zu fehlen. Seine bis dahin so eiserne Gesundheit wurde schwankend. In bezug auf den vielen Besuch wurden jetzt andere Einrichtungen getroffen, Freund Elster übernahm es mehr und mehr, die Fremden umherzuführen, und oft hielten sie sich bei seinen anregenden Gesprächen in der Schulstube auf, was für seine Schüler eine Quelle interessanter Erinnerungen wurde.

Die Fülle der Besuche ließ jetzt auch allmählich nach, und Nathusius empfand, daß sich die Welt um ihn her allmählich veränderte. Überall wuchsen neue Industrieanlagen auf, die Frucht seiner eignen Anregungen. Er durfte sich zwar darüber nicht beklagen, denn dies war ja doch, was er immer gewünscht und angestrebt hatte. Aber er verlor dadurch an seiner eignen, hervorragenden Stellung. Auch der größte Mensch wird im Alter von seiner eignen Zeit überholt, und zu den Lebenskünstlern, die sich damit geschickt auseinanderzusetzen wissen, gehörte Nathusius mit seiner heißen Natur nicht. Er konnte sich mit der heranbrechenden neuen Zeit auch als Geschäftsmann nicht mehr recht vertragen, denn er gehörte noch der Periode an, wo das Tuch teuer, aber so gut war, daß der Rock vom Vater auf den Sohn vererbte. Er hatte nach dem Grundsatz gearbeitet, jede Ware so gut als möglich zu liefern, wo es sein konnte, besser wie jeder andere. Jetzt nahm die Konkurrenz zu, die Mode wechselte in allen Dingen rascher, die Waren, welche allzu lange hielten, konnte man nicht mehr gebrauchen. Das Geld zirkulierte dreimal so schnell wie in alten Zeiten, man wollte es nicht mehr in teuren Vorräten festlegen, die keine Zinsen brachten.

„Die Leute müssen zum Geschäftsmann kommen, nicht er zu den Leuten," war immer sein stolzes Wort gewesen; jetzt kamen die Geschäftsreisenden auf, den Leuten wurden die Waren aufgedrungen, zuweilen fast geschenkt. Die früher so seltenen Bankerotte wurden jetzt häufig, kurz, es traten allgemach die beweglicheren modernen Verhältnisse ein, in die er sich nicht finden konnte. Ihm schien es, daß die Kaufleute und Gewerbetreibenden nichts mehr auf sich hielten, daß die Ehre, die ihnen früher obenan stand, ihnen abhanden gekommen sei. Die Eisenbahnprojekte, welche jetzt auftauchten, verwarf er nicht geradezu, aber die Zeit zu ihrer Verwirklichung schien ihm für Deutschland noch nicht gekommen. „Ihr seid auf einem falschen Wege," sagte er, „erst laßt das Bedürfnis dazu da sein und dann baut Eisenbahnen. Seht zu, daß ihr mit eurer Industrie so weit kommt wie die Engländer, und dann wird die Zeit für die Eisenbahnen kommen." Überall regte sich's wieder in bezug auf die Rübenzuckerfabrikation, ja die Menschen wurden von einer wahren Schwärmerei dafür erfaßt, aber jetzt blieb Nathusius gleichgültig der neuen Strömung gegenüber. Die Lust an seinen Geschäften ließ nach. Alles Halbe war seiner Natur zuwider, und er fühlte, daß er nichts Ganzes mehr leisten konnte. Er verlor allgemach die Übersicht, und die Zügel glitten ihm aus den Händen. Überall um ihn her ging der Same auf, den er hatte säen helfen, aber sein eignes Land konnte keine neuen Früchte mehr hervorbringen.

Es war oft schwer, ihn in den häufiger werdenden schwachen Stunden harmlos zu unterhalten. Inhaltloses Geplauder, leichte Lektüre interessierten ihn nicht, ebensowenig die Karten oder andere Spiele, welche den meisten über langweilige, trübe Stunden hinwegzuhelfen vermögen. Kein Wunder, daß er schwer unter dem Altwerden litt und allmählich immer reizbarer und herber wurde. Geniale Menschen pflegen nicht die allerbequemsten Hausväter zu sein, das ist auch Nathusius nie gewesen, am wenigsten zu dieser Zeit, da er noch so viel wollte

und so wenig konnte und ihn vor allem die Sorge um die Erhaltung seines „kleinen Königreiches“ quälte. Aber immer noch fand er am meisten Trost und Freude innerhalb seiner Familie, ob er ihnen wohl oft das Leben recht schwer machte. In gleichmäßiger Treue stand ihm seine Luise bis zuletzt zur Seite, und im Jahre 1834 konnte er noch seine Silberhochzeit im kleinen Kreise feiern. Es wurde ihm sehr schwer, daß er seine Frau in dieser Zeit nicht nach Pyrmont begleiten konnte, was ihre Gesundheit dringend erforderte. Die beiden Kleinen, seine Lieblinge, begleiteten sie. „Es ist so still im Haus,“ schreibt er, „und alles so ungewohnt. Wenn nur die Kleinen hiergeblieben wären, sie hätten doch etwas Lärm im Hause gemacht. Die Erdbeeren kann ich nicht mehr mit Hannchen teilen, gestern haben wir die letzten bekommen. Heinrich und Hannchen, die doch keinen Brunnen trinken, müssen täglich Walderdbeeren essen, deren es dort viele gibt.“ Überhaupt hatte er zu den jüngeren Kindern ein anderes Verhältnis wie zu den drei ältesten. Er verlangte nicht mehr so viel, verkehrte unbefangener mit ihnen, und sie haben darum auch eine herzlichere, kindliche Erinnerung an ihn behalten. Hermann, der Besitzer von Hundisburg, hatte eigentlich eine ganz selbständige Stellung dem Vater gegenüber, aber in Wirklichkeit war es keine leichte. Die Güter lagen allzu nahe beieinander, und täglich hatte der Vater Gelegenheit, die Tätigkeit seines Sohnes zu beobachten und zu kritisieren. Es regte ihn fortwährend auf, einen anderen in Hundisburg an seiner Stelle schalten zu sehen, und das um so mehr, da Hermann selbst ein genialer Mensch war, der nicht anders konnte, als seinen eignen Weg zu gehen. Der junge Philipp, Elsters Lieblingsschüler, hatte es nicht weniger schwer. Er sollte in Althaldensleben den Vater unterstützen und vertreten, eine schwere Last für die jungen Schultern eines Siebzehnjährigen. Zwar war er praktisch hervorragend begabt, aber sein eigentliches Element waren die philosophischen, geschichtlichen Studien, welche er mit Elster trieb, und die poetischen

und schöngeistigen Interessen, die vor dem Vater möglichst sorgsam verborgen werden mußten. Es war ein drückendes Doppelleben, das er bis an des Vaters Tod zu führen hatte. Die älteste Tochter hatte sich zur Zufriedenheit der Eltern verheiratet, August war um diese Zeit im Magdeburger Kontor beschäftigt, und der junge Wilhelm wurde seinem Vater ein hilfreicher kleiner Kamerad, der ihm besonders aus der Landwirtschaft und der Porzellanfabrik zu berichten wußte und damit das Mißtrauen und die Unruhe des Vaters zuweilen milderte, der selbst nicht mehr die Augen überall haben konnte. Daß der Knabe von früh an sich für die Chemie, des Vaters Lieblingswissenschaft, begeisterte, trug ebenfalls zu diesem freundlichen Verhältnis bei. Vor allem aber war es Elster, welcher beruhigend und vermittelnd eintrat. Elster war es auch, der den verehrten Freund durch seine Gärten und Plantagen begleitete und mit Verständnis seine Ideen ausführen half. Er hatte sich so in dessen Seele hineingelebt, daß er selbst zu einem großen Naturliebhaber und geschickten Landschaftsgärtner geworden war.

Eine reine Freude blieb für Nathusius bis ans Ende die Gärtnerei, die Pläne für die Pflanzungen und Anlagen auf den beiden neugekauften Gütern seine letzte Arbeit. Auch wenn es ihm sauer wurde, konnte er von den langen Spaziergängen nicht lassen; überall hatte man Stühle und Ruhebänke für ihn hingestellt, von wo aus er denn seine geliebten Bäume und Sträucher beobachten konnte, die er aus selbstgewonnenem Samen gezogen hatte, und die ihm nun schon in der zweiten Generation Früchte und Blüten brachten. Die Natur war ihm getreuer noch als die Menschen gewesen, sie erquickte ihn bis zuletzt mit ihrem Gedeihen und lohnte seine Liebe und Pflege. Wenn er sich im Zimmer ruhelos und bedrückt fühlte, war er im Freien immer noch ein glücklicher Mensch.

Im Lauf des Jahres 1834 entwickelte sich bei ihm die Todeskrankheit, ein schweres Altersleiden, welches zuletzt die Ernährung ganz unmöglich machte, ihm viele Schmerzen ver-

ursachte, und für das es damals keine Heilung gab. Und er, der sein Leben lang so stolz gewesen auf seine Unabhängigkeit von den Ärzten, klammerte sich jetzt ängstlich an ihre Hilfe. Ein Arzt folgte dem anderen, viele verschiedene Behandlungsarten wurden versucht und von weit her leicht verdauliche Nahrungsmittel verschrieben. Lange aber wehrte sich der zähe Körper gegen den Tod, und schmerzlich empfand der noch so rege Geist das Losreißen von Leben, Liebe und Schaffen. Aber eigentliche Todesfurcht, Grauen vor dem Jenseits, schien er nie zu empfinden.

Ganz ausnahmsweise konnte er sich nur noch um die Geschäfte bekümmern, und der jetzt neunzehnjährige Philipp mußte nun wohl oder übel die oberste Leitung derselben übernehmen. Es wurden nun die wöchentlichen Konferenzen eingeführt, welche Nathusius schon früher einmal gewünscht hatte. Die Vorsteher der verschiedenen Betriebe kamen zusammen und besprachen mit dem jungen Herrn das Notwendige. Das Tagebuch des Jünglings läßt hier und da Blicke tun in das Leiden des Vaters und die Nöte jener Zeit. „Mir kamen die Tränen in die Augen, wie er gestern abend auf dem Sofa lag, bitterlich klagte und mich lobte, daß ich noch sein Trost sei. Nur daß ich majorenn würde, wollte er noch erleben. Gott gebe es.“ — „Ich gehe so allmählich zur Selbständigkeit über. Hat er mir doch schon geradezu gesagt: „Mach, was du willst, ich will mich um nichts mehr bekümmern.“ Es folgten darauf bessere Tage, danach aber wieder eine sehr kranke Zeit. Gerade das Wechselnde des Zustandes war schwer für die Angehörigen. „So sind wir im übrigen wieder in den Zustand des Schwankens und Erwartens zurückgeworfen. „Bleibt mir mit allem vom Halse. Tut euch zusammen und macht, was ihr wollt. Tut, als ob ich nicht mehr wäre“ — das wäre recht gut, aber wir können doch so nicht tun, denn sobald der Vater wieder wohler ist und sich drum bekümmert, müssen wir's doch (vor ihm) verantworten. Unsere gute Mutter hat's recht schlimm jetzt,

und ich kann sie nicht genug bewundern." Der jetzt fünfzehnjährige Wilhelm verstand es gut, in dieser schlimmen Zeit den Vater zu unterhalten, ohne ihn zu reizen und aufzuregen, aber er hatte es leichter wie sein Bruder, da Philipps Geist eigentlich immer in ganz anderen Regionen lebte. Sein Tagebuch berichtet seitenlang über seine wirklichen Interessen und jugendlichen Erlebnisse. Es hatte etwas Tragisches, daß gerade jetzt die Jugend der Familie so dringend ihr Recht verlangte. Während der Vater sich unter Leiden und Nöten zur letzten Ruhe hindurchringen mußte, regte es sich mächtig unter den erwachsenen Kindern. Lulu war zu langem Besuch in Althaldensleben, junge Mädchen, Freunde und Verwandte aus der Nachbarschaft, gingen ab und zu, zwischen ihnen und den Söhnen des Hauses spielten romantische Liebesgeschichten hin und her. Zum Glück konnte das große Haus alle die verschiedenen Elemente in sich aufnehmen, ohne daß das Getriebe den Kranken störte. Dann freilich fühlte man plötzlich wieder seine lebendige, herrschende Gegenwart in drückender Weise: „Vom Vater habe ich lange nichts geschrieben, er ist wieder so weit, daß er heute Hausgang gehalten hat und in meiner Stube einige frevelhafte Bücher (z. B. die Schriften von Bettina von Arnim) entdeckt hat. Oh, über diese gängelnde Beschränkung!" Aber treulich erfüllt Philipp doch seine Pflicht: „Ich hab' die Tage viel gearbeitet und dem Vater einen Plan des Geschäftsganges gemacht. Königsborn ist jetzt an der Tagesordnung."

Der Winter 1834/35 war böse für den Kranken gewesen, Schmerzen stellten sich ein, und er litt schwer unter dem Stubenleben, das er führen mußte. Da war es ihm doch wieder ein Glück, daß der wiederkehrende Frühling ihm noch einmal gestattete, in seinem Element, der frischen Luft, zu atmen. Für kurze Zeit übte sie ihre belebende Kraft über ihn aus. Zum Gehen war er schon zu schwach, aber Elster fuhr ihn im kleinen Ponywagen durch die Gärten, und wie gern griff er da nach einer neuen, freundlichen Lebenshoffnung! Dann aber fühlte

er doch wieder, daß er den Frühling zum letztenmal sah. „Wie schön sind sie doch wieder!“ rief er einmal, als er an den mit Blüten bedeckten, duftenden weißen Akazien vorüberfuhr, die er gepflegt und gepflanzt hatte, dann brach er in Schluchzen aus, und die Tränen liefen ihm übers Gesicht.

Ein großer Wunsch erfüllte sich ihm noch in dieser Zeit: sein ältester Sohn verlobte sich, recht zum Wohlgefallen des Vaters. Als Hermann ihm die Braut zum erstenmal brachte und er freundlich aufstehen wollte, um sie zu begrüßen, da brach er weinend zusammen. Das Gemisch von Wehmut und Freude überwältigte ihn. Sein eignes Leben ging zur Rüste, der Tag der neuen Generation war angebrochen. Die große Weichheit, die in der letzten Zeit oft über ihn kam, war wie eine Rückkehr zum Anfang seines Daseins, zu dem stillen Knaben mit dem weichen Gemüt, dem Liebling seiner frommen Mutter, und oft, wenn der finstre Unmut ihn wieder überwältigt hatte, suchte er ihn schnell mit versöhnlicher Milde wieder gutzumachen. Er bat den Arzt um Verzeihung, dem er mit Heftigkeit und Ungeduld begegnet war, und wenn er den lange bekannten pflegenden Diener in seiner Schwäche mit einem falschen Namen nannte, sagte er nachher: „Wenn Er nur nicht denkt, daß ich Ihn foppen will!“ — „Der Vater leidet sehr,“ schreibt Philipp ins Tagebuch, „und wird im Leiden ordentlich poetisch. Der unterdrückte Genius wirft noch seine letzten Funken.“

Die Besserung im Frühjahr war nur scheinbar gewesen, im Juni konnte er das Bett nicht mehr verlassen, die Kräfte nahmen schnell ab. Zwei Tage vor dem Ende schwand ihm das Bewußtsein seiner Umgebung, er redete in Phantasien. Während das Leben des Leibes allmählich wie ein Licht auslöschte, schien die Seele, ehe sie sich von den irdischen Banden löste, noch einmal hell aufzuflackern. Wie aus den abgebrochenen Worten hervorging, zog sein vergangenes Leben mit unglaublicher Schnelligkeit wieder an ihm vorüber. Es war, als ob er zuletzt noch alle Winkel der Erinnerung durchstöberte. Von

Dampfapparaten und von der Brauerei sprach er und von der geliebten Porzellanfabrik. Er nannte Freunde und Zeitgenossen und bestimmte wie früher, daß ihnen Ananas geschickt werden sollten. Dann wieder beschäftigten ihn theologische Fragen, und zuletzt tauchten Erinnerungen an seine Mutter und an seine Kindheit auf. Am Abend des zweiten Tages, am 23. Juli 1835, entschlief er, und die milde Hand des Todes strich über sein Gesicht, das im Augenblick einen klaren, sanften und festen Ausdruck annahm.

Es war ein schöner Sommermorgen, als er in aller Stille von den Seinen zur Ruhe gebracht wurde. Freund Elster hielt ihm die Gedächtnisrede, schlicht, ohne Lobhudelei, gab den Kindern noch einmal das Bild seiner Persönlichkeit und seines Lebens und ermahnte zur Treue gegen die Mutter. Unter hohen Eichen, im stillsten, verborgensten Teile seines Gartens, wurde er neben seinem Sohne Gottlob beigesetzt. Ein Hügel, mit dichtem Immergrün bewachsen, bezeichnet seinen Ruheplatz.

Althaldensleben, die Lieblingsstätte seines Wirkens, ist im Lauf der Zeit in andere Hände übergegangen, und nur der schmucklose Hügel, um den sich allmählich noch viele andere geschart haben, ist den Nachkommen geblieben. Der Letzte, der in neuester Zeit dort gebettet wurde, war ein Urenkel, ein Opfer des Karpathenkrieges. Die andern Nachkommen dieses rechten deutschen Mannes, welche ihr Leben für die Zukunft des Vaterlandes gelassen haben, ruhen in fremder Erde.


SALLMAYER'SCHE
BUCHHANDLUNG
WIEN. I SCHWANGASSE 2

